

Spizidol No. 19. b.
Verb: In Mundium

28361

3.

Rsb.
Eur. Sk. 3.

In

Scandinavien.



Nordlichter.

Von

Edward Boas.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5153861

Leipzig,
Verlag von Fr. Ludw. Herbig.
1845.

Boas



In

Scandinavien.



28361

NH 47600/TMK

In
Scandinavien.

Nordlichter.

Von

Edward Boas.

Leipzig, 1845.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

Lyller, postman
Dunee
Norwegen

Wiederholungsfragen

Wiederholungsfragen

112

Wiederholungsfragen

1848, Leipzig

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

ZBIORNICA
Kolekcja Biblioteki
Zabrzeńskie Centrum

Inhalt.

	Seite
I. Bis zur See	1
II. Ueberfahrt	12
III. Fortsetzung	23
IV. Stockholm	37
V. Aphorismen	53
VI. Das Bellmannsfest	69
VII. Schwedische Sprache und Poesie	79
VIII. Nach Upsala	102
IX. Fortsetzung	117
X. Die Dalekarlier	127
XI. „Ein Reiseversuch im Norden“	141
XII. Das Ritterhaus	156
XIII. Kunst in Schweden	168
XIV. Abfahrt von Stockholm	180
XV. Der Götha=Canal	192

	Seite
XVI. Der Wetter- und Wenersee	206
XVII. Die Wasserfälle von Trollhätta	217
XVIII. Durch Gothenburg	231
XIX. Auf der „Christiania“	241
XX. Kopenhagen	252
XXI. Ein Stück Italien	267
XXII. Die dänische Poesie der Gegenwart	281

I.

Bis zur See.

Au einem klaren Julimorgen begab ich mich nach dem Bahnhof, und verließ auf der Eisenbahn Berlin, „das große Straußenei im Sande,“ welches die Sonne der Bildung ausbrüten soll. Draußen war der Boden dürr; die Vegetation konnte zu keinem festen Entschluß kommen. Bleichsüchtige Getreidefelder wechselten mit bloßem Kiefernholz, und nur selten kam durch blaublühenden Flachs oder purpurne Mohnpflanzungen einige Farbe in das Bild — sonst dominirte die Kartoffel. Das Land sah aus, als schäme es sich, nicht einmal die schüchterne Erika ernähren zu können; ringsum zeigte sich alles glanzlos und schlaff, nur der Staub hatte allein noch Energie.

Von Angermünde aus überließ ich mich dem Rütteln des Postwagens. Prenzlau und Pasewalk wurden erreicht, verwischte Städte ohne Physiognomien. Der Abend zog über die Felder, weithin lag dichte Finsterniß — wir waren in Pommern. Ein junger Mensch, auf dessen breiten Lippen sich die Dummheit bequem

ausstrecken konnte, erzählte uns: Prenzlau und Pasewalk hätten vormals fortdauernd im Kriege gelebt, aber die Prenzlauer wären von den Pasewalkern geschlagen worden, und noch heutigen Tages bewahre man zu Pasewalk die Köpfe von sieben Rathsherrn aus Prenzlau. Die alte Fehde glühe auch noch immer unter der Asche fort, und wenn ein junger Pasewalker nach Prenzlau aufs Gymnasium gethan würde, dann bekomme er wenigstens doppelt so viel Prügel, als ein Anderer, und zwar aus Nationalhaß. Er — der Erzähler — müsse das wissen, denn er sei ein Pasewalker von Geburt, und habe fünf Jahre lang das Prenzlauer Gymnasium besucht.

Mir gegenüber saß eine Dame mit vollem Elfenbeinarm, dem man ansah, daß er gewöhnlich kalt war, daß er aber in traulichen Stunden für einen Pygmalion wohl feuriges Leben gewinnen mochte. Allen Anzeichen nach, mußte sie aus Berlin, oder vielleicht sogar aus Potsdam sein. Die Dame lächelte beim Schluß der Erzählung. — Uebrigens ist es wahr: es gab eine Zeit in diesem Winkel zwischen Oder und Elbe, wo Städte, Ritter und Geistlichkeit einander rastlos in den Haaren lagen, wie der treffliche Klöden das in seinen „Quitow's“ so frisch, so treu und so naïv zu erzählen weiß. Noch findet man hin und wieder auf einzelnen Anhöhen, zwischen Fichten- und Eichenkampen, die Trümmer von Burgen, in denen jene märkischen Recken gewohnt haben. Originelle Kauf- und Saufbolde, die immer Kourage und Durst besaßen, und die womöglich noch tiefer in Schulden steckten, als ihre ritterbürtige Nachkommenschaft.

Der Pafewalker sagte, es sei sehr Schade um jene Zeit, und alles müsse aufgeboten werden, sie wieder zurückzuführen. Damals war der Edelmann noch was werth, und konnte leben wie Gott in Frankreich. Wenn zwei Adelige Krieg hätten, so machten sie sich ein wahres Vergnügen draus; sie brannten dann nämlich die Dorfschaften ihres Gegners nieder, und trieben den Bauern ihre Heerden fort. Sich selber aber thaten sie nichts. Und wenn doch zufällig Ritter Jobst in die Gefangenschaft des Ritter Kurt gerieth, so sprach der Letztere: „Ritter Jobst, Ihr seid mein Gefangner auf Ehrenwort und müßt mir fünfhundert Thaler Lösegeld bezahlen!“ Nun jagten und sofften die Beiden den ganzen Tag zusammen. Ritter Jobst aber schrieb an seinen Vogt, er solle die fünfhundert Thaler, gut oder böß, von den Unterthanen eintreiben, und diese mußten bezahlen, damit ihr „gnädiger Herr“ nur wieder heimkehren konnte. „Ja, bei Gott! Es war eine schöne Zeit, und ich hoffe sie bald von neuem ausleben zu sehn!“ fügte er mit einem Gesichte hinzu, welches polizeiwidrig dumm ausah.

Ich fragte ihn, ob er vielleicht auf die deutsche Adelszeitung abonniert sei, er antwortete „Ja!“ und wir kamen nach Anklam, als der Wächter eben Mitternacht abdutete. Fröstelnd hüllte ich mich in den Mantel und schlief ein. Als ich erwachte, war das Wetter kalt und trübe; die Sonne ging hinter Wolken auf, und bald fing ein betriebsamer Regen an zu strömen. Wir erreichten Greifswald, eine öde, graue Stadt, in der uns glücklicherweise warmer Kaffee erwartete — Die Ostsee kündigt sich unscheinbar an — man glaubt

einem Landsee entgegenzureisen. Unfre Berlinerin, oder vielleicht sogar Potsdamerin, welche den Cooper, den Sue und den Marryat gelesen hatte und jetzt nach Putbus ins Seebad ging, wollte uns trotz aller Bethuerungen nicht glauben, daß sie das baltische Meer vor Augen habe. Ihr fehlte das Erschütternde des Anblicks, das Wellengebrause, Mowengeschriß und Sturmgeheule. Statt dessen fand sie nur einen kahlen Wasserstreifen, flache Ufer, hier und drüben und zur Seite festes Land — die Dame würde sehr unbefriedigt gewesen sein, wenn sie nicht alles für Scherz gehalten hätte.

Stralsund hat durch Wallenstein's Schwur: „Ich muß es haben, und wenn es mit Ketten am Himmel hänge!“ eine unverdiente Berühmtheit erlangt. Das ist gerade, als wenn Journalisten das fade Buch irgend eines befreundeten Autors durch gigantische Redensarten künstlich emporgeschraubt. Mit großen Erwartungen nimmt man es zur Hand, und findet nichts als — Langeweile. Stralsund liegt auf der Schattenseite der Cultur, und man merkt wohl, daß schmutzige Fischhändler es gegründet haben. Plumpe, unschöne Siebelhäuser; krummange Gäßchen; elendes Pflaster — das ist die Stadt. Ein schmaler Weg am Ufer, voller Gerümpel, Balken, alten Fässern und Unreinlichkeiten — das ist der Hafendamm. Und hier sollte ich acht und vierzig Stunden verweilen! Nach Rügen konnte ich nicht hinüber, denn die Dächer glänzten naß, und aus allen Rinnen, von allen Bäumen troff der Regen hastig herab.

Ein Aufenthalt in diesem Theile Pommerns kann

übrigens wohl als Vorstudium zu einer Reise nach Schweden betrachtet werden. Es herrscht eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen beiden Ländern, und die Provinz Schonen hat in Boden und Vegetation noch ganz den pommerischen Charakter. Außerdem mußten, durch eine zweihundertjährige politische Verbindung mit Skandinavien, viel schwedische Sitten hier Wurzel fassen. Die Lebensweise der Stralsunder hat noch mancherlei Fremdartiges in sich, und man pflegt die Suppe nicht als die nothwendige Duvertüre einer Mittags-Oper zu betrachten, sondern schaltet sie lieber in der Mitte ein. Auch der Dialekt läßt jene Wohlverwandtschaft erkennen, insofern ihn nämlich nur die Schweden für Deutsch, die Deutschen aber für Schwedisch halten. Es wird in dieser Küstengegend der letzte Versuch gemacht, unsere Sprache zu reden, und man kann den Versuch nicht eben einen gelungenen nennen. Die Vokale schlagen fast alle in ein dickes a u. ö um; die Consonanten sind indifferent geworden, und für den Fremden kaum zu unterscheiden. Nachahmbar ist dieser Dialekt gar nicht, weil der Mund erst durch den häufigen Genuß pommerischer Klöße diejenige Geräumigkeit erhalten haben muß, welche er nothwendig erfordert. So stolpert er aus vollen Backen daher — ein Dialekt in den Flegeljahren — mit spigen Ellbogen und schlotternden Beinen, stößt überall an, und erregt Lachen, wo er sich blicken läßt.

Was ich vorhin von der Stadt Stralsund sagte, paßt ziemlich für den ganzen Gau: er liegt auf der Schattenseite der Cultur, und stellt den Epheu vor, der

sich mit zähen Ranken an die Schutt- und Trümmerhaufen des Mittelalters klammert. Die Reaktion kann keinen bessern Boden für ihren Saamen finden, als den pommerschen, denn hier ist noch viel feudalistischer Urwald, den die Art des Fortschritts selten angerührt. Man darf sich nur in Stralsund umsehen, wie da im Rathhause, vor der langen Reihe von Nachtwächterspießen, ernsthaft eine Wache steht, und wie die Leichenbitter mit Degen bewaffnet einherschreiten, dann wird schon Einem ganz mittelalterlich zu Muth. Aber das sind äußerliche Erscheinungen, das ist nur des Pudels Haut. Dahinter wohnt Vorliebe für Privilegien, Monopole und Zunftwesen, welches Letztere selbst der Gewerbefreiheit widerstanden hat, ohne ihr einen Stein seiner chinesischen Mauer zu opfern. Die Ehrlichkeit der Pommern ist, wie ihre Grobheit, zum Sprüchwort geworden. „Grob hält gut!“ sagen sie. Gerade, als ob ein ehrlicher Mensch nicht auch höflich sein könnte.

Zwar ist Pommern ein stockprosaisches Land, aber Finsterniß hat immer eine Art von gräuenhafter Romantik, und darum giebt es eine Menge pommerscher Sagen, in denen fast regelmäßig Monsieur le Diable seine Rolle spielt. Sie sind wenig bekannt, und ich will eine der hellsten und frischesten wiederzugeben suchen.

Bei Stargard liegt, zwischen fetten Weizenhügeln, die Madue, ein glatter blauer See, und vor der Reformation spiegelten sich die Thürme und Zinnen des Klosters Kolbaß in ihm. Hier wohnte seit einiger Zeit der Pater Martin, welcher weit aus Italien hergekommen war, doch nicht freiwillig, sondern auf Befehl seiner

Obern und zur Strafe für das Aergerniß, das er tagtäglich gegeben. Man weiß ja, wie nachsichtig die Herren stets gewesen sind, wo es fleischliche Sünden galt, und deshalb kann man wohl behaupten: Pater Martin muß es etwas toll getrieben haben. Derselbe sah sonst wie andre fromme Mönche aus: seine Platte brauchte nicht geschoren zu werden, denn es wuchsen doch keine Haare darauf; in seinem glänzend feisten Antlitz funkelten zwei lüsterne Augen. Die rothen Wangen, das Doppelkinn, der Bauch, dessen kein Falstaff sich hätte schämen dürfen . . . all diese Einzelheiten deuteten an, wie gut dem ehrwürdigen Pater das Fasten und Kasteien in Italien bekommen war. Aber wunderbarer Weise nahm, seit Martin sich zu Kolbas befand, der Vollmond seines Antlitzes immer mehr und mehr ab, und auch das runde Bäuchlein wurde schwächer. Still und traurig schlich er durch die gewölbten Hallen, aller Lebensmuth schien ihm dahin, und seine Ordensbrüder brachten tausend Vermuthungen vor, was ihm wohl fehlen möge.

Eines Tages, als Pater Martin aus dem Refektorio kam, hielt er im Klostergarten folgendes Selbstgespräch: „Nein, das ist nicht auszuhalten! Statt des goldig blauen Himmels diese Witterung, die aus $\frac{3}{8}$ Nebel und $\frac{5}{8}$ Regen besteht! Statt der weichen feurigen Südländerinnen die kalten plumphen Bauerdirnen! Statt der üppig schwellenden Tafeln diese Hospitalitenmahlzeiten — ich magere so zusehends ab, daß sich leicht die Zeit berechnen läßt, wo gar nichts mehr von mir übrig sein wird. Wie haben wir heute wieder gespeist! Zuerst

jene sprüchwörtliche „blaue Grütze,“ dann ein Stückchen Rügenwalder Spickgans, und dann Maränen. — Maränen? Gerechter Gott! diese kleinen grätigen Fischchen, die in Italien kein Facchino essen würde, verhalten sich zu unsern hesperischen Maränen, wie Disteln zu Dattelpalmen. Crassus hatte Fische in seinem Behälter, die er so innig liebte, daß er die Hingeshiedenen beweinte und sie prächtig bestatten ließ. O, ich möchte auch weinen, wenn ich an die glänzenden Maränen denke, deren perlmutternes Fleisch sich in feinen Blättern ablöst, einer silbernen Rose vergleichbar. Der Teufel soll mich holen, und meinertwegen noch zwölf Mönche dazu, wenn er im Stande ist, mir eine Schüssel Maränen zu verschaffen — — —!“

Der Leser weiß, daß zu jener Zeit ein weit freundlicherer Verkehr, als jetzt, ich möchte beinahe sagen, ein gewisses Familienverhältniß zwischen den Menschen und dem Teufel stattfand. Man rief ihn, und er kam. Darum hatte Pater Martin seine Worte kaum ausgesprochen, so rauschte es in den Büschen, und leibhaftig stand der Gottseibeituns vor ihm. Es war aber nicht der moderne Satan, der sich längst seinen Klumpfuß hat operiren lassen, und sich nun, in Civil oder Uniform, wie andre Leute trägt. Auch nicht Mephisto mit dem Mäntelchen von rother, goldverbrämter Seide und der Hahnenfeder auf dem Hut, denn damals waren noch keine Commentare zu Göthe's Faust geschrieben. Der alte echte Teufel war es, mit Horn und Schweif und Klaue — jenes historische Kostüm, das eigentlich, so gut wie andre, wieder hergestellt werden mußte.

Man möge nicht etwa glauben, Pater Martin sei sehr erschrocken gewesen — das würde sich in seiner Stellung schlecht geziemt haben. Zwar erwartete er nicht, daß ihn der Teufel sogleich beim Wort halten würde, doch da es einmal geschah, so benahm sich Martin, wie es sich für einen Mann von Welt und Erziehung schickt. Er schloß mit dem Bösen einen Accord, worin folgende Paragraphen vorkamen:

§. 1. Signor Diavolo verspricht Sr. Hohehrwürden, dem Herrn Pater Martin zu Kloster Kolbask in Pommern, bis morgen früh vor dem dritten Hahenschrei ein Gericht frischer Maränen aus dem See von Uvella in Italien herbeizuschaffen und an ihn abzuliefern.

§. 2. Der Herr Pater Martin verpflichtet sich dagegen, dem Signor Diavolo sowohl seine eigne Seele, als die Seelen von zwölf andern Mönchen des Klosters erb- und eigenthümlich für alle Ewigkeit zu überlassen.

§. 3. Beide Theile, völlig dispositionsfähig, haben die einzelnen Punkte wohl erwogen, sie entsagen dem Einwande der Uebervortheilung von mehr als die Hälfte, und wollen, daß dieses Paktum sowohl von ihnen, als von ihren Erben und Nachkommen genau erfüllt werde.

Ob die Herren den Contract, herkömmlicher Weise, schriftlich machten, oder ob sie das Ganze als einen Gegenstand unter fünfzig Thaler betrachteten, wobei auch mündliche Uebereinkunft bindend ist — das weiß ich nicht, und kann darüber keine Auskunft geben. Genug,

der Satan fuhr vergnügt von dannen, und auch Pater Martin befand sich anfangs in der besten Laune; er tanzte ordentlich vor Lust, wenn er an sein Leibgericht dachte, das er für solchen Spottpreis erhalten sollte. Aber nach und nach wurde er stiller und schwermüthiger. Sei es, daß die Grütze, oder die Rügenwalder Gänsebrust ihm Unverdaulichkeiten machte — genug, sein Gewissen regte sich, und er ging endlich zum Abt, um ihm alles zu beichten. Dieser schüttelte zwar vorwurfsvoll das Haupt, allein er versprach doch, das Möglichste zu versuchen, ob er den dummen Teufel nicht überlisten könne.

Inzwischen war es Nacht geworden, und eine dicke pommersche Finsterniß bedeckte die Welt. Der Abt öffnete das geheime Klosterpförtchen, bog die Brombeeren zurück, die es umrankt hatten, und schlich hinaus. Am Rande der Madue, wo zwischen spitzen grünen Schwertblättern die gelben Wasserlilien wuchsen, verbarg er sich hinter einem Heuhaufen, der wie eine Mönchskappe geformt war, und den die Bauern deshalb noch jetzt „eine Kapuze“ zu nennen pflegen. Alles ist finster und still ringsum; nur aus den gothischen Fenstern der Klosterkirche glüht trübbröthlicher Lichtschein, und zuweilen flattern von dort Orgelklänge und Bußgesang herüber. Auch Pater Martin liegt zerknirscht am Altar, und richtet sein Gebet an den heiligen Petrus, der ja bekanntlich ein Liebhaber von Fischen gewesen ist.

Draußen geht plötzlich ein Säusen und ein Brausen an. Wie wenn der Sturmwind um seine schöne Braut den Mantel schlägt und mit ihr durch die heu-

lenden Lüfte flieht, so kam der Teufel wieder nach Kol-
 bas gezogen. Auf seinem Rücken hing der Sack voll
 Maränen, die er direkt aus Italien hergeholt hatte.
 Der Orgelton und das: „Veni creator spiritus!“ der
 Mönche machten ihm nervöse Zufälle, doch setzte er sich
 entschlossen wartend auf einen Stein. Endlich wird es
 still im Kirchlein, die Lichter verlöschen, und er will dem
 Vater nun die Maränen abliefern. Da hört man hin-
 ter dem Heuhaufen einen Hahn krähen, und Flammen
 sprühn aus des Satans Auge. Zum zweiten Male er-
 schallt das lustige Frühgeschrei, der Teufel stampft mit
 seinem Pferdefuß, daß der Boden dröhnt, und zum drit-
 ten Male läßt unser Abt ein recht natürliches „Kikeriki!“
 vernehmen.

Da schwingt sich Signor Diavolo wuthschnaubend
 empor, und es riecht nach Schwefel, als ob ein Wein-
 händler in seinem Keller beschäftigt wäre. Der geprellte
 Höllenfürst zieht hinweg, und findet nur in dem Gedan-
 ken noch Trost, daß er seine nutzlose Reise nach Italien ja
 beschreiben und herausgeben könne. Als er über der
 Madue schwebt, beschäftigt ihn dieser Gedanke so sehr,
 daß ihm der Sack voll Maränen entfällt und in die
 Wellen sinkt. Seitdem leben dort die bunten Fische,
 zart und schön, wie die Seen Italiens und der Schweiz
 sie nur irgend bieten. Sie haben durchaus nichts In-
 fernalisches an sich, und die frömmsten Leute entblöden
 sie nicht, ihre Tafeln damit zu schmücken.

So lautet die Sage, und man kann daraus die
 zeitgemäße Moral ziehen: daß es wohl des Versuches
 lohnte, schmackhafte Fische nach Gewässern zu versetzen,

wo sie jetzt nicht heimisch sind, und wo der gebildete Ichthyophage ihren Genuß entbehren muß. Man sieht ja, daß es möglich ist, sie zu acclimatificiren, denn Friedrich der Große hat auch den Sterlet (*Acipenser Ruthenus*) aus der Wolga und dem Jaik nach Pommern bringen lassen. Derselbe kommt dort noch zuweilen vor, und bei besonders festlichen Gelegenheiten ziert Einer den königlichen Tisch.

Am Abend vor meiner Abreise hellte sich der regnerische Himmel ein wenig auf, aber im Osten blieben düstre Wolkenballen lagern, und grellgoldig ging die Sonne unter. Das Stralsunder Rathhaus, mit seiner alterthümlich durchbrochnen Façade und den Kirchtürmen daneben, glühte so energisch, daß der Widerschein blendend in mein gegenüberliegendes Zimmer fiel . . . Alles deutete auf Regen und Sturm.

II.

Heberfahrt.

Morgens war es doch noch leidlich hell, und der Westwind fegte den Himmel von Dünsten rein. Im Hafen schaukelte die „Königin Elisabeth,“ ein schönes Dampfboot; ich bestieg dasselbe, und mit dem Glockenschlage verließen wir das Land. Zur Linken hatten wir die schmale Insel Hiddensee, zur Rechten zeigten sich

Rügens flache Ufer, hinter denen Stubbenkammer, das Carrara der Kreide, emporstieg. Auf dem Eiland ruht Hertha's keuscher Hain mit dem tiefen stillen See, wo einst Slaven den Wagen der Göttin waschen mußten, und wo die unglücklichen dann in der blauen Fluth untergingen, damit sie von den Eleusiniern nichts verrathen konnten. Hierher wandern alljährlich in den Hundstagsferien die Lehrer und Schüler norddeutscher Gymnasien; ihren Tacitus in der Hand, betreten sie mit ehrfurchtsvollem Schauer die classischen Stätten, gedenken der alten Rugier, und schreiben ihre Empfindungen ins Tagebuch.

Ich aber kümmerte mich um Hertha, Tacitus und Rugier nicht — ich fuhr ja wieder einmal auf der freien, frischen See, und jubelte „Thalatta! Thalatta!“ Alle Sorgen, allen Kummer warf ich von mir; ich vergab allen Recensenten, und zog in vollen Zügen die kräftige Meerluft ein. Zu Mittag waren wir auf der Höhe Ankona, die Sonne stand als ein großes Freudenauge am Horizont, und die laue, blaue See glitzerte und schimmerte ordentlich vor Lust. Auch auf dem Schiffe war es nicht traurig und still. Wir hatten Tyroler an Bord, zwei Männer und ein Mädchen, welche gen Norden zogen, um den Scandinaviern ihre hellen Berglieder vorzujodeln. Den Einen hätte ich freilich lieber mit Stuken und Alpstock auf den Felsen sehen mögen, denn er war ein schöner Mann, und alle seine Bewegungen zeigten jene frische Entschlossenheit, welche nur ein Volk erwirbt, das fortwährend von den Gefahren der Alpenwelt umgeben ist und sie besiegen muß.

Das Leben in der Fläche macht blöde und unsicher. Sein Kamerad mochte aber wohl Einer von denjenigen Tyrolern sein, die heut als Handschuhhändler, morgen als Sänger und übermorgen als Bagabond auftreten; es flog ein wüster, lauernder Zug über sein ewig lächelndes Angesicht. Das Mädchen hatte schwarze, erfahrene Augen, und man fühlte bald, daß sie zum Tempeldienst der Besta verdorben sei.

Unsre Reisegesellschaft placirte sich im Halbkreis auf dem Deck; den Mittelpunkt nahmen die Tyroler ein, sie sangen und spielten, tanzten und jodelten in Einem fort. Ich saß zu den Füßen einer jungen Schwedin, welche mir die schwierigsten Wörter ihrer Muttersprache vorsagte, doch benahm ich mich so täppisch bei der Lektion, daß die hübsche Lehrmeisterin gar nicht aufhörte zu lachen. Die Küste schwand indessen hinter uns, wir waren Stunden lang nur von Himmel und Wasser umgeben, allein wir bemerkten es kaum, denn spiegelglatt lag die See, einem silbernen Binnenwasser vergleichbar. Der Berliner Kammermusikus, der die Reise mitmachte, war sogar halb und halb ärgerlich, denn er meinte: ein ganz kleines Stürmchen hätte er doch gern erlebt.

Während uns die Zeit in Scherz und Lust vorübergaukelte, hob sich das schwedische Ufer aus den Wellen empor, und bei Sonnenuntergang landeten wir im Hafen von Nstad. Es ist das ein kleiner, engbrüstiger Ort mit einem einzigen Kirchthurm, aber lautes Regen und Treiben wogte vom Quai bis zum Gasthose hinauf. Im Menschengewühl sah ich sogar eine Cigarren-rauchende Dame, und wie man sich im frem-

den Lande aller heimathlichen Spuren freut, so begrüßte ich hier gern diese Vorläuferin der Frauenemancipation. Aus dem Hôtel rauchte mir ebenfalls eine helle Munterkeit entgegen, die Sprachen mancher Völker tummelten sich durcheinander, und in der Mitte stand Herr Lund, des Hauses ehrlicher Wirth, stets bemüht die tausend obwaltenden Mißverständnisse auszugleichen.

Es giebt immer ein sonderbares Gefühl, wenn man sich Abends in einem Lande findet, das durch und durch verschieden ist von dem, welches man Morgens verlassen hat. Und Schweden tritt gleich sehr charakterfest auf; die kleinsten Sitten und Zustände äußern sich nationell, es fehlt jener leise schattirte Uebergang, den man bei Völkerschaften sieht, die nur durch politische Grenzen von einander geschieden sind. Wie gesagt, das Land stellt sich von Hause aus ursprünglich und eigen dar, aber die Erwartung einer gewissen rauhen Kälte und Stille der Bewohner, welche ich mitgebracht, sollte schon in Ystad vertilgt werden. Im Hausflur und auf der Treppe rauschten seidne Gewänder an mir vorbei; ich sah hohe Damengestalten, schlanke Taillen und lachende Augen. Das Halbdunkel mehrte den Reiz der Neuheit noch, und ich war ganz trunken vor Ueberraschung, als mich ein Sonnenschirm-Fächer neckend auf die Schulter traf.

Mein Zimmer lag vorn heraus, die Fenster beherrschten weit den Meerespiegel, und ich fand dasselbe für ein kleines Hafensstädtchen recht gut mit Sopha, Lehnstühlen und Himmelbett eingerichtet. Unter der Musselinwolke des Lektorns schlief ich vortrefflich, bis Herr Lund mich früh mit der Sonne weckte, um mir anzu-

kündigen: der „Svithiod“ zeige bereits seine flatternde Rauchstandarte am Horizont. Gegen sechs Uhr legte das Boot an, ich bestieg es, und fühlte mich ziemlich fremd und unheimlich darauf. Die Reisegesellschaft kam von Lübeck, sie hatte bereits Leid und Freude mit einander durchlebt, und schien wenig geneigt, noch einen unerfahrenen Neophyten in ihre geschlossene Loge aufzunehmen. Solch Verhältniß hat immer etwas Peinigendes. Mit mir schifften sich nur die Tyroler und etliche hundert Schweine ein, welche gepökelt waren — nämlich die Schweine.

Nachdem ich die Präludien überstanden, wurden die Anker gelichtet. Das Wetter war schön, aber die See rauschte hoch, und auf den blaugrünen Blättern der Wellen blühten silberweiße Schaumlilien. Mehrere Passagiere sahen blaß aus, ihre Nasen traten spitz hervor, und zuerst fielen die Tyroler der Seekrankheit anheim. Neptun mochte wohl ärgerlich sein, daß die Kinder der Berge sich in sein Reich gewagt, und diese wünschten sich zu den höchsten Alpen hin, wo die Lawine niederdonnert, wo Gebirgswässer sich gewaltsam Bahn brechen, und wo die Nagelflühe alles, was ihr nahe kommt, zu begraben droht. Es giebt keine unzuverlässigern Ausdrücke, als Muth und Gefahr — das hängt eben nur von Gewohnheit ab. Der allein ist muthig, der unerwarteten, niegesehenen Schrecken mit kühnem Auge und ruhigem Herzen entgegengeht.

Das Schiffsglöcklein läutete, wir wurden zum Frühstück gerufen. So eine schwedische Frukost entwickelt sich nicht ohne gewisse epische Breite. Bald nach dem

Aufstehn genießt man einen Kop casse med skorpor, d. h. mit Zwieback, und zwei Stündchen später setzt man sich an den vollständig gedeckten Tisch. Hier nimmt man zuerst einen sup, nämlich ein Glas Kümmel- oder Anis-Branntwein, dann trinkt man Thee, ißt Butterbrod, Schinken, Wurst, Käse und Bier dazu, und am Ende folgt noch ein warm Kötträtt — Beeffsteak's, Co-telettes, oder dergleichen. Während der Mahlzeit zeigte sich die Gesellschaft schon offner und zugänglicher; ich begriff nun, daß ich von interessanten Charakteren umgeben sei, und diese Ueberzeugung machte mich eben so heiter als entgegenkommend. Ich will ganz kurz die Silhouetten einiger Personen zeichnen, welche der Zufall im Salon des „Svithiod“ vereinigt hatte.

Oben an der Tafel saß unser Capitain, ein hübscher Mann mit jovialen Augen. Er hatte für jeden Passagier eine besondere Aufmerksamkeit, auf jede Frage ausführliche und freundliche Antwort — er war Schwede durch und durch. Dann kamen zwei zahlreiche Predigerfamilien, mit denen, als Pensionärin, eine kleine Gräfin reiste. Nie sah ich ein reizenderes, unschuldigeres Kindergesicht, allein ihre großen braunen Augen schienen bestimmt, künftig einmal unsägliches Glück und Unglück anzurichten. Neben ihnen saß ein hochgewachsener Mann in einfacher bürgerlicher Tracht; seine ganze Haltung ließ jedoch den Militär nicht verkennen. Graf S. war es, ein Nachkomme jenes Freundes und Feldherrn Friedrichs des Großen, welcher den Sieg bei Prag am 6. Mai 1757 mit seinem Leben erkaufte. Er kam eben von der Heuernte auf den Gütern, die

dem tapfern Vorfahr gehört hatten, und die den Erben lange entzogen wurden, weil ihr Besitz nicht hinreichend documentirt war. Aber Friedrich Wilhelm III. sagte: Recht muß Recht bleiben, wenn man auch nicht Brief und Siegel darüber vorzeigen kann!“ und gab der Familie ihr Eigenthum zurück, das eine halbe Million werth ist.

Des Grafen Nachbarin war Frau Nyberg, eine schwedische Dichterin, die unter dem Namen „Euphrosyne“ schreibt. In Deutschland kümmert sich freilich kein Mensch um die „Dikter af Euphrosyne,“ doch jeder gebildete Schwede kennt sie und ihre Verfasserin. Diese mag einst schön gewesen sein, jetzt aber sind Furchen, wo vormals Blüthen waren. Euphrosyne ist 1785 geboren — Schriftstellerinnen erkaufen ihren Ruhm theuer genug für den Preis, daß ihr Alter in jedem Lexikon steht. Eine schwarze Tüllhaube mit feuerrothen Blumen bedeckte ihr Haupt, und um den Hals trug sie große Bernsteinkorallen, eine goldne Uhrkette und ein sammetnes Lorgnettenband. Sie blieb immer still und in sich zurückgezogen, sprach wenig, und verlebte den größten Theil des Tages unten in der Cabine. Frau Nyberg kehrte von Paris zurück, und mit ihr reiste ein junges Mädchen aus angesehenener Familie. Emilie Holmberg, so heißt sie, hat ein reiches musikalisches Talent; ursprünglicher Reiz zeichnet ihre Liedercompositionen aus, welche um so günstiger empfangen wurden, als die Muse der Tonkunst dem Lande Schweden bisher nur spärliche Geschenke gab. Es schwebte etwas ungemein Zartes und Elfenartiges um die ganze Erscheinung dieses Mäd-

chens. Lange Locken flatterten an ihrer durchsichtig weißen Schläfe herab, zwei Taubenaugen schauten fromm und freundlich in die Welt, und nur ein leiser Anflug von Melancholie dämpfte ihren Spiegel. Emilie zeigte sich unbefangen und plauderte gern mit den Männern; ihre Seele war zu rein, um prüde sein zu können.

Zur Seite der Componistin saß ein hübscher jugendlicher Mann im weiten Raftan von grünem Sammet, Baron N., ein Nachkomme dessen, der mit Ankarström und Horn gelost hatte, wer den König erschießen solle. Wir konnten uns keinen munteren und liebenswürdigen Reisegenossen wünschen. N. wollte keinen Moment ohne Genuß verfliegen lassen, und man sah es seiner hohen markigen Figur an, daß ihn die physische Kraft gegeben sei, die zu solchem Streben erfordert wird. Er war früher einer der berühmtesten Löwen Stockholms; hundert Abenteuer, hundert pikante Novellen blühten in seinem dunklen Blick, und ein feiner Materialismus lag auf allen Zügen. Vor Kurzem hatte N. ein blühend schönes Weib genommen, und sowohl dies, als eine gediegne Bildung milderte seinen ungestüm feurigen Sinn, wenn ihm auch zuweilen der Witz noch etwas Champagnerwild von den Lippen brauste. Aber immer war er frisch, angeregt und geistvoll; die Schlassheit kannte er nicht.

Auf der andern Seite des Tisches hatte sich zuerst ein Engländer placirt, ein echter Engländer, der während des Essens für jede Unterhaltung verloren ging. Sein Nachbar, ein junger Forstmann aus Dänemark, war mir, seit ich das Schiff bestiegen, zutraulich und freundlich entgegengekommen, und ich fand Vergnügen im

Umgang mit ihm. Nun folgte der geniale Violinspieler Nagel mit seinem lebhaften Frauchen. Sie kamen von Amerika, wo er für silberne Töne goldne Mealen eingetauscht, und beide befanden sich in bester Laune. Nagel, ein Jude von Geburt, stammt aus Laibach und wird von den Stockholmer Musikfreunden sehr geschätzt. Er ist ein vollendet schöner Mann, und spricht sieben Sprachen mit gleicher Eleganz.

Neben Madame Nagel hatte ich Platz gefunden, und meine andre Nachbarin war eine junge Schwedin, von der ich nur erfuhr, daß sie Maria hieße. Sie mochte kaum über achtzehn Jahre alt sein, und man kann sich wirklich kein reizenderes Wesen denken. Der schlank und doch volle Wuchs; die unbeschreiblich feine Haut, durch welche das Gewebe der Adern schimmerte; der Carmin ihrer Wangen, zarter Emaille vergleichbar; kohlschwarzes Haar und cyanenblaue Augen — das alles vereinigte sich zu einem entzückenden Bilde. Aber hin und wieder flog ein ängstliches Zucken über Maria's Mund, wie die Mimosa zusammenfährt, wenn ein Insekt ihre Blätter berührt. Das Mädchen hatte gewiß schon viel Lust und Schmerz erlebt, sie hatte vom Baum der Erkenntniß gekostet — man konnte es im tiefen traurigen Geheimniß ihrer Augen lesen. Nur mit kurzen Worten antwortete sie auf meine vorsichtigen Fragen; sie war still wie ein gebrochenes Herz.

Bei Maria saß ein merkantilischer Jüngling aus Lübeck, der sich noch möglichst vergnügen wollte, ehe er nach Finnland ging, und an seiner Seite befand sich Monsieur Robineau, ein kleiner flotter Franzos. Er reiste,

um Aufträge auf bunte Papiere, Champagner, Goldleisten und seidne Waaren zu sammeln, doch das Hauptgeschäft machte er mit ewig gutem Humor. Von seinem spasshaft häßlichen Gesicht war unter dem dichten Barte wenig zu sehn, er trug ein rothes Mützchen, und sah wie ein säbelbeiniger Gnome aus. Keinen Augenblick konnte er still bleiben, fortwährend rückte er mit dem Stuhl, und schleuderte sprühende Witzraketen über die Tafel. — Es kamen hierauf noch beinahe ein Duzend Passagiere, von denen sich durchaus nichts weiter sagen läßt, als daß sie auch auf dem Schiffe waren.

Man wolle es nicht übel deuten, wenn ich meine Reisegefährten so umständlich beschrieb, als ob es eine Schlachtordnung homerischer Helden wäre. Was hat der Seefahrer wohl sonst für Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit fesseln, seine Leser interessiren könnten? Einsam rauscht das Schiff durch die Wasseröde, und giebt es ja grandiose Naturschauspiele, dann pflegt sich ein reisender Schriftsteller selten in der Lage zu befinden, um sie nachher mit treuen Farben zu schildern. Diesmal verhielten sich Wind und Wogen noch ziemlich ruhig, es flog nur ein frisches Lüftchen über den wallenden Spiegel hin, und während wir an der grünen, kornreichen Küste von Schonen entlang unsre schäumende Furche zogen, stieg im Süden Bornholm empor. Kaum hatten wir aber den letzten Landstreifen aus dem Gesicht, da wurde das Wetter wüst und wild. Unser Dampfboot schaukelte so gewaltig, daß die Raumgenossen sich von neuem krank fühlten, und der Sturm jagte die Wellen über das Deck, auch uns Gesunde vertreibend.

Einige Worte werden hinreichend sein, die Lokalität des Schiffes anzudeuten. Vorn liegen die Cabins der Damen, zu denen kein Mannsbild hinunter darf, und im Hintertheil ist die große Kajüte. Diese enthält den elegant eingerichteten Salon, von zwölf Herrn-Cabinen umgeben. In jeder Zelle befinden sich zwei Betten über einander, und sie kann, nach dem Salon zu, entweder durch eine feste Mahagonithür, oder durch eine leichte Seidengardine geschlossen werden. Dies bietet den Männern die ungemeine Behaglichkeit, sich, während die Damen bei schlechter Witterung den Salon suchen müssen, in ihre Häuslichkeit zurückziehen zu können. Hinter der blauen Gardine kleidet man sich um, streckt sich auf dem Lager aus, und hört drinnen die Unterhaltung. Ja, man plaudert sogar mit den Damen, und oft wissen diese kaum, aus wessen Zelle die Stimme tönt, die sich in ihre Gespräche mischt. Das giebt dann zu Irrthum und Lachen Veranlassung.

Als oben auf dem Deck, der überströmenden Wellen wegen, nicht mehr zu dauern war, hatten wir uns im sichern Raum des Salons versammelt, und es wurde hier ein musikalischer Cirkel arrangirt. Der kleine verschmitzte Tyroler trug jene possierlichen Stücklein vor, die in Oestreich so sehr beliebt sind. Auch Fräulein Holmberg sang, und Nagel begleitete sie auf der Guitarre. Es waren größtentheils schwedische Volkslieder, und aus diesen sehnsüchtigen Weisen mit ihrer schmelzenden Wehmuth blühte mir Schwedens Volkscharakter recht unmittelbar entgegen. Einer brachte die Nachricht, des Wetters Ungeflüm habe sich ein wenig gelegt,

und wir gingen, in Mäntel gehüllt, auf dem nassen Deck umher. Da kam ein andres Dampfsschiff — der „Gauthiod“ — an dem unstrigen vorbei, wir salutirten einander, und begrüßten uns mit den Passagieren drüben so vertraut, als ob es lauter Freunde und Bekannte wären.

Nach dem Souper eröffneten wir von neuem den musikalischen Salon, und Emilie, die junge Sängerin, bezauberte mich. Sie war nicht groß, ihrem Gesicht fehlte es an Farbenfrische. Ein matter Teint, dunkelblondes Haar und graublaue Augen lassen sich nicht schön nennen, aber wenn sie die Guitarre nahm, wenn sich ihre Lippen zum Gesang öffneten, dann belebte sich das alles. Ueber die Wangen zog ein leises Roth, die Augen glänzten seeleninnig, und die Locken rollten müde um das liebe Angesicht, wie Thränenweiden, durch die der Mondstrahl schimmert. Hierzu nun die Streiflichter der schwankenden Schiffsampel; der düstere Hintergrund des Gemaches; im Innern ein Kreis entzückter Hörer; draußen das Stampfen der Maschine, das Brausen der Räder, das Krachen der See . . . dies vereinigte sich, um eine eigne, feenhafte Scenerie hervorzubringen.

III.

Fortsetzung.

Ziemlich gut und ruhig verging die Nacht, doch um drei Uhr weckten mich Kanonenschüsse — wir waren

auf der Rhebe von Kalmar. Ich sprang vom Lager und eilte aufs Deck, wo eben keine warme Luft wehte. Mein Freund und Gefährte, der Däne, sagte mir herzlich Lebewohl, und stieg ins Boot, das ihn zum Lande bringen sollte. Dort drüben lag, hart an den Meereswogen, vom kalten Morgennebel umwallt, die Stadt mit ihren blutrothen Häusern, und mit der grauen Kuppelkirche, einer Moschee ähnlich. Etwas entfernter zeigte sich das alte Schloß. Hierher berief Margarethe, die nordische Semiramis, im Jahre 1397 die Stände der drei skandinavischen Reiche; denn sie hatte die Kronen von Dänemark, Schweden und Norwegen auf ihrem Haupt vereinigt. Hier schmolz sie die widerstrebenden Elemente zu einer Monarchie zusammen, und gab ein feierliches Gesetz, die kalmarische Union, das sich auf drei Hauptpfeiler stützte. Erstens: der König wird gewählt; — zweitens: er bewohnt abwechselnd alle Lande seiner Herrschaft; — drittens: unangetastet bleiben jedem Reiche sein Senat, seine Rechte und sein ursprüngliches Gesetz. Durch diese Union blühte Skandinavien Glück und Freiheit ein. Schon Margarethe verletzete alle Punkte derselben, und nach ihrem Tode wälzten sich langwierige Kriege über den Staat.

Noch ging die Sonne hinter Deland auf, als unser Schiff wieder in Gang kam, und vor ihren Strahlen zogen die Dünste in ganzen Ballen fort — Kalmar zeigte sich in vollster Morgenhelle. Mich fröstelte aber, und ich ging wieder zur Kajüte hinab. Dieselbe machte einen absonderlichen Eindruck durch die verschiedenartigen Bilder und Gruppen, welche man darin erblickte. Es

herrschte ein mattes Halbdunkel; die Ampel brannte noch unsicher und drohte zu verlöschen; durch die beschlagenen Fenster schimmerte der Morgen herein, und der Engländer hatte sich Licht angezündet, um sich zu rasiren. Aus jeder Hütte tönten andre Laute: der Lübecker schnarchte laut, Baron R. klimperte auf der Guitarre, Monsieur Robineau sang eine Barkarole, und jeder verlangte mit Ungestüm nach irgend etwas. Alles rief Karle, unsern neckischen Schiffsjungen, und rastlos galoppirte dieser wohl funfzig Mal quer durch den Salon, ohne, vor den vielen Befehlen, einen einzigen ausführen zu können.

— Karle, puß mir die Stiefeln!

— Ja, Herre!

— Karle! I should like to have warm water and a clean towel—no! wollt' ich sagen: Du sollst mir warm Wasser und ein Handtuch bringen.

— Ja, Herre!

— Amis, la matinée est belle! Sur la rivage assemblez-vous! — Karle, den Kaffee! — Conduis ta barque avec prudence! Pêcheur, parle bas . . . Karle, den Kaffee!

— Ja, Herre!

— Karle, wo hast du denn meinen Nachtsack hingestellt?

— Karle, bist du taub? Hast du nicht gehört, daß ich warmes Wasser haben will!

— Ja, Herre!

— Jettetes filets en silence! Pêcheur parle bas! —

Kaffee, Kaffee, Kaffee! — Le roi de mers ne t'échappera pas!

— Ja, Herre!

— Karle, wie sehn die Stiefeln aus? Du mußt sie noch mal puhen.

— Nein, du sollst mir erst den Nachtsack schaffen!

— Karle, Good-for-nothing! Wenn ich nicht den Augenblick Wasser bekomme, sag' ich's dem Coptain!

— Pêcheur parle bas! Conduis ta barque avec prudence! . . . Karle, bring' mir den Kaffee, oder bei meinem Bart! — ich lasse dich spießen, sobald ich türkischer Kaiser werde!

— Ja, Herre! Ja, Herre! Ja, Herre!

So rumort und spektakelt es durcheinander. Karle stürzt athemlos umher, und Jeder hält ihn ab, den Andern zu bedienen.

Nachdem sich endlich die Parteienwuth ein wenig gelegt, wurden Alle befriedigt; ich trank meinen warmen Kaffee, und stieg wieder empor, um frische Luft zu schöpfen. Es war oben noch ganz still, nur ein brauner Bub puhte das Messingwerk. Bin ich zur See, so kann ich, wenn ich auch nirgendwo Land erblicke, jenes Gefühl großartiger und ungeheurer Einsamkeit nicht finden, das so oft geschildert worden ist. Mich trägt das Dampfschiff, ein herrliches Werk der Gottheit, der Gottheit im Menschen — des Geistes. Wie viel Bildung gehörte dazu, seinen hundertfachen Mechanismus zu erdenken und auszuführen. Diese Bildung, oder doch das sichtbare Ergebniß derselben, verknüpft mich mit der ganzen cultivirten Welt, und die Schrecken der

Einsamkeit können mich nicht erfassen. Sehe ich, früh Morgens aufs Deck tretend, den Schiffsjungen beschäftigt, mitten unter Klippen und wallender See, die Metallknöpfe der Gallerien zu poliren, so ist das unzweifelhafte Bild. Weit verlorn und verlassen fühlte ich mich droben im Bolsker- und Hernikergebirg, wo Dede, Schmutz und Rohheit mich umgaben; wo mich aus gebrochenen Säulen, aus zerfallnen Aquaeducten eine vormalige, gestorbene Bildung mit leeren Augenhöhlen entsetzlich anstarrte.

Während ich mich mit solchen Gedanken trug, kam Maria, hell und schön wie der Morgen, aufs Verdeck. Sie sagte: „der Schlaf sei ein Feind des Unglücks, darum komme er nicht zu ihr.“ Vorsichtig und freundlich fragte ich sie nach ihren Schicksalen, und es schien dem Mädchen erwünscht, einen Theil der pressenden Last durch Mittheilung von der Brust abwälzen zu können. Auf und niedergehend, erzählte sie mir ihre traurige Geschichte, um so trauriger, je alltäglicher sie war. — Vor zwei Jahren wohnte in Stockholm, ihren Eltern — wohlhabenden und angesehenen Leuten — gegenüber, ein fremder Diplomat. Maria entwickelte sich damals eben zur Jungfrau; feurig war ihr Herz, ihre Phantasie erregt, und sie sehnte sich nach Liebe. Der schöne stolze Mann widmete ihr seine Aufmerksamkeit, sie fühlte sich geschmeichelt, und in ihre Träume stahl sich sein Bild. Er setzte die feinsten Verführerkünste ins Werk, all jene teuflisch geistreichen Künste . . . und sie wurde sein. Die Eltern ahnten nichts davon, aber das Mädchen war glücklich. Da ward ihr Geliebter von seinem Hofe ab-

berufen; noch fand er indeß Gefallen an ihr, und forderte sie auf, ihn zu begleiten. In einer grauen, eisig kalten Octobernacht drückte Maria leise die Thür des elterlichen Hauses hinter sich zu, und wischte eine Thräne aus dem Auge. Sie eilte ans Schiff, und als die Sonne heraufstieg, lag schon manche Welle zwischen ihr und dem schwedischen Strand.

Sie wußte nicht, wohin es ging, fragte auch nicht danach, bis zwei Tage später das Dampfboot landete. Eine weite, prächtige Stadt umgab sie — es war Sankt Petersburg. Anfangs ging es recht gut, sie mochte die Wohnung nicht verlassen, und lebte nur daheim mit dem Mann ihrer Liebe. Aber immer kälter wurde derselbe, er behandelte sie gleichgültig, zuletzt sogar rauh und barsch. Da wollte das Herz ihr brechen, und nirgends fand sie einen Menschen, dem sie ihr unaussprechliches Leid hätte klagen können, denn unter Russen lebte sie.

Der Verführer war ihrer überdrüssig, das merkte sie wohl. Alles brachte ihn in Zorn gegen sie, sogar ihre verweinten Augen. Er verbot ihr das Weinen, und als sie es doch nicht lassen konnte, schlug er sie. . . er schlug sie mit denselben Händen, mit denen er ihr einst Wange, Locke und Brust lieblosend gestreichelt hatte. Oft blühte in Maria's Geist der Gedanke des Selbstmords auf, allein ihr fehlte der Muth dazu. Sie verkaufte den Schmuck, den sie als Geburtstagsgabe von ihren Eltern empfangen, doch die gelöste Summe reichte nicht, die Kosten einer Ueberfahrt nach Schweden zu decken. Sie mußte bei dem Ehrlosen um das Fehlende

betteln, und er warf's ihr wie ein Almosen hin, obgleich er froh war, das Mädchen loszuwerden. So fuhr sie nun wieder der Heimath entgegen.

Maria erzählte das alles kurz, schmucklos mit einer entschlossnen Ruhe. Mir war dabei zu Muth, wie in den Kinderjahren, wenn ich grausige Gespenstersagen hören mußte. Es rieselte mir durchs Blut, und meine Haare sträubten sich. Solche Thaten geschehen täglich im Schooße der cultivirtesten Staaten, und nirgendwo giebt es ein Gesetz, ein Recht, welches den Schändlichen, der Dieb und Mörder zugleich ist, insam erklärt, und ihn seiner verdienten Strafe überliefert. Nein — solche Gesetze giebt es nicht! Aber das Urtheil der Welt stellt ihn an den Pranger, die gute Gesellschaft brandmarkt ihn und wendet sich von ihm ab? O nein, auch das nicht! Er hat viel Glück bei den Mädchen, sagt man, und es sei ihm nicht zu verdenken, daß er seine Jugend genieße. Selbst die noblen Damen, die den Goethe nicht lesen, weil er unmoralisch ist, flüstern sich lächelnd zu von seinen galanten Abentheuern, und von dem hübschen blaffen Kinde, das er mitgebracht, und nennen ihn einen interessanten Mann. Er bleibt in Amt und Würden, die keuschen Jungfrauen lechzen nach seiner Huldigung, und die Mütter rechnen ihm geläufig die Talente ihrer Töchter vor. Aber auf das schuldlos gefallne, durch Höllenkünste verführte Mädchen wird der Stein geworfen; stolz auf ihre unverlockte Tugend wenden sich die lüsternen Pharisäerinnen von ihr ab, und nicht einmal der heldenkendste Mann besitzt Beschlossenheit genug, dem elenden Vorurtheil offen

gegenüber zu treten. Mit kalter Lieblosigkeit straft man sie, die durch heiße Liebe gesündigt hat. Der Verführer bleibt ein Ehrenmann, aber die Verführte wird ehrlos. O, man möchte dabei den Verstand verlieren, aber es geht nicht mehr, denn ich glaube, unser ganzes Zeitalter ist vor lauter Ueberfeinerung bereits toll geworden.

Die kleine Gräfin kam lachend und singend die Treppe von der Damencajüte heraufgesprungen, umfaßte ihre „liebe Maria!“ und schmiegte sich dicht an sie. Ich habe nie eine rührendere Scene gesehn. Das holde Kind, dessen Seele makellos wie eine Lilie war, blickte vertrauend und fromm zu Maria empor. Aber Maria senkte, schmerzlich getroffen, das Antlitz zu Erde, ihre Lippen zuckten, und die Wunde ihres Herzens blutete. Man sah das an den Wangen, die plötzlich so purpurroth wurden; sie fühlte sich in diesem Moment gewiß sehr schuldbelastet und unglücklich, doch glich sie den schönen Sünderinnen auf guten alten Bildern vom Weltgericht, denen ein Engel Vergebung bringt. Die kleine Gräfin war der Engel, und sie war es nur, weil noch kein Flecken den Spiegel ihrer kindlichen Unschuld trübte. Wäre sie älter gewesen und hätte schon eine Erkenntniß des Bösen gehabt, sie würde sich „indignirt“ abgewendet haben, wie es die Andern thun.

Bald fand sich mehr Gesellschaft oben ein; das Wetter war frisch und blau, und wir suchten der Zeit wieder Flügel zu leihn. Buntere Unterhaltung hat vielleicht nie das Deck eines Dampfschiffes belebt. Die Tyroler hatten sich erholt, und fehlte ihrer Gefährtin auch das volle Alpenrosenroth noch, so konnte sie doch wieder

die Harfe schlagen. Das gab nun heitre Terzette, Fodeln, Spiel und Gesang. Emilie Holmberg trug wunderhübsche Lieder eigener Composition vor, und ich feierte sie durch ein Achrostichon. Obgleich ich sonst diese poetische Zwangsjacke nicht leiden mag, ist sie doch zuweilen ganz passend, denn Frauen und Mädchen freuen sich der Verse weit mehr, wenn sie ihren Namen unvertilgbar an der Stirne tragen. Der Anfang ist mir noch erinnerlich:

Eine Wasserwoge folgt der andern,
Menschen ziehn und Wolken übers Meer;
Ihre Sehnsucht treibt sie zu dem Wandern,
Lieben sie die Heimath noch so sehr.

In den Wolken wohnen lichte Flammen,
Ew'ge Lieder in der Menschenbrust,
Heiße Klänge, die vom Himmel stammen —
Ohne Lieder giebt es keine Lust! &c.

Am liebenswürdigsten war Monsieur Robineau. Bald silhouettirte er Jemand aus der Gesellschaft, bald schnitt er zierliche Landschaften aus; dann trieb er allerhand Mummenschanz. Unsre in den Cabinen umherliegenden Kleider waren ihm willkommne Garderobestücke, rothes Zahnpulver und Kohle mußten ihm als Schminke dienen; jetzt kam er als Türke, jetzt als Engländer aufs Verdeck, und erregte jedesmal laute Fröhlichkeit durch sein komisches Bewegen. Sogar unser Britte lächelte. Zuletzt setzten Robineau und der ver- schmigte Tyroler sich vis à vis, und jeder zeichnete den Andern ab. Wie die Beiden sich nun gegenseitig so

durchdringend anstierten, wie dann die Stifte emsig über's Pergament flogen, und wie das Manöver sich oftmals wiederholte — eine lustigere Scene kann man sich nicht denken, und am Ende waren die Bilder ähnlich genug.

So kam der Mittag, so kam der Abend heran; um acht Uhr sahen wir den Leuchthurm von Langsört, und eine Stunde später gelangten wir in die Scheeren. Dede, kahle Graniteilande sind es, anfangs ohne Baum, ohne Gras, und zu Tausenden ziehen sie sich die siebzehn Meilen bis Stockholm hin. Hoch ragen sie aus der Fluth empor, die sich überall durch dies Felsenlabyrinth in gebogenen Strömungen windet. Doch keine romantischen Formen bilden diese Inselklippen. Jahrtausende ruhten sie unter dem Meeresspiegel, und da haben die rastlosen Wellen alle Ecken und Kanten abgespült. Sie sind langweilig glatt geworden, wie Leute des Hofes; nur rothe und gelbe Kryptogamen bringen zuweilen einen Wechsel in ihren trüben graubraunen Farbenton. Also stehen sie da, eine unbefiegbare steinerne Wachtarmee, den Weg nach Stockholm vertheidigend, und wo ein Schiff es versuchen wollte, heimlich zwischen ihnen durchzuschleichen, müßte es rettungslos zu Grunde gehn. Nur zwei fahrbare Wasserstraßen giebt es, und beide werden von starken Forts gedeckt.

Steffens nennt diese Scheeren als die höchste Potenz einer trübseligen, poesielosen Gegend, doch möchte ich nicht unbedingt in das Urtheil einstimmen. Von den Eingebornen kann dabei keine Rede sein, denn ihnen hat gewiß dies unschöne Chaos einen heimathlichen Reiz,

und sie würden es wohl kaum mit Andern vertauschen. Dem Reisenden bietet die wilde, niegesehene See- und Felsenöde auch so viel Ueberraschendes und Unerwartetes, sie regt seine Phantasie so gewaltig auf, daß er den Mangel der Vegetation und des blühenden Lebens beinah vergißt. Nur der Fremde, dessen Vaterland im schönen Süden liegt, und der, hierher verbannt, seine Tage vertrauern muß — er mag wohl vor Sehnsucht und Heimweh sterben können.

Als wir weiter in das granitne Toluwabohu vordrangen, krüppelte zuweilen eine einzelne Fichte auf den Scheeren, und es hatten Fischerfamilien ihre grauen Holzbaracken an den harten Fels geklebt. Dort wohnen die Armen, sind in Nacht und Sturm auf der See, stets von Gefahren umringt, und verzehren die Fische, oder tauschen in Warholm ihren Fang gegen etwas Gemüse um. Ihnen wächst kein Grün, sie wissen nichts von Bildung, sie leben mit dem Seehund auf derselben Klippe, und haben nicht viel mehr Bedürfnisse als er. — Ob sie wohl glücklich sein können? . . Gewiß! Wenn es uns, deren behagliches Dasein von tausend künstlichen, mannigfach complicirten Bedingungen abhängt, auch fast unmöglich scheinen will.

Die Schiffsuhr schlug Zehn, die glühende Erzkuugel der Sonne war bereits im Meere verlöscht, und doch wurde es nicht dunkel. Wir waren im Norden. Zwar tönte noch Gesang und Lautenspiel auf dem Deck, allein ich suchte bald mein Lager, um desto zeitiger wieder auf zu sein. Mit dem Glockenschlage Drei stand auch der Graf S. in seiner Schlafmütze vor mir und weckte

mich. Er ist ein viel zu guter Schwede, als daß er zugeben könnte, ein Fremder solle an den Schönheiten seines Landes schlafend vorüberfahren, und wir waren nicht mehr weit von Warholm. Mit der Sonne zugleich kam ich aufs Berdeck, und ob mich gleich bitter fro, so wich ich doch nicht von der Stelle. Karle, der einen wahren Instinkt für unsre Bedürfnisse besaß, hatte sich auch aus dem Schlaf gerafft, und ließ mir Kaffee kochen. Die Scheeren sahen jetzt nicht mehr so steinern nackt wie am vorigen Abend aus. Hohe Tannen und Eichen umhüllten sie zum Theil mit saftigem Grün, und rothe Bauerhäuschen lugten durch den Baumschlag. Herlich fluthete die blaue See in unzählbaren Schlingungen und Windungen durch die gigantische Klippengruppe; eine ganze Flotte von Fischerbooten mit weißen Segeln schwamm gleich Möwen dazwischen umher, und die Frühsonne glühte alles mit heißem Purpur an.

Noch ein interessanter Anblick erwartete mich als Entschädigung für die Stunden, die ich dem Morpheus entzogen hatte. Vor uns rauschte und sprühte das Wasser an einer Stelle ganz eigenthümlich; der Steuer- mann stieß mich an und sagte: ich solle Acht geben, das seien Seehunde. Es mochte eine Horde von achtzehn bis zwanzig sein; sie ließen uns ruhig herankommen, streckten furchtlos die Köpfe aus der Fluth, unser großes Räder Schiff verwundert anglohend. Muth und Neugierde sollen charakteristische Züge im Naturell der Robbe sein, und ich habe wahrlich noch niemals ausdrucksvollere Thierphysiognomien gesehn. Aus dem dicken glatten Kopf, ohne bemerkbare Ohren, funkeln die großen

schwarzen Luchsaugen, und der dicke Bart, der sich um's Maul hinzieht, giebt ihnen kecke, trotzige Mienen. Ein gedrungen, dehnbarer Hals verbindet dies ernsthaft-komische Antlitz mit dem spitzzulaufenden Leibe, der die Länge eines ausgewachsenen Mannes hat. Born sitzen, nahe am Kopf, die kurzen Ruderbeine, während die Hinterfüße sich beinah ganz mit dem Schwanz vereinigen. Die Robben zeigten nicht die mindeste Furcht, wie nahe wir ihnen auch vorüberauschten, und ich hatte das Vergnügen, die persönliche Bekanntschaft von Geschöpfen zu machen, welche ich bisher nur aus zoologischen Museen, aus Jagdstifeln und Reisekoffern kannte.

Man schießt den Seehund hier an der schwedischen Küste gewöhnlich mit Flinten, und das Schrot muß ihm durch die Augen gehn. Trifft ihn eine Büchsenkugel, so sinkt er damit unter, und wird nicht wieder gefunden. Höher im Norden aber belauert man Nachts auf dem Eise die schlafenden Heerden, umschleicht sie, daß sie nicht ins Meer zurückfliehen können, und erlegt sie mit Eisen-beschlagenen Keulen. Die Schnauze ist ihr empfindlichster Theil, und einen tüchtigen Schlag darauf, so richten sie sich niemals mehr empor. Das Meer, sagt man, sei des Nordländers Acker, und die Robbe seine Ernte. Grönländer und Eskimo's leben allein von diesen Thieren. Sie essen das Fleisch, trinken den Thran, erleuchten und erwärmen ihre Hütten mit dem Speck. Mit den Sehnen nähren sie, wie mit Zwirn, und die Knochen liefern Nadeln dazu, aber auch Messer, Gabeln und Werkzeuge. Aus den Gedärmen

machen sie sich wasserdichte Hemden, Zeltbehänge, Thran-
schläuche und halbdurchsichtige Fensterscheiben. Die Härte
des Seehunds dienen ihnen zum Fuß, wie der Gernsbart den
Tyrolern, wie die Marabouts den Damen in unsern Sa-
lons. Aus den Fellen bereiten sie ihre Gewänder, schnei-
den sie Rieme, und sie überziehen ihre Canots damit. Kurz,
die Noth macht erfinderisch, und fängt der Polarbe-
wohner nur Robben genug, so ist für alle seine Wün-
sche hinreichend gesorgt. Wenn wir solche Erzählungen
hören, wird uns eiskalt und schaurig, und wir hüllen
uns dann noch einmal so wohlgefällig in den Mantel
unsrer kostbaren Cultur.

Um vier Uhr waren wir bei der Seefestung War-
holm. Sie bietet ein mehr malerisches, als imposantes
Bild. Einige Mauern und Wälle mit Schießscharten,
ein starker runder Thurm von grauem Stein — das
liegt alles recht romantisch da, sieht aber gar nicht fin-
ster drohend aus, und soll den Seeweg doch unnehmbar
beherrschen. Oben auf der Mauer stand, frievend in
den Mantel gewickelt, ein Wachtposten, und rief uns
durch das Sprachrohr an. In demselben Augenblick,
als der Capitain antworten wollte, bemerkte er ein
Dampfschiff, das, um die Krümmung biegend, dem
Swithiod entgegenkam. Ungeduldig fragte der Wächter
schon zum zweiten Male, und wir schwebten in der
Doppelgefahr, entweder mit jenem Boote zusammenzu-
stoßen, oder aus der Festung eine Kugel in die Plan-
ken zu erhalten. Denn man versteht auf Warholm
keinen Spaß, wie das noch vor Kurzem das kaiserlich
russische Dampffahrzeug „Ischora,“ dessen Führer nicht

antworten mochte, zu seinem Nachtheil erfahren hat. Schnell rief unser Capitain um die geforderte Auskunft nach dem Kastell hinüber, und gab seinen Leuten die nöthigen Befehle.

Wir begegneten einem schönen Kriegsdampfschiff, das die schwedische Flagge führte, und den Kronprinzen Oskar — den Enkel eines Advokaten und eines Seidenhändlers — mit seiner Gemahlin nach Deutschland trug. Er hatte Stockholm in stiller Nacht verlassen, um allen Förmlichkeiten, allem öffentlichen Geräusch zu entgehn. Auch in Warholm sahen sie jetzt das Boot, und eine Schaar Artilleristen kam eilig auf den Wall empor, um die Salve zu geben. Rothe Feuerblumen entfalteteten sich, graue Rauchmassen wirbelten, und ihnen folgte ein Donner, der aus den vielen Felsenbuchten im hundertfachen Echo zurückrollte. Jemehr wir uns entfernten, desto länger wurden die Pausen zwischen Bliß und Knall, aber den Lekttern hörten wir noch, als Fort und Schiff unsern Blicken längst verschwunden waren.

So ging's denn weiter, und eine Stunde später erschien uns Stockholm.

IV.

Stockholm.

Als ein wundervolles Pleorama entfaltet sich die Stadt. Hier kommt ein Felsenrücken hervor, mit Ge-

bäuden bedeckt; dort sieht man eine Thurmspitze, noch eine, und ein zweiter Stadttheil rollt sich amphitheatralisch mit seinen schneerweißen Häusern und Kirchen auf. Zwischen beiden fluthet die See, doch die Inselberge rücken auseinander, tiefer wird die Bucht, und im Hintergrunde baut es sich von neuem licht und schön empor — eine dritte Stadt. Hier und drüben, vor und hinter uns, überall terrassenförmige Berge, und darauf die Metropole von Schweden hingelagert. Groß, prächtig und malerisch ist der Anblick; das viele Wasser giebt ihm Durchsichtigkeit, der breite Mastenwald bringt Leben in das Bild.

Wir legten an, und mußten beinah ein Stündchen auf die Zollbeamten warten, die unsre Sachen visitiren sollten. Draußen am Quai stand, trotz des frühen Morgens, schon ein großer Kreis von Leuten, befreundete Passagiere zu empfangen, die auf den Svithiod mitgekommen waren. Liebesgrüße flogen hin und zurück — endlich sank die trennende Barriere, und viele von unsern Gefährten eilten hastig treuen Armen entgegen. Mich erwartete niemand in der weiten Stadt. Ich war hier fremd, verlassen . . . dies schmerzliche Gefühl drängte sich mir unabweisbar auf. So lange man zur See ist, merkt man davon nichts, denn dort bilden alle Reisende eine einzige Familie; das große tiefe Meer ist ihr gemeinsames Vaterland. Aber wenn man das Ufer erreicht hat, wenn den Einheimischen liebe Angehörige entgegenjauchzen, dann wird jene Empfindung des Fremdseins so mächtig, daß man sich ihrer nicht erwehren kann.

Die Schweden vergaßen mich jedoch selbst in der Freude nicht; von allen Seiten tönten mir gastliche Einladungen ins Ohr, ich nahm Abschied, und wollte gehn. Da viel mein Blick auf Maria. Sie sah todtenblaß aus, man hörte es dem Athem an, wie heftig ihr Herz schlug und sie konnte sich kaum aufrecht halten. Auch ihr war kein Befreundeter entgegen gekommen; ein Arbeitsmann trug ihr kleines Gepäck, und so wollte sie zu den schwerbeleidigten Eltern, wollte sie um Wiederaufnahme bitten. Ich drückte ihr theilnehmend die Hand zum Lebewohl, und eine Thräne glänzte in Maria's blauem Auge. Dann ging sie links, ich rechts über den Hafendamm.

Wenn ich nun den Versuch mache, meinem freundlichen Leser Stockholms Bild zu zeichnen, so möge er kein breites Panorama, sondern nur eine leicht hingeworfne Skizze erwarten. — In jenen Tagen, wo die Sonne der Geschichte wenige einzelne Strahlen durch die grauen Nebelwolken des Nordens wirft, hatte der Mälär einen doppelten Ausfluß in die See, und formte dabei eine Insel, welche später den Namen „Stockholm“ erhielt. Sand- und Felsenhöhen ragten in der Runde empor, von dichten Baumgruppen überwachsen. Es war das ein Aufenthalt, wie ihn Seeräuber nur wünschen können, denn nahe vom Meere ein Schiff, so bogen sie wie ein Sturmwind hinter den Felsenecken hervor, plünderten es, und waren eben so schnell wieder im undurchdringlichen Labyrinth der Scheeren verschwunden.

Wo der Stockfand zum ersten Male genannt wird, das ist eine interessante Historie, die erzählt werden muß.

Zu Upsala wohnte König Agne, aus dem Fürstenstamm der Ynglingar. Er war ein tapfrer Mann, mochte nicht müßig daheim sitzen, sondern lag beständig zur See, die kühnsten Wikingerzüge unternehmend. Einmal, im Sommer, fuhr er zu den Finnen, verheerte ihr Land, erschlug den König Froste, und nahm dessen schöne Tochter, welche Skjalf hieß, als gute Beute mit nach Haus. Bei Stockfunda landete er, um dort im grünen Wald seine Hochzeit mit Skjalf zu feiern, und auf ihre Bitte bewilligte er, daß an dem Festtage zugleich das Graból für ihren Vater getrunken wurde. König Agne trug eine prächtige Halskette von Gold. Ein Ahnherr hatte seiner Gattin dieselbe einst zum Geschenk versprochen, doch er verstieß sie und behielt die Heirathsgabe zurück. Nun legte ein Zauberweib den Fluch darauf: die Goldkette solle der Tod des mächtigsten Ynglingars werden. Und sie wurde es, denn Skjalf war eine kühne Frau. Agne hatte beim Graból zuviel getrunken, und als er sich im Zelt zum Schlafen niederlegte, da sagte Skjalf: er möge die Kette wohl hüten, daß er sie nicht verliere, und schlang sie ihm fest um den Hals. Bald hüllten Rausch und Schlaf des Königs Sinne ein; da stand seine Gemahlin auf, zog ein Seil durch die Kette und über die Aeste eines Baums. Sie rief leise ihre Finnen herbei. Diese halfen ihr, den König Froste^t emporziehen, und sie erhängte ihn dort. Dann schlichen sie alle zu den Schiffen, und segelten in die Heimath zurück.

Seit diesem Ereignisse hieß die Landspitze, auf der es stattgefunden, Agnesit. Sturlason erzählt den Vor-

fall, und er gäbe keinen üblen Stoff zu einer Frauenemancipationsnovelle, weshalb wir ihn hiermit unsern Tendenz = Schriftstellerinnen bestens empfehlen wollen.

Um's Jahr 1188 machten die Esthländer, die noch wilde Heiden waren, einen Raubzug durch den Mälarsund, und zerstörten Sigtuna. Die vertriebenen Bewohner des Ortes füllten einen hohlen Stock mit Gold, warfen ihn in die See und folgten ihm. Er blieb haften an einem Holm, deshalb ließen sie sich dort nieder, und nannten die Ansiedlung „Stockholm.“ Birger Jarl, der treffliche Fürst, erkannte mit klugem Auge die Bedeutung des Places, er umbaute ihn also mit Mauern und Thürmen, und wählte ihn zu seiner Residenz. Die Wikinger wurden verjagt, und Stockholm blühte nach und nach zur jetzigen Macht und Größe empor.

Da liegt sie nun um uns her, die grandiose Stadt; eine kühne Zusammenstellung von Felsgebirge, Residenz und Meer. Bergauf, bergab klettern die Straßen; unten bespült das Wasser die Hafendämme; Brücken führen zum andern Stadttheil hinüber, und noch weiter drüben zeigt sich der Thiergarten, dieser weite Naturpark, mit seinen Granitblöcken und Eichen, zwischen denen die Sommerhäuser der Stockholmer liegen. Frisches nordisches Grün blickt überhaupt von allen Seiten herein, streckt und reckt sich aus allen Winkeln und Ecken hervor. Das macht: man hat die Natur hier nicht vertilgt, um eine Stadt anlegen zu können, sondern Stockholm ist so recht mitten ins Freie hineingebaut.

Wenn wir einen Spaziergang durch die schwedische

Residenz unternehmen, werden wir jedenfalls vom Schlosse ausgehn, denn wie Delphi bei den Griechen ein Mittelpunkt der Erde war, ebenso ist es der Mittelpunkt von Stockholm. Von welcher Gegend man auch kommen mag, überall hebt es sich groß, schön und gewaltig empor, den Kompaß bildend, der den Fremden in diesem Straßenlabyrinthe führt. Graf Nikodemus Tessin, gewiß ein prächtiger Geist, hat den Plan dazu entworfen, und unter Karl XII. begann der Bau. Nach Osten kehrt es dem Hasen seine breiten Flügel zu, und schaut hoch auf das Gewühl der Schiffe hinab. Des Prachtbau's südliche Façade steht in reinsten Kunstvollendung, und, mit herrlichen Trophäen geschmückt, berührt sie ein Bergplateau, vorauf sich ein Obelisk erhebt. Auch die westliche Fronte ist nicht ohne architektonische Schönheit, ihr Anblick wird nur verkümmert, weil es am Raum gebricht, doch gegen Norden tritt das Schloß wieder in überwiegender Freiheit hervor. Von hier senkt sich, in colosalen Formen aus gehauenen Granit erbaut, eine Rampe hinunter, und sie wird Lejonbacke, der Löwenberg, genannt, weil zwei erzne Riesenlöwen auf derselben ruhn.

Folgen wir dem prachtvollen Wege, so mündet er in eine kühne Quaderbrücke, welche den breiten Arm des Mälars überwölbt. Zur Linken ist sie mit Bazars eingefast, während zur Rechten der Blick frei über Stadt, Landschaft und See hinausfliegt. Unter der Brücke liegt ein elegantes Kaffeehaus, das Strom-Parterre, vor dem sich eine kleine Insel mit hohen schattigen Baumpartien in die Fluth erstreckt. Hier lustwandeln die

Stockholmer Schönheiten gern, trinken Kaffee oder Sodawasser, und erwarten das kleine Dampfboot, welches zu festen Stunden anlegt, um nach dem Thiergarten zu fahren.

Drüben, den Gustav-Adolphs-Markt, säumen zwei Gebäude, die in der Architektur durchaus übereinstimmend sind, ohne daß man ihnen jedoch eine edle Ausfüh- rung nachrühmen kann. Links liegt der erbprinzliche Palaß und rechts das Opernhaus mit der Inschrift: „Patriis Musis.“ Gustav der Dritte hat es erbaut und wurde darin von Ankarström's meuchlerischer Kugel getroffen. Oft stand ich vor demselben still, das Schick- sal dieses Fürsten überdenkend. Er war ein muntre- rer, kluger Knabe, und ihn erzog der jüngere Graf Tessin, ein wahrhaft braver Mann, dem unser Wieland im „Agathon“ das ehrendste Denkmal errichtet hat. Gustav besaß feuriges Blut, ein reiches Gemüth, und war sinn- lich durch und durch. Als er zur Regierung kam, fand er ein entkräftetes Reich; die Parteien der Hüte und der Mützen standen sich gegenüber, Bürgerkrieg drohte, und nicht der König hatte die Gewalt, sondern der Adel. Gustav aber brach seine Macht, und das brachte ihm tödtliche, unversöhnliche Feinde, den ein Bürger kann Beleidigungen wohl vergessen, ein Aristokrat aber nie.

Nun entfaltete sich an seinem Hofe die üppigste Pracht. Er pflegte die Künste mit feiner, weicher Hand; alles, was Geist, Kunst, Liebenswürdigkeit und Laune besaß, sammelte er um sich. Und aus diesem seltenen Kreise ragte Gustav hoch und stolz empor. Meister in allen ritterlichen Uebungen, war er zugleich ein trefflicher

Redner, dichtete Trauerspiele, und sprühender Wis schwebte auf seinen Lippen. Man erzählt noch viel überraschende Impromptu's von ihm, und ein Probchen wird deren Geist am besten schildern: — Die Gattin des Landeshauptmanns Schröderheim hatte stets Gustavs Pläne zu durchkreuzen gesucht; sie wußte auch, daß er ihr deshalb nicht gewogen war, und wollte einen Schritt zur Versöhnung thun. Als der König eines Tages nach Stockholm zurückkehrte, veranstaltete sie ihm den feierlichsten Empfang. Des Hofes Damen, welche eben nicht im Rufe besondrer Sitte und Tugend standen, waren in Amazonenkleidung zu Pferde, und an ihrer Spitze paradirte die Schröderheim. Bei Gustav's Erscheinen wolte sie eine Empfangsrede halten, und begann mit den Worten: Majestät! Wir Alle sind ausgeritten — — —“

„Ja, ja! Das weiß ich!“ rief der König, ließ sie gar nicht weitersprechen, und ritt vorbei.

Trotz des ungezügelten Wesens und trotz der Ueppigkeit des Hoflebens, vergaß Gustav seines Volkes nicht. Er reiste durch's Land, sah selbst, und half, wo es Noth that. Künste und Wissenschaften blüthen, wie der Norden sie noch nie gekannt hatte. Aber heimlich unterminte der Adel, und als zufällig Hungersnoth in Schweden ausbrach, da murrte das Volk, da drohte die Aristokratie mit einer Schilderhebung. Auch Krieg kam noch dazu, die Lage Schwedens war bedrängt, und Gustav hätte wohl fühlen sollen, was dem Reichen allein zum Frommen, was ihm allein zur Stütze dienen konnte. Statt dessen griff er übermüthig in die rollenden Spei-

chen der Zeit, und wollte den Gang der französischen Revolution hemmen. Nun war er zum Verderben reif, doch nicht von Seiten der Volkspartei, gegen die er sich gewendet, sondern vom Adel kam ihm der Tod.

Am Abend des 16. März 1792 glänzten die Fenster des Opernhauses hell, Trompeten schmetterten drinnen — es gab einen Maskenball. Der König war von anonymen Hand gewarnt worden, nicht hinzugehn, aber das galt ja persönlichen Muth, und Gustav hat sich nie gefürchtet. Gegen Mitternacht betrat er, am Arm seines treuen Stallmeisters, des Grafen Essen, im schwarzen Domino den Saal. Augenblicklich erkannte man ihn, ein Gedränge entstand, und Masken umringte den König. Die Eine rührte seine Schulter an, sie wollte sich überzeugen, daß unter dem seidnen Gewand kein Harnisch verborgen sei, und flüsterte dann: „Gute Nacht, schöne Maske!“ — Gustav wurde unruhig und wollte sich zurückziehn. Da fiel ein Schuß. „Je suis blessé!“ rief der König und sank in Essens Arm. Es stürmte plötzlich ein Geschrei „Feuer! Feuer!“ durch den Saal, und alles drängte sich den Thüren zu. Aber man schloß dieselben, und niemand kam hinaus, ohne dem Polizeimeister seinen Namen genannt zu haben. Nachdem der König verbunden war, wurde er auf einer Bahre ins Schloß gebracht, und wie der Zug, von Trabanten und Fackelträgern geleitet, den Löwenberg hinanstieg, sagte der Verwundete lächelnd zu seinem Arzt: „Ich muß dem heiligen Vater ähnlich sein, denn ich werde ja in Prozeßion getragen!“

Vierzehn Tage später starb König Gustav, und

bat auf dem Todtenbette, man möchte seinen Mörder begnadigen. Doch Ankarström hatte das Verbrechen eingestanden, und er blutete auf dem Schaffot. Schmach über ihn, er war ein Meuchelmörder! Wie viel es auch Häßliches giebt in der Welt, das Häßlichste ist der Mord. — Vorbei! Vorbei!

Jenseits des Gustav-Adolphs-Marktes liegt der Nordermalm, dort ziehn sich die längsten Straßen Stockholms hin, und steigen zum Theil an Bergrücken empor, wodurch schöne Perspektiven und Ausichten gewonnen werden. Namentlich zeichnet sich Drottning Gatan aus, doch läßt sich hier so wenig, als von der Bauart Stockholms im Allgemeinen, Lobendes sagen. Die Privathäuser sind flach, kahl, unschön. Ihre weißen Fronten sehen völlig rasirt aus, denn die Fenster springen bis an die äußerste Fronte vor, und kein Gebäude besitzt architektonische Zierden, auf denen das Auge ausruhen kann. Man will eben nur zum Nutzen bauen, Ebenmaß und Geschmack bleiben dabei unberücksichtigt, und der Stadt fehlt jede steinerne Poesie, denn überall sieht man, bar und blank, den nächsten Zweck. Findet sich wirklich zuweilen ein Haus, das den Ansprüchen moderner Baukunst genügt, das große helle Fenster, passende Gesimse und Karniese hat, so mag man mit Sicherheit schließen, es sei von Fremden, hauptsächlich von Deutschen errichtet worden. Die Wohnungen der Schweden stehen immer in öder Nacktheit da, und sie haben nichts Hervorragendes an der Façade, die eisernen Anker ausgenommen, wodurch die Balken verbunden sind.

Gehn wir nun vom Schlosse nach Westen aus,

so führen uns ziemlich enge Straßen zum Ritterhausmarkt. Ernst und geheimnißvoll erhebt sich hier das Ritterhaus, in welchem sich bei Reichstagen der Adel versammelt. Zur Zeit Christinens gegründet, liegt eine strenge aristokratische Verschwiegenheit über dem Bau, der aus röthlichen Backsteinen besteht, während eine Fülle grauer Flachsäulen und Ornamente seine Fassade bedeckt. Man sieht hinter den halbversteckten Fensteraugen etwas lauern, und das dunkle, chinesisches ausgeschweifte Metalldach sowohl, als die allegorischen Figuren auf dem Frontispice, passen zu dem Eindruck. Oben am Gesimse ziehen sich die goldnen Buchstaben einer lateinischen Inschrift entlang, welche, nach schwedischer Vorliebe, aus Denkprüchen zusammengesügt ist. Zum Beispiel: „*Prudentia murus sacer, nec decidit, nec proditur. — Per labores itur ad honores. — Civium fortitudo praecipuum regni firmamentum.*“ etc.

Vom Ritterhausmarke geht man über eine Brücke, und hat dann die Ritterholmskirche vor sich. Sie ist alt, doch wurde sie so oft von Blitz und Feuer berührt, daß ihre ursprüngliche Gestalt als untergegangen zu betrachten ist. Jetzt erscheint die Kirche als ein spitziges Gebäude von Ziegelsteinen, und die vorspringenden Kapellen mit ihren kleinen kupfergedeckten Thürmen lassen keinen bestimmten Styl erkennen. Im Jahre 1835 schlug ein Gewitter in den Thurm, und es gab ein prachtvolles Schauspiel, als die Flammen ihn umzüngelten, als die Glocken schmolzen, als er dunkelroth glühte und endlich niederbrach. Man hat jetzt einen hohen gußeisernen Thurm darauf gestülpt, und das war

ein recht läppischer Einfall, denn derselbe sieht wie eine große Nachtlampe aus. Allenfalls bringt er aus der Ferne, wenn blauer Himmel das dunkle Eisensiligram durchschimmert, etwas Eigenthümliches in das Bild von Stockholm. Edel und großartig ist die Gustav-Adolphs-Kapelle. Zwar litt auch sie von der Gluth, aber sie wurde untadelhaft restaurirt, und man bedauert nur, daß sie so an die Kirche angeklebt steht. Sie hat eine reine, würdige Tempelform, welche selbst durch eingemischte Rokokoschnörkel nicht verunstaltet wird, und auf freiem Plage müßte sie einen sehr guten Eindruck machen.

Steigen wir von hier die in Felsen gesprengte Straße abwärts, so kommen wir zum Gestade, wo die Dampfschiffe landen, und man findet deren dort wohl zwölf bis zwanzig an der Zahl. Ungefesselt schweift der Blick über die gläsernde Fläche des Mälarsee's, und fliegt in die grünen Buchten hinein, die ihn umgränzen. Aber weiter können wir unsern Schritt nicht setzen, und müssen deshalb zum Schlosse hin, um den Spaziergang nach Süden zu unternehmen.

Auf dieser Seite gelangt man zuerst an die große Kirche, von der sich nichts Besondres sagen läßt. Sie sieht eben wie eine Kirche aus, doch kaum wie eine große. Nahebei erhebt sich die Börse, und vor derselben liegt stor torget, der große Markt, in welchen sich acht Straßen münden. Hier hat das Stockholmer Blutbad stattgefunden. Christian der Tyrann kam ins Land und wurde gekrönt, ob auch die wahrhaft treuen Bürger vor den Tagen seiner Herrschaft zitterten. Was ließ sich von

einem Monarchen hoffen, dessen vertrauteste Rathgeberin die Holländerin Sigbrit war, die frühere Bier- und Branntweinsverkäuferin — ein Weib, halb Wollust und halb Fett. Vier Tage nach der prächtigen Krönungsfeierlichkeit, am 8. November 1520, schloß man die Thore Stockholms, und gebot den Bewohnern unter Trompetenschall, ihre Häuser nicht zu verlassen. Dann öffnete sich der Palast, und vier und neunzig der besten Männer Schwedens kamen heraus. Draußen wartete der Henker, ihre Köpfe fielen, und Christian stand wohlgefällig am Fenster, das blutige Schnitterfest mitanzusehn. Man nahm die Leichen nicht fort, ein heftiger Regen goß vom Himmel und spülte das Pflaster ab. Bis zu der untern Stadt flossen die rothen Ströme nieder, und brachten den Bürgern Botschaft von der entsetzlichen That.

Einst standen auf diesem Platz auch Deutsche den Schweden bewaffnet gegenüber. Das war zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Während Albrecht von Mecklenburg die Krone trug, hatten die Hansastädte sich weit in den Norden vorgeedrängt, und viele Deutsche lebten in Stockholm. Sie waren voll Uebermuth, und achteten nicht Gesetz noch Recht, wo es ihre Handelsvortheile galt. Die Hättebrüder — so nannte man sie — tobten Nachts mit Waffen durch die Stadt. Fragte Einer: „Was giebt's da?“ so antworteten sie, ohne den Fiesko gelesen zu haben: „Deutsche Hiebe!“ und schlugen plump drauf los. Zuletzt trieben sie den Unfug gar zu arg, und als Bertil ~~Jan~~ ein Schwede, zornig



darüber sprach, wurde er von einem Hofmann halb todt geprügelt und in den Thurm gesperrt.

Jetzt klang die Sturmglocke durch Stockholm, beide Parteien wälzten sich in dichten Haufen nach dem großen Markte, und es schien offenen Kampf geben zu sollen. Aber die Hättebrüder sahen wohl ein, daß sie es mit der Uebermacht nicht aufnehmen konnten; sie gaben Bertil Brun los, und da verlief sich der Tumult. Alf Grenerot, der Deutschen Anführer, trat nun vor den versammelten Rath, und klagte viele schuldlose Schweden der Meuterei und Verschwörung an. Dieselben wurden ergriffen und mit hölzernen Sägen gemartert, doch gestanden sie nichts — weil sie nichts wußten. In der Nacht zum 12. Juni 1398 kam Alf Grenerot zum Schloßhauptmann, und bot ihm die Hälfte vom Eigenthum der sechzig Gefangenen, wenn er sie ausliefern wollte. Jener ging den Vorschlag ein; man schleppte sie in einem Boote fort, warf sie in ein altes Haus und zündete es an, daß sie drin verbrennen mußten. Später richteten die Deutschen zur Sühne zwei steinerne Säulen auf, und damit war alles abgethan.

Vivat das Mittelalter! Man kann die braven Leute wahrlich nicht hoch genug verehren, die sich alle Mühe geben, es aufzufrischen und zurückzuführen. Sie verdienen es wohl, daß man ihnen auf gut mittelalterlich dafür danke! —

Stockholms älteste Gebäude sind im deutschen Styl gehalten, und es finden sich im südlichen Stadtbezirk noch manche reichverzierte Giebelhäuser, die uns ebenso altväterisch als heimathlich anschauen. Geht man vom

großen Markt über die Schleusenbrücke, so kommt man zu dem Södermalm, dessen Straßen, bald über-, bald durch-einander, am starren Felsrücken hinaufklettern. Sie sind mehr pittoresk, als bequem, und wir folgen ihnen für jetzt noch nicht, sondern wenden uns erst zur östlichen Seite Stockholms.

Aus den Wellen steigt dort ein steiler Hügel, der Schiffsholm, empor; oben liegt einsam eine stille Kirche, unten stehn Arsenale und Kasernen, und ringsumher ist alles baumgrün und frisch. Vom Schiffsholm führt eine flache Brücke zur Kastellinsel, die aus schroffen Felsen besteht; eine kleine, malerische Bastei krönt ihre Stirn, das Marinegeräth bewachend; zur Seite erhebt sich ein riesiger Krahn, mit dem man die Masten der Seeschiffe aufrichtet, und Militairwachen marschiren stets hin und zurück. Hinter dem Eiland öffnet sich wieder eine Bucht, und wenn man sie durchrudert, gelangt man zum Thiergarten. Das ist ein Park, den die Natur selbst aus wilden Felspartien, aus majestätischen Eichen und klaren Wasserspiegeln, die in schönen Linien neugierig vorspringen, gebildet hat. Tiefer liegen Rosendal, Ulriksdal und Haga, königliche Lustschlösser, von dunkler Waldeinsamkeit oder von Blumengeländen umschlossen, und immer blizt die See mit ihrer blauen Romantik durch.

Wollten die griechischen Künstler ein Land, eine Stadt, oder einen Fluß in plastischer Gestaltung wiedergeben, dann fanden sie es gut — nachdem ihnen das Einzelne bekannt war — sich auch vom höchsten Punkte den möglichsten Gesamtanblick des Stoffes zu ver-

schaffen. Dadurch kam Wahrheit und Leben in ihre Statuen. Ihrem Beispiele nachzuahmen, bitte ich den Leser, daß er mich nun zu der südlichen Höhe, nach Mosebake, begleitet. Terrassenförmig stürmt hier die Stadt zu den Wolken, und wir müssen bald Holztreppen, bald enge Gäßchen hinabklettern. Ueberall sehen wir auf dem Felsboden Häuser und Gärtchen unordentlich durcheinandergewürfelt; alles ist wüßt, regellos, schmutzig, eng, aber pittoresk. Wir kommen endlich zu dem Gipfel, wo der Telegraph seine dürren Arme klappernd bewegt, und wo ein Garten liegt, von dessen Altanen man eine wunderbar schöne Aussicht hat.

Zur Rechten öffnet sich die glisernde Wasserstraße nach den Scheeren zu, und daran schließen sich, halb nackt, halb bewaldet, die Granitfelsen des Thiergartens mit ihren Labagien und Willen. Dann tritt die regelmäßige Dachreihe des Arsenaals hervor, das kleine, trohige Kastell, die runde, basilikenartige Schiffsholmskirche mit ihrer Kuppel, und dahinter breite, leuchtend weiße Kasernengebäude. Eine Laufbrücke, platt auf den Wellenspiegel ruhend, geht von dort nach dem Nordermalm, und links unter uns hebt sich aus der innern Stadt das königliche Schloß, hell und hoch kompakt, aber ohne Schwerfälligkeit, empor. Ringsum ragen Kirchthürme, verschieden an Form und Färbung, aus dem Häuserwald, welcher sich an belaubte Felsrücken lehnt. Und dazwischen ist viel helles Wasser in stolzen Krümmungen; gerade zu unsern Füßen führt eine Brücke über dasselbe, daneben sind ungeheure Eisenmassen aufgestapelt, geschäftig eilen die Arbeiter dort umher, und bis zu

uns tönt das Klirren der geworfnen Stangen. Ein bretterner Gemüfemarkt schwimmt im Halbrund auf den Wogen, er ist bunt mit Mädchen und Frauen vollgedrängt, und rings haben Boote angelegt, in denen die grüne Waare feilgeboten wird. Zahllose Schiffe, groß und klein, kommen und segeln ab, die Stadt mit Kanonenschüsse grüßend, und sie vollenden das herrliche Bild.

Da singen plötzlich auf der deutschen Kirche des Glockenspieles fromme Klänge durch die blaue Luft. Es ist das einzige in Schweden, und nach einer alten königlichen Erlaubniß darf „bei frohen und traurigen Fällen“ damit geläutet werden. Also war wohl einem reichen Bürger der ersohnte Erbe seines Namens und seiner Güter geboren, oder zwei Leute reichten sich mit stürzenden Hoffnungen von Glück die Hand am Altar, oder es hatte sich ein Auge geschlossen, um die Sonne nie mehr strahlen zu sehn. Und doch lag sie eben so goldig hell auf der schönen Landschaft; nur zuweilen flogen einzelne Wolkenschatten darüber hin

V.

Alphorismen.

Es ist auf Reisen tausendmal leichter, eine schnelle und sichere Charakterauffassung von den Süd-, als von

Nordländern zu gewinnen, weil jene mehr im Freien, diese mehr im Hause leben.

*

Das Ueberfahren der breiten Strömungen, welche Stockholm durchziehen, wird auf mannigfache Weise gefördert, denn die Nothwendigkeit drängt, und Brücken fehlen sehr. Die älteste und häufigste Art ist, das Boote durch die Doppelruder zweier Frauen in Bewegung gesetzt werden. Eine solche Gondolierin heißt „Madam;“ in bessern Circeln haben sich die Schweden ihr gutes „Fru“ bewahrt, und dort würde die französische Anrede eine Beleidigung sein. Jene Madamen sind kräftig und gewandt, sie bringen selbst schwerbeladene Barken über den Strom, aber in Bezug auf Höflichkeit stehn sie etwa in dem Rufe, wie Berliner Eckensteher.

Neuerdings hat die Bildung Variationen in das ursprüngliche Schifffahrtsystem gebracht; es giebt niedliche Dampfbootchen von sechs Pferdekraft, welche etwa vierzig Personen über die Bassins führen. So legt zum Beispiel der „Näcken“ jeden Abend, ehe draußen im Thiergarten das Theater und die sonstigen Schauspiele beginnen, bei Stromparterre an. Dort erwarten ihn dann schon Viele, und kaum wird die Glocke geläutet, so drängen sie sich an Bord. Der alte Schiffsherr tritt zum Steuer, sein Junge ist Maschinenmeister, Dämpfe zischen durch's Ventil, und der Vapeur in miniature durchschneidet die Wellen.

Sogar imitirte Dampfboote hat man eingerichtet, die den dalekarlischen Weibern — Dalekullen — ange-

hören. Ihre Räder werden durch vier Mädchenkraft getrieben; statt der Dämpfe arbeiten nämlich vier frische, lustige Dirnen daran. Der schwedische Volkswitz nennt solche Barke „Kullangfartyget,“ denn Angfartyget heißt das Dampfschiff, während Kull zugleich „Kohle und „Frauenzimmer“ bedeutet.

*

Das hiesige Geld besteht aus Kupfer und Papier, Silber sieht man selten, niemals Gold. Die Bankzettel haben, besonders in der Provinz, ein ganz außerordentlich schmutziges und zerfektes Ansehn, auch bekommt man oft nur die eine Hälfte des Scheins. Der Fremde muß sich daher wohl merken, daß der untere Theil stets seinen Werth behält, während der obere ungültig ist. Das alte Kupfergeld trägt den Namenszug des Königs mit der Umschrift: Folkets kärlek min Belöning = des Volkes Liebe ist mein Lohn.“ Ein schöner Wahlspruch, den man aber seit etlichen Jahren verworfen hat.

*

Täglich habe ich mich gefreut, wie hier in Schweden der frostige Kastengeist an der Sonne freier politischer Entwicklung bereits zusammenschmolz. Unabhängig steht der Mann dem Manne gegenüber, kein plummes Hervordrängen privilegirter Stände macht sich fühlbar, und der Graf achtet im Bauer den Bauer, wie dieser in ihm den Grafen achtet. Daß hier nicht Heuchelei, sondern guter, ernsthafter Wille zum Grunde liegt, geht aus dem merkwürdigen Antrag des Reichstages von 1830 hervor. Bis dahin stimmte jeder Stand

für sich, doch es stellte sich ein so festes Gleichgewicht, ein so allgemeines politisches Bewußtsein heraus, daß man den Beschluß faßte, die Ausschüsse sollten fortan nicht mehr in getrennten Ständen, sie sollten nach Anzahl der versammelten Männer stimmen, und der König, seines Volkes Reife wohl erkennend, bestätigte dies.

Wo die politische Schranke fiel, da sucht man äußere Unterscheidungszeichen möglichst zu vermeiden; die vornehmen Schweden legen keinen Werth auf prunkende Livreen, und also auch die Emporkömmlinge nicht. Alle Kutscher, Kammerdiener &c. sieht man in einfach dunkler Tracht erscheinen. Der Rock des Bürgers ist hier überhaupt ein Ehrenkleid, und jeder Offizier trägt ihn, sobald er nicht im Dienste. Dies hat zu einer für mich spaßhaften Verwechslung Anlaß gegeben. An einem Sonntage ging ich in die Schloßkapelle, und bei meinem Eintreten präsentirten die beiden wachhaltenden Grenadiere das Gewehr. Ich sah mich um, entdeckte aber niemand, dem es gelten konnte. Auch nachher salutirten alle Posten, wenn ich an ihnen vorüberging, und ich gelangte endlich zu der Gewißheit, die Ehrenbezeugung gelte keinem Andern, als mir. Wie konnten die schwedischen Soldaten aber wissen, daß ich Leutnant im Bürgerschützencorps meiner Vaterstadt bin? Das mußte ihnen durchaus Einer gesagt haben. Am Ende klärte sich das Räthsel dahin auf: der Schnurrbart ist hier fast ausschließliches Kennzeichen der Militairs, und da ich mich nun eines solchen erfreue, so hielten mich die Leute für einen Offizier, und machten sich meinetwegen unnöthige Mühe.

Durch die Ständeausgleichung entsteht an Stockholms öffentlichen Orten ein ganz eignes frisches und buntes Leben. Die verschiedensten Stände tummeln sich behaglich durch einander; der Hochgestellte bedarf einer zwangvollen Herablassung nicht, der Bürger wird durch keine Zurücksetzung verletzt, die Edeldame ist nicht indignirt über „den vielen Plebs,“ und die reiche Bäckerfrau will die arme Baronesse nicht durch Equipage und Diamanten ärgern. Man giebt sich unbefangen der Heiterkeit hin, und kein Stand beeinträchtigt die gute Laune des andern.

Auch die Geistlichen mischen sich gern in den Jubel; niemand verlangt, daß sie sich mit einem prüden Heiligenschein umgeben sollen. Nur während des Gottesdienstes ist der schwedische Prediger getrennt von den übrigen Bürgern des Staats; dann trägt er einen Talar und eine purpursamtmne Stola, reich mit Gold gestickt — man glaubt anfangs in eine katholische Kirche zu treten. Für gewöhnlich aber bleibt dem Prediger alle Freiheit, und er darf selbst für heidnische Gottheiten — z. B. für Venus oder Bacchus — eine besondere Neigung haben, ohne daß ihm irgend jemand darüber Vorwürfe macht. Mir erschienen die lustigen Priester mit dem freien, gesunden Antlitz und mit ihrem schwarzen zugeknöpften Rock, aus welchem zwei weiße Böffchen hervorschaun, immer wie protestantische Abbé's.

*

Die Stockholmer haben, vielleicht weil sie von Jugend auf gewohnt sind, in Wetter und Sturm auf den

Wellen zu fahren, viel Sicherheit, Thatkraft und Entschlossenheit in ihrem Wesen. Sie sind unternehmend, sie arbeiten gern, und die Tagelöhner bewahren sich selbst bei ihrem sauern Geschäft noch einen lachenden Humor. Auf dem Ritterholm sah ich einst drei von den Letztern, welche eine improvisirte Kunstvorstellung gaben. Der Erste, ein sehr zerlumpter Kerl, balancirte einen mächtigen Hebebaum auf Arm, Stirn und Zähnen, dem geübtesten Nequillibristen gleich, und die beiden Andern machten Musik dazu. Der Eine führte nämlich ein altes Faß statt der großen Trommel, und paukte taktmäßig drauf los, während der Zweite einen Deltrichter als Trompete blies. Viel Volk stand herum, Matrosen, Soldaten, Weiber und Kinder. Als die Kerle ihre Streiche gemacht hatten, ging Einer sammelnd mit der Mühe durch den Kreis, und fast jeder Zuschauer gab ein kleines Kupferstück. Gutmüthig sind auch die ärmsten Bewohner Stockholms, und sie üben gern eine Wohlthat aus. Das sieht sich sehr erfreulich mit an — wenn ein Armer dem andern giebt; sollen ja die Engel im Himmel Freudenthränen weinen.

Betrunkne findet man oft, allein sie werden nicht bössartig vom Branntwein. Uns folgte einmal ein be-
rauschter Sackträger ganze Straßen weit nach, und wir konnten ihn nimmer loswerden. Da kam ein Bürger herbei; der sagte, er kenne ihn schon, und wolle ihn bald bei Seite schaffen. „Klas!“ flüsterte er demselben zu, indem er auf mich deutete: „Klas! der Herr ist ein Werber, und wenn du dich nicht aus dem Staube machst, mußt du Soldat werden!“ — Kaum hatte der

Betrunkne diese Worte gehört, so fing er an zu laufen, als ob er rasend wäre, rannte rastlos die Straße hinunter, und sah sich gar nicht mehr um.

Bei einer gewissen Emsigkeit, erwirbt in Stockholm jedermann hinreichendes Auskommen, aber eine zügellose Vergnügungssucht herrscht im Volke, und hat schon manchen ins Verderben gestürzt. So nimmt den auch hier, wie überall, der Pauperismus auf wahrhaft bedenkliche Weise zu. Draußen, auf dem halbwüsten Kungsholm und auf den Skinnarviksbergen, sind in engen schmutzigen Häusern eine Menge hungernder Familien zusammengepfercht. Theils war es Unglück, theils Lächerlichkeit, was sie in diese Lage brachte; Armuth und Laster erben sich nun von den Vätern auf die Söhne, von den Müttern auf die Töchter fort. Und immer drohender wächst diese Klasse mitten im Herzen der Bildung empor, als ein todtbringender Polyp, wenn man nicht gediegne Abhülfe ersinnt, wie sie unserm Zeitalter angemessen ist. Schon die Knaben, Hammbusar genannt, treiben sich müßig und listig am Quai umher, verfolgen bettelnd die Leute, oder suchen Holz von den Schiffen zu stehlen. Wie sie größer werden, wächst auch das Laster mit ihnen; nach dem ersten Diebstahl, worauf man sie ertappt, kommen sie ins Zuchthaus, und kehren von dieser hohen Schule als vollendete Verbrecher zurück.

Auch die kleinen Mädchen werden zum Betteln ausgeschildt. Entfalten sie sich nur ein wenig, dann betrachten die sittenlosen Eltern ihre Jugend als ein Capital, welches möglichst ausgebeutet werden muß. Früh

erlischt ihr geringer Reiz, sie fangen nun gleichfalls an zu stehlen, und ich habe täglich mehrere Male Verbrecherinnen ins Gefängniß führen sehn. Doch nicht, wie die Männer, werden sie durch Soldaten transportirt, sondern es giebt in Stockholm eigne Bögte für das weibliche Geschlecht, welche schon bejahrte Leute sind und einfache blaue Ueberrücke tragen. Vielleicht schreien unsre Schriftstellernden Damen, wenn sie das lesen, wieder über Zurücksetzung, und pochen auf Emancipation, damit alle Unterschiede wegfallen.

*

Sieht man Stockholm so hoch und frei in blauer Bergluft daliegen, die überall vom kohlenfauren Hauch der Bäume durchwürzt und vom kräftigen Salzathem der See geschwängert wird, dann glaubt man, hier müßten die Bewohner in blühender Gesundheit das späteste Greisenalter erreichen. Aber es ist nicht so! An jedem Tage sterben etwa zehn Menschen, und es werden nur sieben geboren. Auf diese Weise würde Stockholm nach und nach veröden, kämen nicht immer neue Leute hergezogen, den Platz der Gestorbenen für sich zu gewinnen, und dadurch steigt die Bevölkerung sogar alljährlich. Interessant ist es, wenn man Berlin damit vergleicht; Berlin, das mitten in grauer Sandfläche liegt, wo das Staubmehl zerfahrener Steine, Bäume und Lungen bedeckt, wo 360,000 Menschen Athem schöpfen, und wo sich im Sommer ein wahrhaft erstickender Dunstkreis bildet. Dort in dem anscheinend so ungesunden Orte,

kommen täglich 31 Kinder zur Welt, und es sterben nur 25 Personen.

*

Die Stockholmerinnen findet man beim ersten Anblick nicht auffallend schön, den ihre Augen haben gewöhnlich eine kalte Bläue. Aber leicht belebt sich dieselbe zur Gluth, und dann fliegt ein entzückender Reiz über das Antlitz. Auch die Flamme des Blickes ist ja blau. Ihr Teint läßt sich kaum vergleichen; sein reines Weiß und die frische Rosenfarbe, die ihn feinschattirt durchschimmert, sie gleichen eben nur sich selbst. Grazie fehlt den Schwedinnen nie; ihr Wuchs ist fast immer untadelhaft schlank, elastisch und mit zierlich vollen Formen. Fette Frauen sieht man selten. Reizend klein ist der Fuß; er springt im raschem Uebermuth zum Bein empor, und beim Gehen berührt eine junge Stockholmerin nur mit der Spitze den Boden. Ihre Bewegungen sind zugleich Tanz und Musik. — Man, kleidet sich geschmackvoll nach der Pariser Mode, und sogar die Grisetten haben nichts von Nationaltracht übrig behalten. Dienstmädchen tragen aber wohl noch ein fanchonartiges Kopftuch, bald von schwarzer, bald von bunter Farbe. Es wird so gebunden, daß ein Zipfel nach dem Nacken niederhängt, während die beiden andern unter dem Kinn verschürzt sind, was ihnen sehr gut zu den schelmisch lachenden Gesichtern steht.

Mit der Erziehung der Stockholmer Damen geht es wie in anderen Hauptstädten: Verstand wird auf Kosten des Herzens ausgebildet; man bestrebt sich mehr

Talente als Gemüth zu wecken. Ein überfluthender Dilettantismus ist die Folge davon. Die jungen Mädchen legen sich auf Dichtkunst und Malerei, besonders aber auf Musik. Musik, das moderne Surrogat für Geist und Bildung, hat hier die erstaunlichste Höhe erreicht, und kann Einen völlig zur Verzweiflung bringen. Der Ruf schildert die Stockholmerinnen leicht, lüstern, ausschweifend, und es liegt viel Wahres darin. Unter der Schneedecke ihrer blonden Haare, ihrer lichtweißen Haut, rauscht das Blut als ein kochender Geysir. Sinnlich sind sie alle, aber liebenswürdig, und sie wissen züchtig kalt zu erscheinen. Der Heckta ist ein treues Bild ihres Wesens.

Aber es giebt doch auch fromme, häusliche Mädchen. Da wohnten mir gegenüber zwei hübsche Kinder ganz allein, denen ich scharf in die Scheiben blicken konnte. Ihr Stübchen mit den weißen Betten und den Rosen am Fenster sah wahrhaft appetitlich aus, und wenn ich Morgens aufstand, hatten sie bereits alles gesäubert und gepuzt, sie saßen dann längst bei der Arbeit. Beide nähten so fleißig den ganzen langen Tag hindurch, daß mich das bloße Zusehn schon angriff. Niemals kam ein Mann in ihre Stube, und nur Sonntags ruhten sie aus. Dann zogen sie sich nette Kleider an, lasen still in der Bibel, und fuhren Nachmittags in der Gondel zum Thiergarten. — Zuweilen empfangen sie einen Brief; dann war die Freude groß. Sie konnten sich kaum davon trennen, hüpften fröhlich im Zimmer umher und küßten einander. Ich hatte

meine Lust, dem Treiben der beiden lieblichen Schwestern zuzuschauen.

*

Obgleich die Göttin Flora nur karge Gaben ihres Füllhorns über Schweden ausschüttet, haben die Bewohner des Landes doch eine innige Liebe für Blumen und Grün. Es geht ja immer so im Leben: das Mindere reizt, und die Masse will man nicht schätzen. In allen Bürgerhäusern puzt man Flur, Zimmer und Küchen mit grünen Zweigen aus, und auch die Höheren lieben es, hauptsächlich ihre Speisesäle mit reicher Blüthenfülle zu schmücken. Auf die grauen und röthlichen Steinplatten der Treppen und Estriche schleift man, nach dem Reinigen, zierliche Arabesken ein, und bestreut dann alles mit grünen Blättern und Tannenreisern, was einen recht saubern Anblick und einen frischen harzigen Duft hervorbringt. Mitunter macht ihre Blumenliebe den Eindruck rührender Kindlichkeit. So hatte das Hausmädchen auf den Fensterposten meines Zimmers zwei Blumenscherben mit ärmlichem Kraute stehn, welches wohl nimmer eine Blüthe versprach. Aber Christina begoß die blassen Pflanzen täglich, und schmeichelte ihnen sehr. „Mina blommor! Wackra blommor!“ sagte sie mit ihrem zärtlichsten Tone, halb zu ihnen, halb zu mir gewendet, um mich auf ihre Lieblinge aufmerksam zu machen.

*

Im Essen ist der Schwede gründlich und tüchtig. Eine Frukost habe ich bereits auf dem Svithiod geschil-

dert, und das Mittagsbrod wird dadurch nicht beeinträchtigt. Auf besonderm Tische steht Branntwein, Schinken, blätterförmig geschnittner Käse — den auch die feinsten Leute mit Fingern vom Teller nehmen —, Sardellenbutter und Fladbrod, ein dunkles Gebäck, der jüdischen Mazza ähnlich, aber vom allergrößten Mehl, mit Kleie vermischt. Nun setzt man sich, ißt Gemüse nebst einer Fleischbeilage, dann erst kommt die Suppe, dann Zwischengerichte, hierauf der Braten, und endlich das Desert. Dies Letztere besteht aus Kuchen und Smultron med grädde, d. h. aus Walderdbeeren mit Sahne, doch werden auch andre Früchte substituirt. Nach Tische nimmt man den Kaffee, ein halb Stündchen später trinken die Männer einen Cognac, und gegen Abend wird Thee servirt. Am Ende folgt das Souper, aus Fisch, Gemüse, Braten und Desert bestehend, doch setzt sich dabei, in guten Häusern, nur die Wirthin mit den Herren nieder, während die jungen Mädchen plaudernd umherstehn.

Ein eigenthümlich schwedisches Gericht ist der Gralax, der aus frischem, ungekochtem Lachs mit Salz, Essig, Del, Senf und vielem Zucker bereitet wird. Ausländer können diese Speise nur schwer genießen, und unmöglich verdauen. — Man trinkt sehr heiße Weine — Madeira, Portwein und Xeres — doch in gewohnter, vorsorglicher Gastfreundschaft wird dem Fremden der Rebensaft seines Vaterlandes vorgesetzt. Und das thut auch Noth bei den fortdauernden Zutrinken, das an der Tafel herüber und hinüber geht, und dem man sich, ohne zu beleidigen, nicht entziehen darf. Es giebt hier

überhaupt eine große Menge beliebter Getränke. Obenan steht der schwedische Punsch, den man kalt trinkt, und der beim feuchtem, kühlem Wetter nicht zu verachten ist. Derselbe wird auf folgende Weise bereitet: man gießt eine Flasche kochenden Wassers auf fünfviertel Pfund Zucker, und drückt dreiviertel vom Saft einer Citrone hinein. Sobald der Zucker geschmolzen und sich das Wasser ein wenig abgekühlt, gießt man eine Flasche Arack dazu, und der Wundertrank ist fertig. Soll er aber das höchste Aroma und krystallische Klarheit erlangen, so muß er Jahre lang lagern, daß er sich läutern und alles trübe Element absetzen kann.

Als kühlende Getränke sind besonders Selter- und Sodawasser im Gebrauch. Der Ladentisch jeder bessern Conditorei enthält große Kübel von Zinn, welche mit diesen moussirenden Wässern gefüllt sind. Hermetisch verschlossen, stehen sie in Eis, und es steigen daraus zwei gebogne Glasröhren über einem Blumenkorb empor. Fordert man ein Glas, so dreht der Gehülfe am Hahn, er läßt es vollströmen mit kalter, perlender Fluth, und man nimmt, außer dem Zucker, gewöhnlich noch Fruchtsaft dazu. Sonst hat man in Schweden auch Ale und Porter, Cardinal und Bischof, und alle übrigen complicirten Getränke.

*

Mittags speiste ich fast immer in der „großen Gesellschaft“ (Stora Sällskapet). Das ist eine geschlossene Ressource, hauptsächlich aus reichen Kaufleuten bestehend, doch finden sich auch Diplomaten, Officiere und Beamte

darin. Diese Gesellschaft besitzt ein geräumiges und sehr gut eingerichtetes Haus; im ersten Stock ist die Bibliothek und das Lesezimmer mit den bedeutendsten Zeitungen und Journalen Europa's; darüber liegen die Speisesäle, wo man stets eine treffliche Tafel und heitre Gesellschaft findet, und steigt man noch „en trappa üpp,“ so gelangt man zu den Rókrum's. Hier trinken die dicken Banquiers nach Tische ihren Kaffee, zerstreuen sich beim Domino, Billard, oder Brettspiel, und halten auf den weichen Polstern, die sich an den Wänden entlang ziehn, ruhig ihr Mittagsschläfchen.

*

Eine andre Ressource, „die Vereinigung,“ wird nur dann stark besucht, wenn öffentliche Conzerte dort stattfinden. Das Local besteht aus eleganten Pavillons und einem Garten, welcher rings am Horizont von Felsenrücken, Baumwipfeln, hochliegenden Häusergruppen und Kirchthürmen umschlossen ist. Das giebt, wenn der Garten sich recht bunt mit Menschen angefüllt hat, und die rothen Strahlen der Abendsonne alles mit Gold und Scharlach überhauchen, ein gar annuthiges Bild. Aus der Mitte erhebt sich ein tempelförmiges Gebäu, von welchem das Musikchor seine klingenden Opernstücke niederrauschen läßt, während die Kunstkenner katechôn sich gleich einer Mauer umher postiren. Mädchen und Frauen aber sitzen hier und dort in blühender Reihe, und gedankenlos heiter wippen sie sich auf den grünen Bänken, wozu diese eigens eingerichtet sind.

*

Das Wetter ist ein Gegenstand steter Aufmerksamkeit des Stockholmers. Strahlt die Sommer Sonne auch noch so warm und hell am blauen Himmel, er blickt sich sorgsam um, bevor er einen Spaziergang unternimmt, schüttelt dabei bedenklich den Kopf, und trägt seinen Mantel mit, ja er steckt wohl gar die Galloschen ein. Aber solche Vorsicht ist ganz nöthig, und der Fremde muß es oft mit einem Catarrh büßen, daß er darüber gelächelt hat. Denn plötzlich kommen dunkle Wolken vom Mälar zum Meere hergezogen, und es fällt ein kalter, durchnässender Regen herab. Darum sind hier Witterungsgespräche auch eben so beliebt, als anderwärts verpönt, und in der besten Gesellschaft spricht man sich umfassend aus über die meteorologischen Verhältnisse der Jahreszeit, und theilt sich seine Vermuthungen mit, ob morgen die Sonne scheinen, oder ob es regnen werde.

Ueberhaupt ist es nicht schwierig, die Unterhaltung mit einem Schweden durchzuführen, wenn man nur erst eine einzige Zauberformel kennt. Damit kann man alle Höhen und Tiefen des Gefühls ermessen, damit kann man lieben und hassen, fluchen und segnen, gutmüthig oder satyrisch, ja man kann damit sogar geistreich sein. Das mächtige, alles umfassende Wort heißt: „Ja so!“ welches möglichst gedehnt: „Jasoh“ ausgesprochen wird. Der Schwede weiß die zwei alltäglichen Sylben so tausendfach zu moduliren, daß man es wahrhaft bewundern muß. Hört er eine freudige Nachricht, so ruft er mit blitzendem Auge schnell sein stürmisches „Ja so!“ — erfährt er Trauriges, dann läßt er das

Haupt sinken, und murmelt, nach einer tiefen Pause, schmerzlich: „Ja so!“ — wird ihm eine wichtige Angelegenheit vorgetragen, so stößt er nachdenkend eine gedehntes „Ja so!“ heraus; — vernimmt er einen Scherz, dann giebt er seine Zustimmung durch ein launiges „Ja so!“ zu erkennen; — will man ihm eine Lüge aufbinden, so sagt er recht ironisch „Ja so!“ —

Ganze Romane stecken in dem Bannspruch. — Lucie sitzt am Fenster, als der wohlbekannte Bote hereintritt und ihr einen Strauß überbringt. Fröhlich ruft sie „Ja so!“ und drückt die Blumen an den hübschen Mund. Ihre Freundin kommt; sie zeigt ihr das duftige Geschenk, und diese sagt ein wenig neidisch: „Ja so!“ — Bald darauf empfängt der Liebhaber Nachricht von der Untreue seines Mädchens, er knirscht mit den Zähnen und stößt ein schneidendes „Ja so!“ hervor. Er schreibt ihr, daß er sie verachte, daß er sie niemals wiedersehen wolle, und weinend sagt sie zu sich selbst: „Ja so!“ — Aber es gelingt ihr, ein kurzes Zwiesgespräch mit ihrem Albert zu gewinnen, und ihm darzuthun, man habe sie verläumdete. „Ja so!“ ruft er feurig, und preßt sie in die Arme. Plötzlich zieht eine Wolke durch seine Seele; er besinnt sich, daß ihn ein wichtiges Geschäft erwarte, und spricht halbleise: „Ja so!“ — Dann geht er zu dem Mann, der ihm seine Liebe rauben wollte, und redet ernsthaft mit ihm. Derselbe erwidert nur ein kaltes, höhnisches: „Ja so!“ und die Sache ist abgemacht. Am nächsten Tage schießen sie sich, und ich glaube, wenn der eine getroffen niedersinkt, halt sein letzter Seufzer: „Ja so!“ — Der Andre aber ruft er-

schrecken „Ja so!“ und flieht über die Grenze. Und Aerzte, Verwandte, Freunde, Richter, überhaupt Alle, die den Fall erfahren, werden sagen . . . „Ja so!“

Schmerz und Lust, Vertrauen und Zweifel, Hohn und Spott — kurz alles liegt in dem bequemen Wörtchen.

VI.

Das Bellmannsfest.

Schon seit mehreren Tagen sprach man davon in Stockholm, wohin ich kam, in Familien, Conditoreien und Kessourcen, fragte man mich: „Sie kommen doch auch zum Bellmannsfest? — Ja wohl! antwortete ich dann stets, aber ich will's nur offen gestehn, damit meine Leser nicht unnütz erröthen, ich ahnte nicht einmal, was für ein Fest eigentlich zu erwarten sei. Wohl wußte ich, daß in Schweden vor manchem Jahr ein Poet, Namens Bellmann, gelebt hatte, doch an diesen dachte ich kaum. Auch wir in Deutschland haben Dichter gehabt, viel tausendmal größere, als Bellmann Einer war, und wird ihnen wohl irgendwo ein Volksfest gefeiert? Nein, nein! Wenn sie todt sind, kommen sie n die Wallhalla, und damit ist's gut.

Aber hier sollte die Feier wirklich einem Poeten gelten, und als ich nun anfing, mich mit ihm bekannt zu machen, da sah ich wohl, das er tief ins schwedische

Leben eingewachsen sei. Seine Geschichte läßt sich mit wenigen Worten andeuten. Carl Michael Bellmann wurde am 4. Februar 1740 zu Stockholm geboren; seine Eltern waren stille, emsige Leute, und er wuchs in engen Verhältnissen auf. Die Muse der Dichtkunst sucht nicht Marmorssäle mit goldumfaßten Spiegeln und sammetnen Divans; sie tritt am liebsten in solche kleine saubere Häuschen ein. Bellmann's Auge und sein Herz berührte sie, da sah er mehr als andre Menschen, und das Herz wurde gut und fromm, aber auch stolz dabei. Andächtige Lieder dichtete er, und pries den großen Gott, der eine so schöne Welt geschaffen. Das war die Zeit seiner idyllischen Jugend.

Sein Blut fing stürmischer an zu fließen, sein Auge blitzte heller, und das Leben schaute, jubelnd und traumbekränzt, zu ihm durchs Fenster, winkte ihm mit üppig weißer Hand, und lockte ihn mit schwellender Lippe. Nun wurd' es dem Jüngling drinnen zu heiß, er ging hinaus, und stürzte sich in den Strudel von Wein und Lust und Abendtheuern. Allein er genoß nicht wie ein trunkner Silenos, sondern mit flammendem Freudenauge durchdrang er alles, und gab es wieder, gerade so, wie er es gesehen hatte. Darum glühen und blühen seine Gesänge ursprünglich frisch; da ist von Gemachtem, von Hinzugefügtem keine Spur. Man thut den Bellmannschen Liedern noch Eintrag, wenn man sie mit den kleinen feinen Bildern der Holländer vergleicht, wo die Mäler das winzige Insekt, den verlorenen Wassertropfen und den Staubfleck der Natur abgelauscht haben. Hier ist doch immer nur Copie der Wirklichkeit, dort

aber ist die Wirklichkeit selbst. Bellmann gab seinen Poesien jedesmal die Melodie, welche dazu paßt, wie Quellengeriesel zu einer wollüstigen Mondnacht; Text und Musik entstanden im nämlichen Augenblick, beide waren improvisirt, und er sang die Lieder zur Guitarre.

So zogen seine blühenden Worte auf der Töne Flügel durch Skandinavien hin, sie prägten sich tief in die Gemüther, und jede hübsche Dirne trällerte sie nach. Die Mädchen machte das dreist, denn in welcher wüste Kloaken sie sich auch oft verloren, die Sittlichkeit wurde nie verletzt. — Gustav dem Dritten konnte ein so begabter Mensch, wie Bellmann, nicht unbeachtet vorübergehn, und er wurde sein Günstling. Der König ließ ihn als Secretair bei der Staatslotterie anstellen, doch Bellmann taugte schlecht zum Rechenmeister, und gegen die Hälfte des Gehaltes trat er seinen Posten einem Andern ab. Nun fühlte sich der Poet unabhängig und sorgenfrei; er lebte an dem reichen, lusternen Hofe, und sein Genius schaffte fortdauernd neuen Liederklang. Das sind wahre Volksweisen, verständlich für jedes Kind, einfach und klar, und dabei immer singbar, immer melodisch. In der Caricatur, im Spott- und Weinliede ruht seine eigentliche Kraft und König Gustav hat ihn den schwedischen Anakreon genannt. Seine poetischen Bilder führen uns in Spelunken, zeigen uns das üppige Treiben jener Zeit, und reißen unaufhaltsam mit sich fort zu bachantischem Taumel. Aber auch ernst, tief wehmüthig konnte Bellmann sein, das beweist er genugsam in seinem Buche: „Gedanken an Frau Hallmann's Grab (1764).“

Ueberhaupt besaß er eine ganz eigne, wandelbare Natur, und sein Gemüth war von Eiderdaunen. Für den leisesten Hauch empfänglich, wollüstig weich, und stets voll Elasticität. Sobald der Eindruck nachgelassen hatte, erschien er wieder wie zuvor. Er konnte mit dem rechten Auge sich freuen über fremdes Glück, und zugleich mit dem linken weinen über fremden Schmerz. Untüchtige Schriftsteller haben den Bellmann nicht selten als Bänkelsänger und Hofnarren bezeichnet, doch solche Namen können ihn nicht verlegen, und zeigen nur vom Unverstand derer, die sie ihm beilegten. Eher möchte ich ihn mit „Puck“ vergleichen, der jetzt die tollsten Elfenstreiche macht, alles durcheinander wirft, den Menschen tausend Schabernack spielt, und sich darüber todtlachen will. Kurz darauf steigt er aber in eine öde Kammer hinab, wo arme Unglückliche sich schlummerlos auf dem Lager wälzen. Durch holde Klänge gießt Puck ihnen Trost und Ruhe ins Herz, und wenn sie am Morgen gestärkt erwachen, finden sie helles Gold in der Kammer, das er ihnen heimlich gebracht hat.

Aehnlich machte es Bellmann. Mit den Hofdamen, an deren Unschuld nichts mehr zu verderben war, trieb er Späße, so schlüpfrig, so lasciv, wie unser Volksbuch sie kaum vom Eulenspiegel erzählt. Aber wenn König Gustav durch solch eine Scene in die vollste Heiterkeit versetzt war, dann legte Bellmann Bitten bei ihm ein für Witwen und Waisen, für herabgekommne Familienväter, fürs ganze Volk, und sie wurden dann selten abgeschlagen. Wohlzuthun war des Dichters höchste Lust, und obgleich selbst nicht mit Erdengütern gesegnet,

fühlte er sich reich, wenn er nur Andern geben konnte. Als Bengt Lidner, ein schwedischer Poet, 1793 starb, trat Bellmann einige Tage nachher ins Zimmer der armen, traurigen Wittwe, gab ihr funfzig Thaler, und sagte mit freudeglänzenden Angesicht: „Siehe da, das habe ich für dich zusammengesungen!“

Bellmann erlebte zu seinem Glück das schreckliche Ende Gustav III. nicht; er schloß am 10. Februar 1795 das frohe Auge für immer zu. Auf dem Klara-Kirchhof draußen in Nordermalm ist er begraben, kein Kreuz, kein Stein bezeichnet seine Gruft, und der Hügel, unter dem er ruht, ist verloren gegangen. Allein das thut dem Andenken des Sängers keinen Eintrag, es erhöht noch die Poesie, die um ihn schwebt, und so lange man die schwedische Sprache redet, so lange wird er unvergessen sein.

Uns Ausländern bleiben Bellmanns Dichtungen verschlossen, denn läßt sich von irgend einem Poeten sagen, daß seine Werke unübersetzbar sind, so gilt es für ihn gewiß. Will man ihn verstehn, dann muß man Schwedens und Stockholms Sitten bis ins Kleinste kennen, muß sich mit jener Zeit, welche er schildert, innerlichst vertraut gemacht haben. Denn darauf gründet sich eben seine Originalität und Volksthümlichkeit, daß er nicht in phantastische Fernen flog, sondern sich fest an die Gegenwart schmiegte, und sie mit der ganzen Frische und Fülle dichterischer Darstellungsgabe zu schildern verstand. Friedrich Rüks hat versucht, einige Lieder Bellmanns ins Deutsche zu übertragen, und wenn

das Ganze auch nur halb gelungen ist, so verdient solches Bemühen doch Anerkennung.

Am 26. Juni schien die Sonne warm und hell. Obgleich ein Wochentag war, strömte die Menge schon vom frühen Morgen, in Dampf- und Ruderbooten, nach dem Thiergarten hinüber. Dort sollte ja heut das Bellmansfest gefeiert werden, nämlich der Jahrestag, an welchem einst sein Denkmal eingeweiht worden. Nach Tische fuhr ich denn auch über den See, und erreichte den Thiergarten, einen zwar kunstlosen Park, den aber kein Fürst Pückler, mit allem Gold und Geist, nachzubilden vermöchte. Hoch thürmen sich Granitformen empor, hier mit grünem Moos, dort mit Bergkräutern bewachsen; uralte Eichen, aus Ddins Zeit, krümmen, bald einzeln, bald gedrängter stehend, ihre Wurzeln um den Stein, und wechseln mit dunklerem Nadelholz. Dst ruht zwischen den Höhen und Gehölzen ein stiller See, und wo die Aussicht sich eröffnet, hat man das Meer, den Mälar und die große, prächtige Stadt vor Augen, immer andre, immer schönre Bilder bietend. Mitten in diesen imposanten Naturpark sind Villen, Gasthäuser und Schaubuden hineingebaut; überall herrscht Baum-schatten, Wasserfrische und Felsenromantik, überall zieht sich aber auch das muntre Treiben der Menschen hindurch, und das ist der Thiergarten.

Mit meinen Begleitern fand ich noch Raum auf dem Altan einer Conditorei, welchem mächtige Bäume als Pfeiler dienten, während oben die kühlen Wipfel rauschten. Raum dreißig Schritte davon entfernt, erhob sich, auf einem von Eichen beschatteten Hügel, Bellmanns

colossale Bronzestatue. Byström hat sie modellirt, und die Ähnlichkeit läßt sich gar nicht bezweifeln. Unge-
nehm, sogar schön sind des Dichters Züge, ein Schalks-
lächeln flüstert um den weichen, lüsternen Mund, und
es kleidet ihn gut, das er mit Weinlaub bekränzt ist.
Hinter dem Standbilde war ein erhöhtes Orchester, und
vor demselben befand sich ein freier Raum, aber noch
sah man keine bestimmten Anstalten zu einer Feier-
lichkeit.

Der Tag wurde bis jetzt nur drüben im Salon
der Restauration von einem Kreise eingeweihter Männer
mit Gesang und Gläserklang gefeiert. Die Gesellschaft
Par-Bricole, deren Stifter Bellmann gewesen, hält
nämlich, ein wie allemal im Thiergarten, ein fröhliches
Mahl, und erst nach der Tafel beginnt das Fest. So
sagte mir mein Nachbar, ein Schwede von trefflicher
Bildung, und ich fragte ihn, was den eigentlich der
Zweck dieses Vereines sei. Das wisse man nicht, raunte
er mir ins Ohr, doch soviel sei gewiß: die Neophyten
erhalten ein Ordensband, woran sich ein kleiner Trichter
befindet. Sie müssen auch tüchtige Trinkproben bestehn,
ehe sie zu den höhern Graden gelangen können, und sie
glauben deshalb gewöhnlich, die ganze Tendenz ziele auf
Bachanalien hinaus. Wenn sie aber tiefer eingeweiht
werden, so erfahren sie wohl, das es des Ordens Ab-
sicht ist, die freimaurerischen Eleusinien aufs Allerernst-
hafteste zu persiffliren.

Unabsehbar waren bereits die rothen Hügelwellen
des Granits ringsum mit buntem Menschengewühl über-
schüttet, und doch wallten immer neue Massen noch

heran. Zu Fuß und zu Pferde, in Cabriolets, Halb-
wagen und glänzenden Carossen kamen die Leute; kein
Stand fehlte in dem farbenreichen Gemisch. Die Gräfin
mit wallender Straußensefeder auf dem Hut; das Dienst-
mädchen, ihr Tüchlein à la Fanchon um's hübsche Ant-
lich geknüpft; der flotte Roue und der fleißige Bürger; der
reiche Kaufmann und der arme Lastträger — sie alle
hatten sich versammelt, die Feier ihres Lieblingsdichters
begehrt zu helfen. Das eben zeigt von der überwälti-
genden Poesie, die in seinen Liedern ruht, daß sie jedem
Schweden, welche Bildungsstufe derselbe auch einnehmen
mag, gleich werth und theuer sind.

Immer enger schoben sich die einzelnen interessan-
ten Gruppen an einander, je größer die Zahl der Herzu-
strömenden war, und Wagen, Menschen, Pferde, das
alles stand zuletzt so dichtgedrängt, daß auch nicht ein
Flecken Erdboden mehr hervorschimmerte. Und dabei
war — mirabile dictu! — nirgendwo ein Polizist oder
Gensdarm zu sehn. Bei uns in Deutschland hätten sie
die versammelte Menge kreuz und quer gestoßen, hätten
dadurch Unwillen und Tumult erregt, und hätten zum
Schlusse einige Leute arretirt. Es läßt sich nicht läug-
nen, daß Deutschland das Institut der Gensdarmen,
wenn auch nicht erfunden, doch sehr vervollkommen hat.
Und die Tausende, von aller Polizei entblößten Schwe-
den benahmen sich so sittig, so still, als ob sie in der
Kirche wären — ich will's nur gestehn, ich hätte sie so-
gar etwas lauter gewünscht.

Aber ich rechnete die tiefe Schweigsamkeit dem er-
wartungsvollen Schauer zu, der sich bei solchen Gelegen-

heiten wohl einzustellen pflegt, und dachte: geht de Spaß nur erst los, dann hat die Ruhe gewiß ihr Ende erreicht. — „Werden die Par=Bricoler bald kommen?“ fragte Einer den Andern, und plötzlich rauschte ein Murmeln und Wogen durchs Volk — sie kommen. Wie von selbst bildete sich eine Gasse in dem Gewühl, daß der Zug unbehindert zu Bellmann's Bildsäule gelangen konnte. Voran ging Graf Levenhaupt, der Oberstatthalter von Stockholm, in voller Uniform, mit blau und gelbem Federbusch. Ein Herr begleitete ihn, und die Uebrigen folgten paarweis, doch nicht etwa in feierlich schwarzer Kleidung, sondern dunkel und hell durcheinander, wie es Jedem behagte. Sie stellten sich vor der Büste auf, und ich war fest überzeugt, daß es jetzt anfangen würde; allein es geschah noch immer nichts, nur das Orchester begann zu spielen. Mit einem zweiten, das sich entfernter, hinter einem Hügel versteckt, gelagert hatte, trug dasselbe abwechselnd Bellmannsche Tonstücke vor. Anmuthige, bald heiter tändelnde, bald süß wehmüthige Melodien waren es, aber alle hatten einen rein volksthümlichen Charakter, und es zuckte auch freudige Bewegung durch die Versammelten hin.

Man merkte es indeß den Par=Bricole=Brüdern wohl an, daß sie noch etwas erwarteten . . . da flogen die Hüte und Mützen von allen Köpfen, ein Vorreiter suchte Raum zu gewinnen, und die Königin, eine bejahrte, aber muntere Frau, fuhr in offenem Wagen bis dicht an den Festplatz. Der Oberstatthalter trat an den Schlag, und die Fürstin unterhielt sich lange mit ihm. Endlich ging er wieder zu der Büste, und ich war ge-

pannt, denn jetzt oder nie mußte die eigentliche Feier ihren Anfang nehmen. Allein noch immer geschah nichts; es ertönte keine Rede, kein Toast, kein Lebewohl. Tiefer sank die nordische Spätsonne herab, Eichen, Tannen, Felsen und Menschen mit ihren Strahlen purpurgoldig anhauchend. Die Königin grüßte und ließ langsam weiter fahren, die Par-Bricoler kehrten zu ihrem Speisesaal zurück, und die Musik schwieg.

Nun löste sich, geräuschlos und sicher, das polizei-lose Gewirr der Wagen und Fußgänger auf, das wie ein gordischer Knoten erschienen war — man zog nach Hause, oder nach den Restaurationen. Zwar gab es einen herrlichen Anblick, die bunten Gruppen von allen Seiten auf den gewundenen Bergstegen herniederwallen zu sehn, aber ich konnte mich doch einer unbefriedigten Stimmung nicht erwehren. Einige Thatsachen, sichtbare Feierlichkeiten hätte ich gewünscht; solche stumme Andacht paßt für einen Bellmann nicht. Und wie könnten feurige Worte wirken, wenn sie in diese empfangliche Menge hineingeschleudert würden; das müßte herrliche Früchte tragen.

Als der Abend seine braunen Phalänenflügel über den Thiergarten ausbreitete, war alles öde und leer um Bellmann herum; ich allein saß noch am Postament seiner Büste. Erst in tiefer Mitternacht sollen die Par-Bricole-Brüder noch einmal zu ihm gehn, ihre Eleusynien zu halten. Es ist davon nichts weiter verrathen, als daß der Traubensaft dort in Strömen fließt, und daß sie dem weinlustigen Sänger manch volles Glas ins Antlitz gießen.

VII.

Schwedische Sprache und Poesie.

Brief an Eglantine.

Wenn ich Ihnen jetzt ein Briefchen schreibe, liebe Eglantine, um Sie in die schöne Literatur Schwedens einzuführen, so könnte ich eine recht gelehrte Miene dabei annehmen. Ich könnte Ihnen erzählen: auf den Runensteinen findet sich die Sprache, welche wir für Urschwedisch halten müssen. Da herrscht noch ungezügelter Wälderfreiheit in der Wortschreibung, das mildere, künstlichere Vocalsystem der Isländer hat sich noch nicht verweichlichend in die rauhen Uröne gedrängt: die Bärenkraft der Sprache ist noch von keiner Bildung gehemmt. Aus funfzehn Runen war dieselbe, arm aber nervig, zusammengesetzt, und selbst die Rune ✶ o, die aus dem doppelten ✶ a entstand, gehört späteren Zeiten an. Sie wird jetzt im Schwedischen mit ö , im Dänischen mit aa bezeichnet. Nach Volksfagen ist Odin der Runenerfinder, nach gelehrten Hypothesen haben Ostseebefahrende Phönizier diese Staben den Küstenbewohnern mitgebracht. Eine enggeschlossene Priesterkaste bewahrte sie, wendete sie bald zur Schrift, bald zu Zauberkünsten an, und so erhielten sie sich bis zum Aufgange des Christenthums. Nun zogen die lateinischen Lettern, ein kleines, siegreiches Heer, über Schweden hin, die ursprünglichen Zeichen verdrängend; nur auf dem Runenstabe, dem ältesten Kalender des Nordens, dauerten sie noch

fort. Ja, selbst heutzutage pflegt der schwedische Bauer, der in abgelegener Landschaft wohnt, sich die Marken der Zeit in ein geglättetes Holz zu schneiden. Durch die Runen, durch das mühsame Hervorgerufen derselben, wo ein Meißel statt der Feder, und Granit statt des Papierees diente, mußte sich ein kerniger Lapidarstyl entwickeln. Kurze, gedrungne Sentenzen, Kraftsprüche voll Wahrheit bildeten sich, und bis zur Gegenwart hat sich eine sententiöse Literatursprache in Schweden erhalten, wenn dieselbe auch durch schwächliche Breite dem alten Muster entfremdet ward. Als die Reformation das Land berührte, war nur die verwaiste *p* noch übriggeblieben, und man begann seitdem, sie durch *th* zu ersetzen.

Nicht war, meine theure Freundin, das würde eben so imponirend, als langweilig für Sie sein? Aber fürchten sie nichts! Vor ihnen ziehe ich ehrerbietig meinen Doktorhut ab, und will's versuchen, den Brief kurz und bündig einzurichten.

Erst einige, verspätete Apostel trugen im zwölften Jahrhundert' die christliche Religion nach Schweden hinauf, allein noch lange durchtobte das Land ein heidnischer Kampf der Parteien, heidnisch, wenn auch nicht in seinen Glaubenszwecken, doch heidnisch in seiner Wuth. Es entstanden damals viel schwedische Volkslieder, welche Geijer und Afzelius gesammelt herausgaben, und uns Deutschen ist das Verständniß ihrer „Svenska Folksvisor“ durch Mohnike (Berlin 1830) und durch Ungewitter (Leipzig 1842) eröffnet worden. Sonst blieb noch alles finster und stumm, denn Nacht lag über

dem Norden, und keine gebildete Poesie knüpfte sich an den kräftigen Naturgesang. Zwar fehlten Geistliche nicht, doch sie waren selbst von Cultur entblößt, und dachten nur an ihre eigne Stellung, stets bemüht, die Wurzeln derselben tiefer in Skandinaviens Felsboden zu schlagen.

Bei der Reformation ging die Sonne wahrer Bildung über Schweden auf, und die Bibelübersetzung brachte zuerst eine sichere Schriftsprache mit. Noch ein Jahrhundert lang zogen es die Gelehrten aber vor, sich lateinisch auszudrücken, und Christinens Thronbesteigung half das zierlichere Französische als Umgangssprache verbreiten. Als Louise Ulrike, Friedrich des Großen feingeistige Schwester, Schwedens Königin wurde, vereinte sie einen Kreis ausgezeichneter Männer zur Förderung von Kunst und Wissenschaft, und legte dadurch den Grund zur schwedischen Academie. Die Letztere fand das Schwedische reif genug, um ihre Abhandlungen darin zu schreiben, und nun trat dasselbe in die Reihe der europäischen Gelehrtensprachen ein.

Uebereinstimmend mit dieser Periode sind die poetischen Leistungen Dalin's. Ueber Frankreich war das Verständniß des classischen Alterthums nach Skandinavien gelangt, und deshalb mußten die nordischen Dichtungen ein fremdes, französisirendes Moment in sich aufnehmen. Dlof von Dalin, zu Winberga in Holland geboren († 1763), war übrigens ein sehr geistreicher Mann, der durch seine Zeitschrift „Argus“ zuerst rechten Sinn für schöne Literatur bei den Schweden weckte. Er gab der Prosa eine schimmernde Eleganz, deren unechter Goldglanz sich freilich bald abwischte, der aber doch die bessern Stände des

Landes anlockte, welche ganz gesunken und schlaff waren und sie zur fernern Theilnahme an nationaler Dichtkunst ermunterte. Seine Poesien waren lustern süßliche, und völlig geschaffen, die Nerven von Louisens Hofdamen aufzukitzeln, doch flogen sie auch zuweilen mit starkem Fittig zur Sonne empor. Wer weiß, was aus Dalin geworden wäre, hätte ihn nicht auf einer Seite die Mitgliedschaft der Academie eingepreßt, auf der andern das Hofleben entmannt. Von ruhiger Einsamkeit plötzlich in den glitzernden, üppigen Strudel hineingezogen, riß der Faden seiner Fortbildung ab, und es ist gewiß wahr, daß er dem Hofe mehr gab, als er von ihm empfangen konnte.

Aus Dalin's poetischer Schule ging König Gustav III. hervor, ein Fürst, der an Liebenswürdigkeit und Leichtsinn, an Tugend und Laster, an Sitte und Sprache mehr Franzose, als Schwede war. Er verlieh der Academie größern Umfang, größere Bedeutung, doch zog er zugleich einen Formen- und Normendamm, der all ihre lebendige Thätigkeit hemmen mußte. Sein eignes Beispiel, wie er das Fremde begünstigte, wirkte ebenfalls nachtheilig; die Academie suchte durch Politur und Zierlichkeit das zu erstreben, was ihr auf dem Wege freier, selbstschöpferischer Kraft versagt blieb, und so wurde sie am Ende zu einem Depot für Ausländerei, Puder und Perrückenstaub. Gustav rief indeß alle Künste herbei: Musik und Tanz, Poesie und Malerei, um seinen Hof zu einem wahren Feengarten umzuwandeln; die magische Täuschung gelang ihm auch, und in der blühenden Zauberei fehlte nichts als — Men-

schen, gesunde natürliche Menschen voll Saft und Blut. Gustav selbst dichtete, und Graf Densstjerna hat seine Werke in französischer und schwedischer Sprache herausgegeben. Sechs Theile sind es, Briefwechsel, Reden und Schauspiele enthaltend. Zu den Letztern wählte der König fast immer historische Stoffe; sie stehen eben auf dem Niveau der damaligen Literatur Schwedens, und noch neuerlich sind sie durch Carl Eichel (Leipzig 1843) ins Deutsche übersezt worden.

Rings um den Thron sammelte sich eine reiche Anzahl Dichtender, doch Phrasen- und Schnörkelwesen erdrückte die Poesie. Alle griechischen Götter, Heroen und Nymphen, die sie schildern, tragen sich nach der damaligen pariser Mode, haben Puder im Haar und schlüpfriges Zuckerwerk auf der Zunge. Bengt Lidners Schöpfungen waren schon frischer, doch besonders hat Heinrich Kellgrén einen guten Einfluß geübt. Da wird's lebendig in den Gedichten, in den Dramen, und mit scharfer Kritik zog er in der „Stockholm's Post“ wider Mittelmäßigkeit, Ungeschmack und Ausländerei zu Felde. Am meisten bereitete sich die moderne Dichtkunst in Bellmann vor, denn seine treuen Lebensbilder wirkten wie Moschus auf die verdampfte Literatur, sie schlug das Auge auf und schaute zum ersten Male hell in die Welt hinaus.

Allein die Herren der Academie wußten sich vom Miasma der Volksthümllichkeit fern zu halten; sie erstickten lieber, ehe sie so gemeine Luft einathmeten. Auf hohem Kothurn schritten sie fortdauernd einher, selbst die französische Revolution konnte sie nicht aus dem

Takte bringen, und sie waren fest überzeugt, ganz Europa blicke aufmerksam nach ihrem Stelzentanze hin. Da verband sich auf der Universität Upsala ein Kreis junger Männer, jung an Jahren, an Geist und an Muth; sie nannten sich „Vitterhetens-Vänner-Freunde der Wissenschaft,“ und wollten den plumpen Bel vom Throne stürzen, auf dem er in satter Selbstgefälligkeit saß. Es begann jetzt derselbe Kampf, den bereits sechszig Jahre früher in Deutschland die Schweizer gegen Gottsched gekämpft hatten, und der in Schweden gleichfalls zu Gunsten des Fortschritts endete.

Es bildete sich also eine junge romantische Schule dem classischen Mottenfraß der Academie gegenüber, und Daniel Amadeus Atterbom trat 1805 in die kampflustige Schaar. Der Sohn eines Landgeistlichen, war er 1790 an der einsamen, wildschönen Grenze Ostgothlands geboren, Märchen und Sagen hatten ihm die Spiele der Kindheit ersetzt. Sein Geist kräftigte sich schnell, er warf sich in den breiten Strom der deutschen Literatur, und das stahlte seine Nerven. Atterbom stiftete 1807 zu Upsala den Aurorabund, einen Verein feuriger Jünglinge, deren Streben dahin zielte, die Banden französischer und academischer Steifheit abzuschütteln, und schwedisch zu dichten. Aus den bunten Erzeugnissen der Verbündeten ging 1810 die Zeitschrift „Phosphorus“ hervor, und es wurde wacker auf die Pelze der Academiker losgeklopft. So entstand Atterbom's Romanzen-Cyclus „Blommorna = die Blume“ und das schöne Fragment eines romantischen Drama's: „der blaue Vogel.“ Aber bald fing sein Genius sich in

Schelling's naturphilosophischer Mäusefalle, und seine Productionen wurden unverdaulich und überspannt. Später trat er zu Hegel über, und das dramatisch idyllische Märchen: „Lyehsalighetens ö = die Glückseligkeitsinsel“ (deutsch von Neus, Leipzig 1831—33) zeigt den Einfluß philosophischer Studien. Der poetische Schmetterling hat viel hellen Farbensaub eingebüßt, und sein Werk ist ein Chaos von blühender Begeisterung, kaltem Grübeln, reiner dichterischer Form und erzwungner Scholastik. Atterbom's Poesie hat von der Philosophie Nachtheile erlitten.

Noch waren die Dohlen nicht verjagt, da erhoben die Nachtigallen, Lerchen und Grasemücken ein gewaltiges Geschmetter, daß man von den Ersteren nichts mehr zu hören bekam. An Atterbom schloß sich Erik Gustav Geijer, dessen philosophische und historische Schriften einen europäischen Ruf haben. Er ist 1783 in Wermland geboren, und sein Vater hielt den Knaben streng zum Studiren an. Da las derselbe, die Academie habe einen Preis auf die beste historische Arbeit ausgesetzt, und obgleich kaum vierzehn Jahre alt, faßte er den Entschluß, sich darum zu bewerben. Zwar hatte er keine Quellen, als ein altes Geschichtsbuch, zwar mußte er dem Papa das nöthige Papier heimlich entwenden und die vollgeschriebenen Bogen im hohlen Kasten einer alten Uhr verstecken, aber das entmuthigte ihn nicht, und rüstig setzte er seine Arbeit fort. Nachdem sie vollendet war, gab er sie einem befreundeten Priester, und dieser überreichte sie der Academie. Als nun die Preise vertheilt wurden, als auch der Knabe einen erhielt, da

war lauter Jubel in der Familie, und selbst des strengen Vaters Auge glänzte freudig und stolz.

Aber Geijer ist zugleich ein trefflicher Dichter. Von Kraftfülle stroht sein Bardengesang; Sturm schüttelt die Tannen, Wasserfälle brausen und Harfenton zieht aus der Ferne sehnsüchtig über's Meer. Auch die Muse der Tonkunst ist ihm hold, und durch seine Compositionen weht derselbe ächt nordische Character, der seine Poesien schmückt. Unter den Männern des Fortschritts in Schweden nimmt er eine ehrenvolle Stelle ein. Wie es dem Geschichtsforscher geziemt, fußt er auf historischer Nothwendigkeit, und kämpft gegen den Stillstand an. Darum fielen auch die freisinnigen Worte, die er als Mitglied der Reichstage sprach, glühend und zündend in jedes Herz.

Wollte ich Ihnen, freundliche Eglantine, jetzt von Esaias Tegnér, dem Bischof in Werio viel erzählen, so würde Sie das beleidigen, und mit Recht, denn Sie kennen ihn so gut, wie ich — seine Frithiofs saga steht hinter dem grünen Vorhang unter Ihren liebsten Büchern. Darum sage ich nur, das der Dichter jetzt sechszig Jahre zählt, und daß seine Jugend auch noch in jene trübe academische Zeit fiel. Allein Tegnér war von den Lichtalfen gefeit; ihm konnte der böse Zauber nichts anhaben, und er sang so frischkräftig, so ewig jung und schön in die Welt hinaus, als ob es niemals eine Academie gegeben hätte. Das rauscht und blüht, das duftet und schillert, das murmelt und schwacht in seinen Liedern so phantastisch reich, daß man vom Rausch ergriffen wird. Bei uns in Deutschland ist aber auch kein schwedischer Dich-

ter so wahrhaft heimisch geworden, wie er; wohl ein halbes Duzendmal ist sein Frithiof übersetzt, und fast ede Ostermesse bringt ihn aufs neue wieder. Tegnér hat das Leben genossen: — als ein ächter Lutheraner liebte er stets Wein, Weiber und Gesang. Vor einigen Jahren kam uns die traurige Nachricht, der Dichter sei krank, finstre Wolken verhüllten seinen sonst so hellen Geist, und derselbe sei zerrüttet. Nun ist er wieder hergestellt, und in diesem Sommer hat er, beim Jubelfest des Wexiö-Gymnasiums, eine Rede gehalten, die mit einem Gedichte schließt, worin das alte Feuer lodert. Aber beim Vortrage übermannte ihn körperliche Schwäche, und er konnte ihn nicht vollenden.

Neben Tegnér haben auch andre Geistliche vortheilhaft auf die Poesie gewirkt, und ich nenne hier, außer dem greisen Bischof Franzén (geb. 1772), besonders noch Olof Wallin. Ein Dalekarlier von Geburt, hat er den Ruhm, die schwedischen Gesangbücher mit schönen Liedern geschmückt zu haben, welche reinen Gottesglauben und ächt protestantischen Geist athmen, und er starb im Jahre 1839, als Schwedens Erzbischof. Auch der idyllisch heitre Vitalis — dessen eigentlicher Name Erik Sjöberg war — und der arme unglückliche Nicander, der so wunderlieblich dichtete, mußten früh ins Grab. Wallin's religiöses Gedicht: „der Engel des Todes,“ ist durch D. W. Dunkel in den „Verhandlungen der schwedischen Academie“ (Gothenburg 1841) übersetzt; Vitalis's Poesien verdeutschte Kannegießer (Leipzig 1843), und mehrere Schriften von Nicander hat uns Mohnike zugänglich gemacht, z. B. „König Enzo,

ein lyrisches Gedicht“ (Stralsund 1829) und „Runen“ (Stuttgart 1829). — Ich theile Ihnen diese bibliographischen Notizen absichtlich mit, liebe Eglantine, damit Sie die nähere Bekanntschaft der Bezeichneten machen können.

Wenn wir uns jetzt zu den Literaturkämpfen der Gegenwart wenden, muß zuerst Bernhard von Besskow's gedacht werden, welchen Stellung und geistige Entwicklung zum Heerführer der conservativen Partei erworben haben. Als der Sohn eines reichen Kaufmannes, wurde er 1796 geboren, und zeigte frühe schon Dichtertalent; sein lyrisches Poem: „Sveriges-anor-Schwedens Ahnen,“ fand großen Beifall, und ist auch (Lübeck 1838) ins Deutsche übersetzt. Aber Besskow war viel zu besonnen, um über die phantastischen Flitter des Ruhms seine amtliche Laufbahn zu versäumen. Er brachte es in der Lektorn weit genug, denn jetzt ist er Hofmarschall, Commandeur des Nordsternordens und perpetuirlicher Secretair der Academie. Die Partei der Liberalen kann ihm nicht hold sein, weil ein streng aristocratischer Zug durch seinen Character geht. Doch trotzdem verdient er hohe Achtung; stets hat er mit weißer, weicher Hand die Künste gepflegt, und solche Hände fehlen noch sehr in Schweden. Auf seinen Reisen wurde er bekannt mit Göthe, Schlegel, Baggesen, Tieck, Canova, Dehlenschläger, und sein feiner, künstlerischer Geist kam immer reifer zur Entfaltung.

Besskow unterstützt talentvolle Anfänger und dar-bende Künstler, er hat auf Reisen eine treffliche Sammlung von Statuen und Gemälden zusammengebracht,

und dieselbe, nebst seiner Bibliothek der Universität Upsala vermacht. Im Jahre 1831 übernahm er die Direction des königlichen Theaters, aber sein glänzender Sinn riß ihn, zum Nachtheil der Casse, mit sich fort, denn er verwendete so viel auf prachtvolle Ausstattung, daß sein Vermögen völlig draufgegangen wäre, hätte er nicht bald diese Stellung niedergelegt. Jetzt erst trat er als dramatischer Dichter auf; mehrere Dramen folgten einander, und drei derselben: „Gustav Adolph,“ „Torfel Knutson“ und „König Birger“ sind durch Dehleschläger (Leipzig 1841) ins Deutsche übertragen worden. Ihre Diction ist ausgezeichnet, sie sind bühnengerecht und effectvoll, und wenn sich auch gegen die Characterzeichnung manches einwenden läßt, so gehören sie doch zu den besten Tragödien der schwedischen Literatur. Aber der Dichter hat sie von den Brettern zurückgehalten, vielleicht um den Angriffen seiner Gegner keinen neuen Stoff zu bieten.

Wenn ich Beskow sah, wurde ich immer lebhaft an Göthe erinnert. Eine hohe Heldengestalt, schöne Gesichtszüge und ein aristocratisches Lächeln. Beskow weiß das Leben, wie Göthe, gleich einem Kunstwerk zu behandeln und zu genießen; er ist ein gewandter Hofmann, ein eifriger Sammler, ein feuriger Liebhaber der Bühne — alles wie Göthe, nur daß ihm dessen poetische Titanenkraft fehlt.

Auf der Seite, die dem Hofmarschall entgegensteht, finden wir an der Spitze Gustav Henrik Mellin. Er wurde 1803 in Finnland geboren, und bekleidet jetzt das Amt eines Comministers an der Clarakirche zu

Stockholm. Sein erstes Gedicht schilderte den Kampf der Finnen und Russen, es gewann ihm die Medaille der Academie, und nun gab er sich besonders der Novelle hin. Mellin schreibt die schönste poetische Prosa, deren die Sprache Schwedens bisher fähig war, und er gehört zu den Lieblingsschriftstellern der Nation. Unter den vielen Novellen, die man ihm verdankt, ist wohl die vorzüglichste: „Blomman på Kinnekulle = die Blume auf Kinnekulle,“ welche auch von der Academie gekrönt wurde. Sie können diese anmuthige Erzählung selbst lesen, meine Freundin! denn A. Arndt gab 1838 in Berlin eine deutsche Uebersetzung heraus.

Mellin's äußere Erscheinung ist angenehm, aber sie verräth den Geistlichen kaum. Groß, stark und kräftig ist seine Gestalt; das Gesicht erhält durch blaue Augen und blonde Haare ein sehr nordisches Colorit. Frische Lebenslust blüht ihm aus den Zügen, er liebt Geselligkeit und Wein, und kein Wort ist ihm zu derb, wenn es nur das bezeichnet, was er eben sagen will. Sein Character hat sich stets so bieder, so edel gezeigt, daß selbst die Gegner ihn nimmer anzutasten wagten. Mellin lebt für die Freiheit, er kämpft für sie, und würde auch für sie sterben. Von seinen politischen Schriften machte: „Sveriges siste strid = Schwedens letzter Kampf“ das meiste Aufsehn. Vor einigen Jahren erschien das Buch, und zwar im schwarzen Umschlag, schon durch sein Außeres Trauer verkündend. Der Inhalt ist folgender:

1850 brechen die Russen in Stockholm ein und erobern die Stadt; alles Edle und Schöne, alle Wissen-

schaft und Kunst wird von ihren Füßen niedergetreten. Nach Warholm flieht ein Häuflein Dichter, um sich dort mit den uralten Waffen der Ahnen, mit breiten Morgensternen und schweren Streitkolben zu vertheidigen; sämtliche bedeutende Literaten sind characteristisch in dem Buche dargestellt. Geijer hat sich gleich in den ersten, wüthendsten Kampf gestürzt; sein Auge soll Schwedens Untergang nicht sehn, seine Hand soll ihn nicht beschreiben — lieber will er sterben. Und er stirbt wie ein Held in der Schlacht. — Die Russen entdecken, daß auf den meisten schwedischen Säbeln die Worte eingegraben sind:

„Se, svenska tålet biter!

Ur vägen, Moskowiter!“

„Sieh, wie er beißt, der schwedische Stahl!

Aus dem Weg, ihr Moskowiter zumal!“

Denn es ist Sitte, diesen Spruch in die Klängen zu äßen. Derselbe ist einem Volksliede auf Karl den Zwölften entnommen, das in dem Munde jedes Schweden lebt, und der Dichter des Liedes heißt — Esaias Tegné. Kaum erfahren das die Russen, so wird der Sängergreis ergriffen, niedergeworfen und zerfleischt.

Wenn ihnen, liebe Eglantine, der Eindruck ganz lebendig werden sollte, den diese Schrift hier hervorgebracht hat, so müßten sie den Nationalhaß gegen Rußland kennen. Man kann Finnland und vieles Andre nicht vergessen, man ist erbittert durch alle Stände hindurch, und es werden noch viele Geschlechter ins Grab gehn, ehe der tödtliche Zorn erstirbt. Die Schweden sind ein nerviges Volk, und ihr Haß wird nicht von

jedem Schwamme ausgewischt. Ein Volk, das kräftig haßt, kann aber auch kräftig lieben.

Zu Mellin's Mitstrebenden gehört Carl Fredrik Dahlgrén (geb. 1791), der auf den Reichstagen stets ohne Wanken in den Reihen der Opposition stand. Ebenfalls Comminister, bekleidet er zugleich die Stelle eines Bankdirectors, denn es geschieht in Schweden wohl, daß man Geistlichen noch ein andres Amt ertheilt. Dahlgrén's früheste Lieder waren komische Idyllen in Bellmann's Weise, seine Muse ist überhaupt stets bei gutem Humor, und er hat viel geschrieben. Allein ihm fehlt die künstlerische Gewalt, um schnellerfaßte Bilder dauernd zu verkörpern, und so wird denn im Leser durch die Rastlosigkeit, mit der alles an ihm vorüberrauscht, ein wüßtes Gefühl hervorgebracht. Dahlgrén flattert, einer bunten Libelle gleich, bald über blühende Lilien und bald über leeres Schilf. — Er ist mager und lang gewachsen; man sieht es wohl, daß Liebe und Weine, die seinen Gedichten nützen, seinem Körper geschadet haben. Unter grauen Haaren schaut sein kupferrothes Antlitz hervor, aber die Augen sind schön, und lichtiges Feuer blizt aus ihnen, sobald er auf Poesie zu sprechen kommt.

Rücksichtsloser und wilder, als die Genannten, kämpft Magnus Jacob Crusenstolpe, ein starrer Republikaner. Er ist in Deutschland noch besonders dadurch bekannt, daß er im Jahre 1838 wegen seines Buches „Ställningar och förhållanden“ angeklagt und verurtheilt wurde, daß bei der Verhaftung die Stockholmer einen Versuch machten, ihn zu befreien. Crusen-

stolpe kann nahe an Fünfzig zählen, sein Wuchs ist groß, sein Gliederbau muscudös. Das zürnende, dämonisch anziehende Auge blüht dunkel unter einem Wald von Braunen hervor; Nase, Mund und Kinn haben edle, bedeutende Formen, doch entstellt es ihn, daß er den dichten grauen Schnurrbart unter der Nase halb rasiren läßt. Ein langer, verschlossener Ueberrock und ein weißer Hut — seine gewöhnliche Tracht — vollenden das Bild des Republikaners.

Sein neuestes Werk heißt: „der Mohr, oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden,“ ein sonderliches und höchwichtiges Buch, das mannigfache Schicksale erlebt haben soll, ehe es zum Druck gelangen konnte. Zeitbilder sind es, deren Romantik weniger aus erregter Phantasie, als aus historischen Aktenstücken emporblüht, und so formt sich daraus eine spannende Erzählung, die zum innersten Quellenstudium der schwedischen Geschichte Stoff bietet. Ich sage nichts mehr darüber; erschöpfen ließe sich der Inhalt doch noch, und ich empfehle Ihnen deshalb dringend, das Buch selbst zu lesen, da dasselbe (Berlin 1843) in deutscher Uebersetzung erschien. — Crusenstolpe ist ein durchgebildeter und scharfsinniger Publicist; die Regierungspartei fürchtet ihn, und sucht den Eindruck seiner Schriften durch die Hindeutung zu entkräften, daß er früher Einer der Ihrigen gewesen sei. Darin liegt aber keine Beschuldigung, denn nur das Umgekehrte ist eine Schmach.

Als Prototyp einer abermals verschiedenen Richtung der liberalen Partei, oder vielmehr als poetischer Sonderling, erscheint Carl Jonas Ludwig Almqvist, vor-

mals Rector zu Stockholm. Derselbe mag etwa funfzig Jahre alt sein, und er hat erst neuerlich durch hervorragende Leistungen sich einen Namen gemacht. Romane, politische Artikel, populäre Bücher, Grammatiken — alles schreibt er; und zwar alles gut. Sein Styl ist reich, biegsam, übermüthig . . . Heine's Einfluß läßt sich nicht verkennen. In politischer Beziehung trat er als Radicaler auf, er suchte ein „junges Schweden“ zu repräsentiren und die Wälle überlebter Formen zu schleifen. Die poetischen Gebilde, welche er aus völlig neuen Grundstoffen schuf, waren beinahe zu grell; die Materie stürzte gar zu gewichtig in die Dichtkunst hinein. Deshalb mußte er auch seine Stelle niederlegen, denn man will in Schweden den Schulknaben doch noch nicht den Triumph des Fleisches angreifen lassen. Sonst hat Almqvist alle Gaben zu einem ausgezeichneten Dichter; weder Phantasie, noch Geist, noch Farbenfülle mangelt ihm, und sein Werk: „Törnrosens bok = Dornröschens Buch“ ist im ganzen Lande verbreitet. Lachende Novellen tragen darin den Leser, auf ihren feenhaften Paradiesvogelschwingen, durch alle Welttheile hin; überall fühlt er sich heimisch, denn Almqvist hat das Talent, jede Umgebung, jede Zeit und jeden Zustand wie durch ein Zauberwort hervorzurufen. Dabei schwebt er niemals haltlos in phantastischen Bezirken; er ist ein Antäus, der die kraftstrotzende Erde nicht verläßt, und ihm gebührt der Ruhm, zuerst das frische, markige Leben der Bauern in Novellen geschildert zu haben. Von seinen Werken ist Einiges verdeutschelt und ich nenne Ihnen: „Tintomora; Ereignisse bei der Er-

mordung Gustav des Dritten“ (Berlin 1842) und „die Mühle von Skálnora etc.“ (Ebendasselbst 1843).

Noch gar viele junge Dichter Schwedens könnte und sollte ich aufzählen, allein mit zwei Dingen muß ich sparsam umgehn — mit dem Raum und mit Ihrer Geduld, Fräulein! Dhnedies fürchte ich, von beiden schon zuviel verbraucht zu haben. Nehmen Sie deshalb nur noch einige Namen aufmerksam hin. Johann Ludwig Runeberg ist zwar ein Finne, doch weil er schwedisch schreibt, gehört er hierher. Oben in Finnland als Gymnasiallehrer lebend, durchstreift er während des Sommers als Jäger oder Fischer das Land, und malt es dann während der dunklen Wintertage in lieblichen Idyllen. Finnlands Seen und Wälder, sein dürftiges Volk mit den eigenthümlichen Sitten, weiß er recht innig und unmittelbar wiederzugeben, und uns umweht dabei die helle Luft einer ursprünglichen Naturpoesie. — Carl Wilhelm Böttiger, ein Verwandter des weiland Dresdener Hofraths, dichtet schöne, molodische Lieder, durch die eine bange Liebe und eine heiße Sehnsucht fliegt. — Auch Nybom, Student in Upsala, verdient wenigstens Erwähnung, denn er ist durch und durch Poet. Für den Süden schwärmend, verweilt seine Phantasie stets unter den Palmen von Valencia und Granada; sein „Byron i Grekland“ giebt Zeuge von Traum und Gluth. Nächst der Muse huldigt er auch dem heidnischen Gott Bacchus stark, doch hat er ein rein kindliches Gemüth, und ist sein Rausch vorbei, dann dichtet er die frömmsten Gotteslieder.

Es mögen der Männer nun genug an uns vor-

beigezogen sein; wir kommen zu den Damen. Finden Sie darin keine Zurücksetzung Ihres Geschlechtes, liebe Eglantine! Man bewahrt sich ja gern das Schöne bis zuletzt. Vor allen Dingen muß ich Ihnen sagen, daß die schwedischen Frauen stets thätigen Antheil an der Literatur genommen haben. Schon zur Zeit Gustav des Dritten stand Hedwig Charlotte Nordenflycht als Dichterin in großem Ansehn, sie wurde bald „Urania,“ bald „Sappho“ genannt, und schrieb keine schlechteren Verse, als ihre männlichen Zeitgenossen. Das rechte Leben der Schriftstellerinnen begann aber erst in diesem Jahrhundert, und da ragt weit über alle andern Frauen Julie Christina Nyberg hervor, die sich Euphrosyne nennt. Ihre lyrischen Produkte sind weiblich, lieb und hold, aus einer tiefathmenden Brust entsprossen, und die Legende des heil. Christophorus, welche Atterbom's Musenalmanach für 1822 enthielt, reiht sich den besten Dichtungen Schwedens an. Weniger Erfreuliches kann ich Ihnen von den Klängen sagen, die Dorothea Dunkel, Anna Kenngrén und Eleonora Alsedyll ihrer Lyra entlocken, oder von Charlotte Berger, geb. Gräfin Cronhjelm, deren Romane mit großem Pathos auf französischen Stelzschuhen daherschreiten.

Nicht wahr, das ist ein ganz stattliches Namenregister, aber es interessirt Sie kaum, drum wenden wir uns schnell zu dem Kleeblatt dreier beliebten Schriftstellerinnen der Gegenwart. Ich meine die Damen Bremer, Flygare und Knorring, welche sich in die

Schilderungen der stillen Bürgerlichkeit, des frischen Landlebens und der schimmernden Salonwelt getheilt haben.

Frederika Bremer ist im Jahre 1802 geboren. Nach dem Tode ihres Vaters, der ein reicher Kaufmann und Bergwerksbesitzer war, hielt sie sich in Schonen, dann bei ein Freundin in Norwegen auf. Jetzt wohnt sie mit Mutter und Schwester abwechselnd in der Norrlands Gatan zu Stockholm, oder draußen auf ihrem Landgut Arsta. Wollte ich Ihnen von den Romanen der Bremer erzählen, so würden Sie mich ohne Zweifel auslachen, denn sie kennen dieselben zehnmal genauer als ich. Aber auf ihr Aeußeres sind Sie neugierig. . . Wohlan, so hören Sie! — Daß eine vierzigjährige Jungfrau nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stehen kann, das werden Sie einleuchtend finden, und sie ist denn auch wirklich nichts weniger als schön. Ihr mageres Runzelgesicht wird aber durch einen sehr gutmüthigen Zug, und die dürre Figur durch einfache, saubere Kleidung gehoben. Ehe ich sie näher kannte, habe ich sie, ihrer Schreibart nach, durchaus für eine Gouvernante gehalten und gerade so sieht sie auch aus. Sie weiß es, daß sie unschön ist, darum hat sie stets verweigert, sich zeichnen zu lassen; das Bild, welches man in Deutschland von ihr besitzt, ist untergeschoben — buchhändlerische Speculation hat die Phantasie eines Malers zu dessen Erfindung angefeuert. Diesen Sommer erzählte eine schwedische Zeitung spottweise: „Aus Amerika sei direct ein Maler nach Rom und Stockholm gesendet worden, um den Pabst und die Bremer zu malen.“

In Schweden giebt man ihrem Romane „Hemmet = das Heimathhaus“ den Vorzug; man fühlt wohl, daß es der Verfasserin an kühner Erfindungsgabe fehlt, während sie enge, stille Häuslichkeit mit poetischem Sinne aufzufassen weiß. Ihre weiblichen Gestalten sind fast durchgehends gelungen, doch wenn sie Männercharactereschildert, entstehen Zerrbilder voll Leere und Unwahrscheinlichkeit. Höchst lästig wird es empfunden, daß sie so oft zweck- und ziellos ins Blaue hineinphilosophirt. . . ich habe dabei mehrmals einen Anfall von Seekrankheit bekommen. Sie arbeitet übrigens mit reger Emsigkeit an ihrer Bildung, und als ich sie sah, hatte sie sich eben zwei deutsche Bücher — Bossens Uebersetzung des Homer und Creuzer's Symbolik — im Buchladen bestellt.

Emilie Flygare mag dreißig Jahre alt sein. Sie ist eines Landpredigers Tochter, und braucht nur ihre eignen Erinnerungen niederzuschreiben, wenn sie das Dorfleben mit seinen Leiden und Freuden malen will. Darum ist dies auch ihre starke Seite, und ihr Buch „Kyrkoinvigningen = die Kirchweihe“ hat besonders angesprochen. Früher an einen Offizier verheirathet, ging sie nach dessen Tode mehrere Verlobnisse ein, und ließ dieselben dann wieder zurückgehn, wodurch sie ihrem Rufe schadete. Endlich reichte sie Carlén, einem sehr mittelmäßigen Dichter, der einige Jahre jünger ist, als sie selbst, die Hand, und jetzt nennt sie sich — nach dem Muster der Madam Birch-Pfeiffer und anderer berühmter Sängerinnen — Flygare = Carlén. Sie lebt in Stockholm sehr glücklich mit ihrem Manne, und ist

wenigstens eine eben so gute Hausfrau, als Schriftstellerin; ja, sie schämt sich nicht einmal, die Küche zu besorgen. Ueberhaupt gereicht ihr eine große Bescheidenheit zum Lob und die Hochachtung, mit welcher sie von den Rivalinnen spricht. Sie hat eine kleine, bewegliche Figur — Stillstken ist ihre Sache nicht. Ihr feines Gesicht erscheint mehr anmuthig als schön, und erhäbt durch die muntern dunklen Augen ein geistiges Feuer.

Wir lernen nun die Baronesse Knorring kennen, eine sehr noble Dame, welche, fern von Stockholm, an einen Militair vermählt ist. Sie soll zwischen dreißig und vierzig Jahren stehn, und man sagt, daß sie wie Wallenstein's Thekla in die brausende Nacht hinausseufzen kann:

„Ich habe gelebt und geliebet!“

Nervenschwach und kränklich wurde sie mir geschildert, und das ist vielleicht gerade die rechte Verfassung, um das gereizte, nervöse, weich atlassene Aristocratenleben in Romanen treu darstellen zu können. Ihr Styl besitzt die dazu nöthige Leichtigkeit und Grazie, und so gelingen ihr denn vortrefflich die Bilder aus dem high life, mit all seiner zierlichen Nichtigkeit und seinem geistlosen Prunk. Zu ihren besten Werken gehört der Roman „Cousinerna = die Cousinen,“ der sowohl, wie sämtliche andre Schriften der Knorring, Bremer und Flygare, von unsern geschäftigen Uebersetzern dem deutschen Publicum vorgeführt worden ist.

Nicht wahr, Sie sind mit mir zufrieden, Fräulein Eglantine? Ich habe referirt und medisirt über die Damen, daß es eine Art hat. — Sie haben wohl bemerkt, daß es hier

an Literaten nicht mangelt. Das brodeln und gähren wie im Herenkessel, und ich glaube, es wird sich ein tiefer poetischer Zauber daraus entfalten. Die Sprache Schwedens ist wie sein Boden — granitfest, aber voll Metall. Unsere Literatur übt einen fühlbaren Einfluß auf die schwedische, denn jeder Gebildete liest die deutschen Classiker im Original, und darum wurde nur wenig von ihnen übersetzt. Oft hörte ich Klagen, daß unsre Bücher so theuer sind, und wirklich übersteigen sie den Preis der hiesigen. Das darf aber niemand verwundern. Man steht hier auf demselben Fleck, wo man bei uns vor sechszig, siebzig Jahren stand; wer es nur möglich machen kann, kauft sich die neuen Bücher, und es giebt in Schweden weniger Bibliotheken, als Fürsten in Deutschland. Die Poesie blüht eben erst auf, sie ist ein junges Weilchen, und Alle suchen hastig danach.

Bei uns grassiren zuweilen recht sonderbare Vorstellungen von Schweden, und neulich las ich in einem sonst trefflichem Werke: es käme hier zu Lande auf achtzig Menschen immer nur eine Bibel. Das ist traditioneller Unsinn, und wenn es auch in manchen Provinzen an Volksschulen fehlt, so findet man doch unter allen Ständen einen heißen Wissensdrang. Auf den Dampfschiffen sah ich oft Deckpassagiere der ärmsten Classe, und konnte mich nicht genug über sie freuen. Da saßen sie mäuschenstill auf Koffern oder Tauen umher; jeder hatte ein zerlesenes Büchlein in der Hand und war ganz vertieft in dasselbe. Alles schwärmt für Dichtkunst; es herrscht hier noch das goldne Zeitalter der

Poeten, und wer ein Bändchen Gedichte geschrieben hat, dessen Name durchzieht das ganze Land.

Aber nun beschmuken sich, durch Ruhmlust geködert, gar zu viele Finger mit Dinte, und man wird die Theilnahme des Volkes untergraben wenn man der unersättlichen Schreibeluft nicht Einhalt thut. Musenalmanache kommen jedes Jahr in Schwärmen an, und die periodischen Blätter fallen dicht, wie Schneeflocken; man ist kaum im Stande hindurch zu sehn. Politische, technische und belletristische Journale erscheinen in Fülle, und die Pressfreiheit bringt ein Leben und Weben hinein, das uns völlig fremd ist. — Das conservative Corps hat sein Organ „Svenska biet = schwedische Biene“ genannt, und der Name ist gut gewählt: sie bereiten Honig für die Gönner, während sie für die Gegner den Stachel rüsten. Die Partei der Liberalen hat ihr Feldlager im Abendblatt aufgeschlagen, und feuert von dort bald mit Flintenkugeln, bald mit grobem Geschütz. „Det tjugondeförsta Aftonbladet = das einundzwanzigste Abendblatt heißt dasselbe, denn es wurde bereits zwanzig Male confiscirt, und mußte seine Laufbahn stets von vorn beginnen. Der Staatsbehörde steht nämlich das Recht zu, ein Journal zu confisciren, doch der Redacteur hat nicht minder das Recht, sobald er die Steuer neu erlegt, sein Blatt am andern Tage fortzusetzen, wenn er den Titel nur geändert. Auf solche Weise entstand das zweite, das dritte Abendblatt und so weiter, bis zum einundzwanzigsten. Es ist nichts, als ein Pfänderspiel zwischen Regierung und Journalisten, wobei die Letztern sich mit etlichem Gelde auslösen.

Man hat sich auch bereits davon überzeugt, daß Con-
fiscationen nur Aufsehn erregen und den Leserkreis des
Blattes vergrößern, weshalb sie denn beinahe aufgehört
haben. L. H. Hjerta ist der genannte Redacteur des
Abendblattes, ihm zur Seite steht Crusenstolpe, und
schleudert seine republicanischen Donnerkeile auf die
Häupter der Zöllner und Pharisaer.

Gott behüte Sie, liebe Eglantine, und schenke
uns ein frohes Wiedersehn!

VIII.

Nach Upsala.

„Per! hatte ich Abends zu meinem Lohnbedienten
gesagt. „Per! Morgen früh um acht will ich mit dem
Dampfboot nach Upsala, und du kannst mich eine
Stunde vorher wecken.“ — Es schrie auch an meinem
Bette, als ob das Haus in Flammen stände. „Ist es
schon Sieben?“ fragte ich, indem ich erschreckt aus dem
Schlase fuhr und mir die Augen rieb. „Nein Herr!“
erwiderte er kaltblütig. „Es hat eben erst Bier ge-
schlagen, doch hatte ich Furcht, daß ich später dran den-
ken könnte.“ Ich murmelte einen gelinden deutschen
Fluch zwischen den Zähnen, bedeutete ihn, in drei
Stunden wiederzukommen, drehte mich um und schlief
weiter. — Per's Besorgniß war übrigens vollkommen

begründet, denn als ich aufwachte, schlug die Uhr drei-
viertel auf Acht, und von ihm war noch nichts zu sehn.
Schnell sprang ich aus dem Bette, riß an der Klingel-
schnur und warf mich stürmisch in die Kleider. Dann
ging es im rasenden Lauf die Straßen entlang, wäh-
rend mir Per, mit Mantel, Regenschirm, Nachtsack und
zehn andern Dingen bepackt, stöhnend folgte. Beim
Glockenschlage Acht war ich auf dem Ritterholm, und
das Dampfschiff verzögerte seine Abfahrt noch einige
Momente, um mich mitzunehmen.

Dämpfe zischten, die Räder fingen an zu arbeiten,
und das Boot bog in den Mälarsee hinaus. Derselbe
bildet hier eine lange und breite blaue Wasserstraße, von
schroffen Felsenwänden eingefast, auf denen dunkle Tan-
nen und frischgrüne Eichen wachsen. Es ist ein Hohl-
weg, wo Fluthen rauschen, wo viele Dampfschiffe ihre
Bahn ziehen, und an dessen Ausfahrt man noch aus
weiter Entfernung die Stadt Stockholm amphiteatralisch
mit ihren Häusern und Thürmen emporragen sieht.
Endlich verschwindet sie und nur die Felsen bleiben.
Hier windet sich die Fluth zwischen ihren granitnen
Wällen hindurch; dort theilt sich die Wasserbahn in
zwei glükernde Straßen. Hier liegen kleine, blutroth
angestrichene Holzhäuschen, unsern Tyrolerwohnungen
vergleichbar, im Gebüsch auf der Klippe, und bunte
Kühe weiden dabei; dort zeigen sich weiße, elegante
Villen mit blihenden Fenstern. Eine unabsehbar lange
Brücke mit zahllosen rohen Steinpfeilern führt über den
See; das Schiff muß durch den Aufzug, und während
dessen erblickt man zur Linken, an einer schönen Bucht

das Schloß Drottningholm. Breit, sehr breit wird das Wasser, und auf den Uferhöhen schimmert zuweilen ein helles, stattliches Gebäude durch den Baumschlag. Der See verengert sich wieder; bei einer Brücke zeigt sie die Ruine der alten Burg Almarestak, und dann wird das Land etwas fruchtbarer. Grüne, blumenlose Wiesen dehnen sich aus, und flüsternder Laubwald ersetzt das kalte Nadelholz. Glatte, bräunliche Felsenblöcke steigen einzeln aus den Wogen empor; breitgefügelte Möwen umkreisen sie schrillend; nur selten erblickt man ein Fischerboot auf der Fläche — überall wohnt Schweigen und eine tiefe, innerliche Melancholie. Es ist ganz schwedisch.

Die Passagiere des Dampfboots waren auch ziemlich still. Männer und Frauen saßen auf dem erhöhten Theil des Decks, lesend, strickend oder leise plaudernd. Ein norwegischer Professor machte voll Energie anhaltende Spaziergänge in dem engen Kreise, der ihm offen war. Er mußte sehr gelehrt sein, denn er sah schrecklich milzsüchtig aus. Mehrmals kam er zu mir, um sich seine Cigarre an der meinen anzuzünden; dabei hielt er dann stets den Hut in der Hand, setzte ihn nachher wieder auf, und zog ihn zum Danke nochmals ab. Natürlich war ich genöthigt, all diese nationellen Höflichkeitsmanoeuvres mitzumachen. Ich suchte eine Unterhaltung mit dem Professor anzuknüpfen, allein ich brachte wenig mehr aus ihm heraus, als ein gedehntes: „Ja so!“ und mußte deshalb meine Bemühungen einstellen.

Der Himmel lachte lebhaft blau, die goldnen Sonnenstrahlen tanzten auf den Wellen, aber die Luft wehte

frisch, sogar scharf, also hüllte ich mich tief in den Mantel und überließ mich meinen Träumereien. Unter den Frachtstücken, die das Boot mitführte, lag auch ein Ballen mit der Signatur: „H. F. i Sigtuna,“ und derselbe hatte mein Auge gefesselt. Sigtuna! Die ganze fabelhafte Poesie des Nordens wacht bei diesem Namen auf, und man erblickt jene wunderlichen Arabesken mit ihren plumpen, ungeschlachten und lieblichen Gestaltungen. Sigtuna! Diese Stadt hat Odin gebaut, hier hat er sich den Tempel gegründet, hier hat er regiert und ein wildes Bärenvolk gemildert. Odin ist kein geborner Gott, er war ein Mensch, der sich durch eigne Geisteskraft auf den Weltthron erhob, und die grauen Blätter der Edda erklären seinen Stammbaum auf folgende Weise:

Die Gluth von Muspelheim schmolz das Eis von Niflheim, und daraus ging der furchtbare Eisriese Ymer hervor. Die Milch einer Kuh, Audumbla, ernährte ihn; diese leckte an salzbereiften Steinen, und aus solchem Salzstein entstand Bure, der erste Mensch. Er hatte einen Sohn, Bór, welcher den Odin und zwei andre Söhne erzeugte. Die drei Riesenjünglinge zogen aus, erschlugen den Ymer, und machten aus seinem Fleisch die Erde, aus seinem Blut das Meer, aus seinen Knochen die Felsen, aus seinem Schädel das Firmament und aus seinem Gehirn die Wolken. So wurde die Welt erschaffen. Odin formte nun ein Menschenpaar, und herrschte allgewaltig, denn zwei Raben, Hugin und Munin, saßen auf seiner Schulter, und sagten ihm, was auf dem ganzen Erdenrund geschah.

Weisheit trank er aus Mimer's Brunnen, und den köstlichen Dichtermeth gab ihm Gunlöda, weshalb er König der Dichter ist und Liedasmiæder — Liederschmied — heißt. Hoch in seinem Schloß Walhalla sitzt er, wo sich die gefallnen Helden um ihn sammeln. Zur Lust kämpft er mit ihnen, auf achtsfüßigem Roß, und läßt sich stets von zwei Walküren, Rista und Mistra, das goldne Trinkhorn credenzen. Doch wenn einst Ragnarok, der Weltuntergang, naht, dann sterben die Asen, und auch Odin stirbt, denn er ist ein endlicher Gott.

Die Prosa ist der Mythe schlimmste Feindin. Sie fängt den muthigen Falken der Fabel ein, zieht ihm schnell eine Kappe über die Augen, und macht Historie draus. Unsrer alte Geschichte hat uns eine Masse von Poesie gekostet. Man erzählt nun so: Etwa hundert Jahre vor Christi Geburt wohnten am schwarzen Meer die Asen, ein in allen Künsten wohlverfahrenes Volk. Sie hatten aber solchen Respect vor den Römern, wie ein deutscher Gymnasiast, und zogen darum hoch nach dem Norden hinauf. Ihr Fürst wußte, dort werde Odin verehrt, deshalb unternahm er die Wanderung in vollen Comödiantenstaat, und gab sich für Odin, seine Hauptleute für Götter aus — denn damals waren die Pässe noch nicht erfunden. Er durchstreich viele Reiche, kam auch nach Dänemark, und legte auf der Insel Fünen die Stadt Odense an, wo späterhin Hans Christian Andersen geboren wurde.

So erreichte er des Mälars Gestade. König Gylfe — der wohl etwas hornirt gewesen sein muß — überließ

ihm das Land, und der Pseudo=Obin vertheilte es unter die Aßen. Er führte die Schreib- und Dichtkunst ein, was auf eins herauskommt, denn wer schreiben kann, dichtet ja auch; er gab Gesetze und legte eine Abgabe auf jede Nase. Zum großen Glück kennt man bei uns, die wir doch sonst eine hübsche Auswahl von Steuern besitzen, die Nasensteuer noch nicht, und was sollten wohl die armen Censoren anfangen, wenn sie wieder eingeführt würde. — Aber so verwischt sich nach und nach poetische Mythe zur alltäglichen Wirklichkeit, und noch tausend Jahre später, dann wird vielleicht ein gelehrter Historiker, durch den Namen Walhalla irregeleitet, unumstößlich darthun: „daß Obin eigentlich ein Regensburger gewesen sei.“

Zwar dachte ich während der Fahrt an all diese profaischen Forschungen nicht, und mir schwebte nur die aus wildnordischer Phantasie entsprungne Fabel vor. Als sich aber zur Rechten Sigtuna zeigte, da sah ich ein: die Prosa passe besser zu dem Ort, als Poesie. Auf harten Felsen, wo nur hin und wieder ein Fleckchen grünes Ackerland sich durchdrängt, sind funfzig oder sechszig kleine Häuser, in abgesonderten, regellosen Gruppen, umhergestreut. Von Holz erbaut, blutroth angestrichen, mit Ziegel- oder Schindeldächern und mit weißeingefaßten Fenstern — so stellen sich diese Wohnungen dar. Bröckliges, graues Thurmgemäuer, von Klöstern aus dem Mittelalter herrührend, liegt bei dem Orte, und die jetzige Kirche sieht einer Scheune gleich. Weil dieselbe keinen Thurm besitzt, steht der hohe hölzerne Blockenstuhl auf einem Felsen mitten über den Häusern, und

es klang eben wimmerndes Geläute von dort herab. Einige Windmühlen und ein ärmlich moderner Pavillon halfen auch noch den kummervollen Eindruck vermehren, den Sigtuna macht, und im Hintergrunde schlingt sich ein blauer Tannenwald um das erloschene Bild.

Je wärmer die Sonne schien, desto mehr thaute der Norweger auf; er legte den steifen Gummimantel weg und begann ein Gespräch mit mir. Bald fand ich, daß Bildung und Gemüth hinter seiner rauhen Hülse steckten, und ich unterhielt mich sehr gut. Er kannte die deutsche Literatur, namentlich die theologische, vollständig, und war nicht bloß mit den Schlachten, die neuerdings in derselben geliefert worden, sondern auch mit allen Plänkeleien und Vorpostengefechten vertraut. Als strenger Evangelist, billigte der Professor die Angriffe nicht, forderte aber unbedingte Lehrfreiheit, wie Luther sie geboten, und meinte: nur durch offene Widerlegung könne das Falsche ausgerottet werden. Wenn man es zurückdränge, dann niste es sich in geheimen Winkeln ein, und säe dort Verderben. Von unserer Censur konnte er sich überhaupt nur eine dunkle Vorstellung machen, und forderte Erläuterung von mir. Ich sagte, das sei riskant, ich wolle ihm aber ein Märchen erzählen, und er horchte hoch auf.

„Sie wissen doch hoffentlich, Herr Professor, wo das Königreich Saba liegt?“ begann ich.

Ja wohl! antwortete er.

„Nun, dort wurden vor viele hundert Jahren die Spiegel erfunden. Die wohlgebildeten Leute freuten sich dieser Entdeckung, aber Alle, die mißgestaltet und bucklig

waren, oder häßliche Finnen im Gesicht hatten, ärgerten sich schwer darüber. Sie spieen Gift und Galle, den fortwährend erblickten sie nun den Widerschein ihrer fatalen Mängel, welche sie tief versteckt glaubten. Endlich wirkten sie ein theilweises Verbot gegen die Spiegel aus; man setzte Inspektoren zur Beaufsichtigung derselben nieder, und wo ein helles Glas das Zerrbild eines Buckligen zeigte, mußte es vernichtet werden. Das half aber nicht viel, denn so lange noch ein Spiegel übrig war, schildert er, sobald sie ihm nahe kamen, jene widrigen Gestalten mit scharfen Linien, und deshalb ruhten die Verwachsenen nicht eher, als bis sie auch den letzten Spiegel zertrümmert sahen. Nun waren die häßlichen Menschen recht froh in ihrem Sinne, weil sie glaubten, es könne niemand die Finnen und Höcker bemerken, seit dieselben nicht mehr offen im Spiegel gezeigt werden durften."

„Der Frühling kam. Sie gingen ins Freie hinaus, doch — schändliche Frechheit! — jeder Teich, jeder Bach malte ihre ganze Unschönheit deutlich in seinen Wellen ab. Da eilten die Leute empört nach Hause und klagten das dem Spiegelauffeher. Der aber zuckte die Achseln und sprach: „Meine Herren! Künstliche Gläser kann ich wohl zerbrechen, doch über Bäche und Teiche habe ich keine Macht!“ — —

„Haben sie mich verstanden?“ fragte ich den Norweger, als ich zum Schlusse gelangt war.

Vollkommen! erwiderte derselbe.

„Das ist mir lieb!“

Am linken Seeufer tauchte jetzt Skokloster empor,

mit einer kleinen Kirche einsam im Baumschatten liegend. Die Architectur ist nicht ausgezeichnet; der gothische Styl nähert sich dem französischen Puder bereits. Ein colossales Quadrat von lichtweißer Farbe, dazu viereckige Fenster und ein graues Schieferdach, an jeder Ecke ein achtkantiger Thurm — dergleichen ist sonst nicht geeignet, einen besondern Eindruck hervorzurufen. Aber hier, in dieser tiefen Fels- und Welleneinsamkeit, fühlt man sich lebhaft von dem breiten und klosterlichen Schlosse angezogen. Eko bedeutet Wald, und der Name paßt gut, denn ringsum sieht man, außer Granit und Wasser, nur stillen, geheimnißvollen Wald, und die schneeigen Conturen des Gebäudes schneiden sich sehr bestimmt auf seiner bläulich grünen Unterlage ab. — Jetzt gehört es der Familie Brahe; Nicodemus Tessin der ältere hat es erbaut, und Wrangel, Gustav Adolph's berühmter Feldherr stapelte darin viele Merkwürdigkeiten auf. Die Letzteren sah ich später noch mit Muße. Es sind tausenderlei, bald interessante, bald gleichgültige Dinge, die Wrangel auf seinem Zug durch Deutschland hier oder da gefunden und — mitgenommen hat. Er brachte sie alle hierher, und bildete sich ein Museum, eine Curiositätenammlung daraus — Eko-kloster ist als sein Reise-Album zu betrachten.

Bei einer Brücke verließen wir den Mälar und bogen in den Fyris-Fluß ein. Die Berge treten weiter ins Land zurück; saftig frische Wiesen mit ärmlichen Bretterhütten, Wälder von Schilf, aus denen unzählbare Schwärme wilder Enten aufflattern, Hünenhügel, malerische Hütten unter uralten Weiden, schöne Eichen-

Kampe und Landhäuser — das sind nun die Hauptmomente der Uferlandschaften. Zur Rechten erschien, sich an eine Höhe lehrend, das Dorf Niord, wo vor Zeiten ein Tempel des gleichnamigen Gottes stand. Als der Professor sah, daß mir die Mythe desselben fremd sei, nahm er die Gelegenheit wahr, sich für meine Fabel zu revanchiren, und theilte mir Folgendes mit:

„Die Asen wechselten, zum Zeichen friedlicher Gesinnung, mit dem alten Stamm der urwohnenden Vanaen, Geißeln aus, und die Letztern wählten Niord dazu, einen herrlichen Jüngling. Er nahm Skade, die holde Fjettentochter, zum Weibe, und Beide, obwohl fremden Geschlechtern angehörend, wurden unter die Asen versetzt. Sie gebar ihm Frey und Freya, das schönste, edelste Götterpaar, doch glücklich war ihre Ehe nicht. Verschiedenen Völkerschaften entsprossen, konnten sie sich gegenseitig in die Gewohnheiten des andern nicht finden. Wenn Skade bei dem Gatten am Seeufer war, mochte sie das Geschrei der Mörwen nicht ertragen, und wenn er zu ihr in die Berge hinauffstieg, dann kam ihm das Geheul der Wölfe ganz unleidlich vor. Endlich trennten sie sich: Skade, um ungestört auf leichten Schneeschuhen über die Fjellen zu gleiten und Wild zu jagen; Niord, um im schnellen Kahn die bunten Fische zu verfolgen.“

Mein norwegischer Freund hatte die kurze Erzählung eben zu Ende gebracht, da zeigte sich am Horizont Upsala's Schloß. Dasselbe liegt auf einer Felsenhöhe und bildet eine mächtige ziegelrothe Front, mit schwarzem Metalldach und zwei starken runden Thürmen zur

Seite. Hinter dem Gebäude erheben sich die Ruinen einer alten Feste, „Styre Biskop“ genannt, weil sie bestimmt war, die aufrührerischen Bischöffe im Zügel zu halten. Bis zur Stadt nur ist das Flüsschen schiffbar, und als unser Dampfboot anlegte, wurde uns bereits freundlich vom Lande zugewinkt. Der Professor sowohl als ich, hatten nämlich unsre Ankunft vorher einigen Bekannten mitgetheilt, und diese standen, voll schwedischer Artigkeit, unter einer Masse von Männern, Weibern und Kindern am Ufer, um uns zu erwarten.

Sie hatten alle Anstalten getroffen, uns die Merkwürdigkeiten ihrer Stadt mit Muße zeigen zu können, und wir vereinigten uns zu diesem Zweck, wobei es viele Vorstellungen und entsetzlich viele Complimente gab. — Zuerst besahen wir die Stadt selbst. Die Häuser sind meistens aus Holzstämmen erbaut, deren Fugen man mit Moos verstopft. Da liegen sie, bald groß, bald klein, durcheinander, doch giebt es auch regelmäßige Straßen in Upsala. Aber grellroth sind die Gebäude fast durchgehends angestrichen; ihre Dächer werden mit Birkenrinde bedeckt, auf die man Rasen pakt, und hohe Schornsteine steigen über die grüne Bedachung empor. Viel kleine frische Baumgärtchen drängen sich zwischen die Wohnungen, und blickt man von der Höhe zur Stadt hinab, dann nimmt sie sich wie ein Gericht rother Krebse aus, das die Köchin mit grüner Petersilie verziert hat. Nur um den Markt herum finden sich etliche alte Steinhäuser, und das Eine davon bewohnte Gustav Wasa, als er sich studirens halber zu Upsala aufhielt.

Die interessantesten Gebäude — der Dom, das Schloß und die Bibliothek — heben sich auf drei Hügel aus dem Häusergewirr und beherrschen die Stadt. Unbedeutender sind die Universität und das Museum, welches Letztere auch im Innern nur eine kleine, trostlose Bildersammlung enthält. Upsala besißt außerdem ein Schauspielhaus, doch sieht dasselbe so kalt, so stumpf und dumpf aus, daß man sich trauriger Vorurtheile nicht erwehren kann und die Musensohne innig bedauert.

Die Bibliothek ist ein neuer, geschmackvoller Bau, der mit seinen großen Fensteraugen recht hell und heiter in die Welt hinausblickt. Sie trägt die Inschrift: „Carolina rediviva,“ und nimmt den Gipfel einer Anhöhe ein, das angenehmste Point de vue bildend. Von einer Bibliothek läßt sich nicht viel erzählen; die Räume sind frei und licht, und nebst den Bücherreihen, in ihrer stolzen gelehrten Schweigsamkeit, werden noch manche anziehende Dinge dort aufbewahrt. Man zeigte uns unter Anderm eine uralte Edda mit Federzeichnungen, König Karl IX. eigenhändiges Tagebuch, ganze Bände von Christinens Hand und Linné's Autobiographie im Manuscript. Die Schriftzüge der Königin gemahnen lebhaft an ihren Character; sie war auch bald groß, stark, entschlossen, bald unsicher, schwankend, übereilt — man kann zu keiner rechten Klarheit kommen. Linné dagegen, der Fürst aller Pflanzen, Blumen und Moose, machte Buchstaben, die wie lauter feine Staubfäden und Pistille aussehn. Das Prachtstück der Sammlung ist aber der „silberne Coder,“ den die Schweden während des dreißigjährigen Krieges in einem Kloster zu West-

phalen fanden. Schwer in Silber gebunden, enthält das Buch die vier Evangelisten aus der mäsogothischen Bibelübersetzung des Ulfilas. Sie sind auf einem dunklen Pergament, dessen Farbe zwischen Lila und Violett schimmert, mit Silber geschrieben, doch gehn zuweilen auch goldne Zeilen hindurch.

Deutschlands schönste Manuscripte sind entfernt: der Codex argenticus liegt in Upsala, die Manesse in Paris. Unverantwortlich bleibt es, daß man die Letztere nicht zur gehörigen Zeit wiedergefordert hat, und auch Schweden würde den Codex willig ausgeliefert haben — man hätte ihm ja nur sein Finnland dafür zurückgeben dürfen.

Von der Bibliothek gingen wir nach dem Dom, der berühmtesten und ausgezeichnetsten Kirche Schwedens. Derselbe ist im reinen gothischen Styl von Backsteinen erbaut, doch hat er, sowohl außen als innen, sehr viel vom Feuer leiden müssen. Die Thürme sind wohl um die Hälfte erniedrigt, und man hat tempelförmige Glockenstühle von Holz, mit Blech beschlagen, darauf gestülpt, wodurch dem edlen Gebäude, ganz ungeziemend, etwas Steifes, Gedrechseltes beigebracht wurde. Im Innern steigt das Schiff hoch und schlank empor; Gemälde, Marmor und Bronze fehlen aber, und bunt angestrichenes Holz ist ein unerfreuliches Surrogat. Neu und sauber erscheint dagegen die Wasa-Capelle hinter dem Hochaltar, und Landberg'sche Fresken, Lebensbilder des großen Königs darstellend, schmücken ihre Wände, nur muß man bedauern, daß auch in ihnen der eifige Ton schwedischer Malereien herrscht.

Des Domes Merkwürdigkeiten sind kalt und schaal. Ein altes Stück Holz, an dem man allenfalls ein plumpe, bärtiges Gesicht erkennt, soll das Ueberbleibsel einer Bildsäule des Gottes Thor sein. Im großen, doppelten Silberkasten liegen die Gebeine Erik des Heiligen, und noch vor einigen Jahrzehenden trug man dieselben alle Frühlinge über die Felder, um sie fruchtbar zu machen. Draußen beim Dome sieht man die Sanct Erik's Quelle; helles Wasser rieselt aus dem Brunnenhäuschen hervor, und die Sage erzählt davon: Es war im Jahre 1160, als der fromme Fürst in der Kirche saß. Da kamen seine Diener athemlos, und brachten ihm die Nachricht, der Dänenprinz Magnus Henrikson, der sich die Krone Schwedens erringen wollte, sei mit starker Macht durch den Mälar gesegelt, und nahe jetzt der Stadt. Aber Erik antwortete: „Laßt mich erst die Messe zu Ende hören!“ und er blieb im Dom. Als er denselben endlich verließ, war Magnus bereits herangedrungen, und es entspann sich ein kurzer heißer Kampf. Gegen zehn Dänen vertheidigte sich der König voll Tapferkeit, allein sie überwältigten ihn, und Magnus ließ ihm ohne Zögern den Kopf abschlagen. Auf der Stelle, wo sein Blut floß, sprang augenblicklich ein klarer Brunnen aus der Erde, und das ist eben die Sanct Erik's Quelle. — Kann man aus dieser Historie überhaupt eine Moral ziehn, so lautet sie: „Könige müssen nicht zu viel in der Kirche sein!“

Unser Weg führte jetzt nach dem botanischen Garten, wo Linné, der Treffliche, gewebt und gewaltet hat. Am Fuße des Schloßhügels dehnt er sich aus, und hohe

Tarushecken umziehen seine Gänge mit grünen Mauern. Aber ach! wie ist der Glanz dieses Gartens gesunken, seit Linné's Blick ihn mit Stolz betrachtete, seit er dessen Beschreibung unter dem Titel „Hortus Upsaliensis“ herausgab. Ich weiß nicht, hat man wirklich die schönen seltnen Tropenblüthen verkümmern lassen, oder ist auch damals der Garten nicht reicher gewesen. Im letztern Falle wäre es also nur der Stillstand, der ihn so ärmlich macht. Ja, ja! Hundert Jahre fegten seitdem im rauschenden Fluge über den Erdkreis, und was sich dem Sturm der Zeit verschloß, mußte versumpfen, vermodern. Geht doch selbst ein einzelner Mensch bei lebendigen Leibe in Fäulniß über, der voll dummer Genügsamkeit oder voll dummen Hochmuths stille steht, und nicht unablässig mitschreitet mit den rollenden Stunden und Jahren. Schrecklich ist der Anblick einer solchen Leiche, die noch ißt und trinkt und schläft und spazieren geht, aber es giebt deren nur zu viele in der Welt.

Nun, Linné gehörte sicher nicht zu den stagnirenden Geschöpfen. Er sah jeden Tag die Natur mit hellem, klugem Auge an, und wer das thut, bleibt ewig jung und frisch. Sie haben hier im botanischen Hörsaal seine Statua aufgestellt. Byström hat dieselbe gearbeitet, und das Antlitz des Forschers ist eben so gelungen, als seine Stellung. Sinnend liest er in einem Buch voll Blüthen — d. h. im blühenden Buche der Natur. Schweden ist stolz auf seinen Linné, und es hat ein Recht dazu, denn wunderbar genug mußte gerade hier im Norden, wo keine üppige Blumenpracht vom blauen, feurigen Himmel auf die Erde niederfällt, der Mann aufstehn,

der berufen war, alle Bäume, Sträucher, Pflanzen und Moose zu einem systematischen Staat zu ordnen.

IX.

Fortsetzung.

Als wir aus dem Pflanzengarten kamen, war die Sonne bereits unter, und wir glaubten, uns nun ruhig in untre Gemächer zurückziehn zu können. Aber draußen stand ein ganzer Schwarm Studenten, um uns einzuladen, wir möchten doch auch die Locale ihrer Nationen sehn, da wir das Haus der Gothländer besucht hätten. Zur Erläuterung muß ich sagen, daß die Studenten von Upsala, nach den Provinzen, aus denen sie stammen, in vierzehn Nationen geschieden sind, wobei man jedoch nicht gerade die Institutionen unserer deutschen „Landsmannschaften“ als Norm anzunehmen braucht. Es fehlt ihnen die buntfarbige Burschikosität, die trokige Freiheit und die muntere Schlaglust, welche Dinge den Letzteren so sehr eigen sind. Die „Nationen“ werden vom Staate anerkannt, und stehn unter der speciellen Aufsicht und Leitung der Professoren.

Nun besitzt jede Nation ihr besonderes Gebäude in Upsala, doch gleicht das eine dem Andern beinahe ganz. Zuerst kommt Ein geräumiger Versammlungsaal mit einem Katheder, wo die Portraits hochberühmter Leute als Motivtafeln und Vorbilder aufgehängt sind; daran

fröst ein Bibliothekzimmer, und neben dem Hause liegt ein kleiner, wohlerhaltener Garten. Wir wurden also von den Deputationen in Empfang genommen, und mußten sie begleiten, wenn wir sie nicht tief verlegen wollten. Da der Abend bereits seine Schatten über die Welt gelegt hatte, zündete man einige Fackeln an, und führte uns noch durch die Gebäude von dreizehn Verbindungen. Ueberall zeigte man uns die Zimmer, die Bilder, die Bücher und die Gärten, und wie voll freundlicher Bescheidenheit sich dabei die Musensöhne auch benahmen, wir waren doch herzlich schlaff und müde, als wir gegen elf Uhr endlich unser Gasthaus erreichten.

Desto besser mundete nun das Abendbrod, welches durch die Bekannten mit Sorgfalt angeordnet war. In demselben spielte, damit wir dies Gericht kennen lernten, gebratnes Rennthierfleisch — Reen-Kött — eine Rolle. Es kommt eingesalzen in großer Menge hierher, ist wohlschmeckend und sehr fett, aber zähe. In Stockholm liebt man es nicht, während die Studenten es gern essen, weil es Nahrhaftigkeit und Billigkeit vereinigt. Sie mögen wohl nöthig haben, sparsam zu sein, denn man studirt hier mit völliger Ruhe und Gelassenheit; man übereilt sich nicht so, wie bei uns. Ich habe in Upsala manchen wackern Studiosus Medicinae gesehn, der wohl über Dreißig zählte, und der, seiner Beleihtheit nach, recht gut schon Medicinalrath hätte sein können. Sechs Monate des Jahres haben sie Ferien, und in der Zwischenzeit kommt beinahe eben so viel Zeit auf Commersehe, als auf die Facultätswissenschaft. Bei den

Commerschen wird Punsch, und zwar nicht wenig, getrunken, allein die Theologen nehmen niemals, oder doch höchst vorsichtig daran Theil. Dieselben sind nämlich freiwillig = gezwungne Mitglieder der Mäßigkeitsvereine, welche man in Schweden überall findet. Durch ihre Tracht zeichnen sich die hiesigen Studenten nicht aus, und duelliren sich Zwei, so bewaffnen sie sich mit tüchtigen Stöcken, richten sich aber in dem Kampf oft übel zu.

Die Studenten von Schweden, Dänemark und Norwegen hatten vor ein paar Monden in Upsala ein gemeinsames Fest gefeiert, wobei viel überflüssige Reden gehalten, viel pomphafte Lieder gesungen worden. Die ausgesprochene Tendenz des Festes war, die Stammverwandten traulich zu grüßen und den Sinn für Einheit der scandinavischen Reiche zu beleben. Am schlechtesten bekam die Sache etlichen finnischen Musensöhnen aus Helsingfors, die auch hier gewesen, denn als sie in ihre Heimath zurückkehrten, wurde ihnen die Fortsetzung der academischen Laufbahn verweigert. Im obersten großen Saale der Bibliothek, der noch nicht fertig gebaut ist, hatten die Zusammenkünfte statt, und wir sahen denselben mit Gallerien, Tannen, Fahnen und Emblemen reichlich verziert.

Eine solche Feier kann sehr nachhaltig wirken auf die empfänglichen Gemüther strebelustiger Jugend, aber das Ganze muß auch ungeschminkte Wahrheit, ächte Begeisterung sein. Man verzeiht solchen jungen Himmelsstürmern alle Reckheit, allen Uebermuth; nur Heuchelschein und Lüge verzeiht man ihnen nicht. Und hier

herrschte gemachte Gluth, erkünstelter Taumel. Die Studenten haben statt des Weines miteinander gefärbtes Wasser getrunken, und haben sich dann Alle berauscht gestellt. Das ist sehr schlimm! — Ich sage es ungern, ich schreibe es mit Betrübniß nieder, aber es läßt sich leider nicht verkennen. . . . das Gift blendenden Prunkes hat sich im Norden tief eingefressen. Die Festgesänge sind gedruckt, und als ich sie las, grinste mich der Schwulst schwedischen Tiradenwesens, das jede Natürlichkeit verachtet, das immer auf geschraubten Stelzen geht, widerwärtig daraus an.

Das Liederheft trägt ein schönes Motto aus der Häve-Mål:

„Afhvarf mikít
er til illz vinar,
þótt á brauto bú;
en til goþs vinar
liggia gagnvegir,
þótt hann sé firr farinn.“

Da meine holde Leserin wahrscheinlich so viel — d. h. so wenig — von der isländischen Sprache versteht, als ich, so werde ich mir erlauben, zugleich die Uebersetzung mitzutheilen:

„Großer Umweg
Ist zum bösem Freunde,
Ob er auch am Wege wohne;
Doch zu gutem Freunde
Gehen Richtsteige,
Ob er auch ferne sei.“

In den Reden prunkt eine Masse von erkünsteltem Scandinavieythum, das heut alle Beziehungen ver-

loren hat. Mehrmals heißt es darin: „Wir haben in Odin's uraltem heiligen Hain geschworen ic.“ Ich erkundigte mich nach diesem Hain, und brachte denn heraus, derselbe sei nichts anders, als ein paar Doppelalleen in Upsala, kaum hundert Schritte lang, von denen jedermann weiß, daß ein hiesiger Professor sie vor etwa vierzig Jahren angelegt und ihnen den Namen „Odins lund“ gegeben hat. Lund heißt nämlich Hain. — Das ist absichtliche Schminke, und ohne vorurtheilsvoll zu sein, muß man glauben, daß dahinter blasse Lüge wohnt.

Sonst zeichnen sich die Studenten aber durch ernsthaften, wissenschaftlichen Eifer aus. Die kleinen Bibliotheken der Landsmannschaften fand ich überall wohl gewählt; auch die deutsche Literatur war darin stets würdig repräsentirt, und namentlich besaß jede Nation die Werke Hegels. Dieser Philosoph nimmt zu Upsala den verdienten Ehrenplatz ein, und man hat es hier im hohen Norden wenigstens an Bemühungen nicht fehlen lassen, zum vollen Verständniß desselben zu kommen. Atterbom suchte zuerst sein Lehrgebäude in Schweden aufzurichten, denn er war über Schellings Kühne, aber haltlose Bifrostbrücke auf directer Straße im sichern, festbegründeten Weisheitstempel Hegels angelangt. Allein zum Apostel scheint Atterbom nicht geschaffen, und von des Meister's Eigenthümlichkeiten besitzt er fast nur die Unverständlichkeit. Durch und durch Poet, gleicht er, wenn er speculirt, einer Rose, die mit Spinnweben umzogen ist, oder einem Elfen, der ins Tintenfaß fiel — und dort erbärmlich zappelt. Für die Dichtkunst hätte

er Treffliches leisten können, doch nun schwebt er, wie der Sarg des Propheten, zwischen dem Himmel der Poesie und dem festen Boden der Philosophie haltlos im weiten Aetherraum.

Weit reiner, frischer und freier hat Afzelius das Hegelsche System erfaßt; er kennt die deutsche Sprache gründlich und war oft in Berlin. Die studirende Jugend fühlt auch seine überwiegende Kraft, denn sein Auditorium ist stets gedrängt voll Zuhörern. Vor Kurzem gab er, als Resultat seiner Forschungen, den ersten Theil eines Werkes heraus, das den Titel führt: „Hegelska Philosophien. Historisk framställning af Fredrik Georg Afzelius.“ Dieser Anfang ist wahrhaft bedeutend, und zeugt dafür, daß der Verfasser vollkommen berufen sei, die Lehre des größten Weisen unsres Jahrhunderts über Schweden auszubreiten.

Der nächste Morgen verging mit Besuchen und mit einer Fahrt nach der Morawiese, wo vormals aus freier Königswahl der Herrscher Schwedens hervorging. Nachmittags stieg ich mit dem Professor in den Wagen, um nach Alt-Upsala hinauszufahren, und ein Zug Studenten begleitete uns. Die Gegend, durch welche wir kamen, war flach und fruchtbar; die Aehren der Korn-, Gerste- und Weizenfelder rauschten in üppiger Fülle, und fast alles gehörte, als Präbende, den theologischen Professoren von Upsala. Wir erreichten im vollen Trabe den ärmlichen Ort, und unser kleiner Omnibuskutscher blies ohrzerreißend auf seinem Horn, während wir durch die Dorfstraße rollten. — Zuerst besahen wir die Kirche, hauptsächlich dadurch berühmt, daß sie die älteste in ganz

Schweden ist, und das Gebäude, dessen ungleiche Wände aus rohen Feldsteinen zusammengeklebt sind, trägt den Stempel kunstloser Ursprünglichkeit an der Stirn. Drinnen war Erik des Heiligen Grab, bis seine Gebeine nach dem Dom von Upsala gebracht und dort beinahe göttlich verehrt wurden. Die Wandgemälde dieses Kirchlein stellten vormals Scenen aus dem Leben dieses Fürsten dar, aber man hat sie längst mit weißem Kalk übertüncht, und jetzt sieht man nur noch Bruchstücke des alten Altars. Derselbe ist in Holz geschnitz, und aus hellem Goldgrund tauchen, halb erhaben, die buntbemalten Gestalten von Aposteln, Märtyrern, Bischöfen und Königen hervor. Auch ein Runenstein ist in der Kirche, dessen Bild auf hohem Stamm, ein Kreuz zeigt, jedoch nicht wie ein Crucifix, sondern mehr wie eine Ordens-Decoration gestaltet, und daneben ringelt sich ein schlangenartiger Leib mit einem Menschenantlitz und mit Hörnern empor. Das dunkle Runenbild hat zu vielen gelehrten Deutungen Anlaß gegeben. Mir scheint es eine Schlange, die sich um den Erkenntnißbaum windet, welcher, statt des Apfels, einen Orden trägt.

Der alten Kirche gegenüber ragen drei gewaltige Grabhügel, von Menschenhänden aufgethürmt, und sie waren einst dem Thor, dem Odin und der Frigga heilig. Mehrere sogenannte Riesenhügel, von geringerer Höhe, schließen sich daran, und auf dem Einen bemerkt man noch den Kreis der Steine, für die Richter zu Sizen bestimmt, wenn offener Rechtstag gehalten wurde. Ja, frei und ehrlich, unter Gottes freiem Himmel, hörten die Altvordern Kläger und Beklagte an, und vor

dem versammelten Volke wurde dann der Urtheilsspruch gethan. Da konnte der Haß nicht mitrichten, nicht die Bosheit und die Bestechung. Der Norden besaß Dessenlichkeit und Mündlichkeit von frühe her, sie sind sein Erbtheil von den Vätern, das er nur durch Pfaffenlist verloren hat. Und heute thut man, als wäre es ein ungehöriges Verlangen, fremde, westliche Institutionen in uns aufzunehmen, wenn sich ein Nothschrei nach offenen Gerichten im Volke erhebt.

Alle die künstlichen Höhen sind kahl, nur mit grauem, spärlichem Gras bewachsen, und als wir betrachtend davorstanden, kam athemlos ein Professor der Theologie aus Upsala heran, der sich's nicht nehmen lassen wollte, uns zu geleiten. Nun stiegen wir auf den Hügel des Thor, den mittelsten und höchsten; die Studenten folgten, und fast der ganze Gipfel war von unsrer Schaar überdeckt. Rings um uns lag die stille Gegend, mit Wasser, Feldern, Bäumen und Hütten, recht im nordischen Character ausgebreitet. Am Horizont erhob sich Upsala; der gewaltige Dom überragte hoch die Stadt, und die Abendsonne glänzte goldig am blaßblauen Himmel, ganz eigene Lichter versendend. Auf dem Hügel des Odin weideten einige schwarze und weiße Schafe; über den Hügel der Frigga ging ein schlankes schwedisches Bauermädchen hin, hochgeschürzt, und trug den Milchkübel auf dem Kopfe. — Es war ein schönes, durchaus fremdartiges Bild.

Einer der Studenten brachte jetzt ein riesiges Trinkhorn, mit Silber beschlagen, herbei, goß zwei Flaschen Meth hinein, und entblößte sein Haupt. In der letztern

Beziehung folgten Alle seinem Beispiel, und nun standen wir gewiß eine halbe Stunde lang ohne Hut, obgleich scharfer Luftzug wehte. Jener hielt eine umfangreiche Begrüßungsrede, trank uns zu, und nachdem wir ihm Bescheid gethan, kreiste das Horn von Lippe zu Lippe, wobei es wieder eine endlose Masse von Complimenten gab. Das Horn wurde neu gefüllt, der Norweger ergriff es, und begann die Entgegnung, worin außer Dank und Wunsch auch viel von Thor, Odin und Frigga vorkam. Das Rundtrinken wiederholte sich, und nun war die Reihe an mir. Ich durfte dem deutschen Vaterlande hier nichts vergeben, deshalb nahm ich das abermals gefüllte Trinkhorn, meine Rede beginnend. Viel verstehn würden die Zuhörer davon nicht, das sah ich wohl ein, und ich mußte durch Umfang zu imponiren suchen. Zuerst sprach ich also von der Einheit Deutschlands, dann von der Einheit Scandinaviens, und zuletzt sogar von der Einheit Deutschlands und Scandinaviens. Ich mischte sorgfältig alles in den Vortrag, was mir von nordischer Mythologie eben innerlich war, die Worte entströmten mir mit ciceronischer Kraft, und ich kann meinen Landsleuten die Versicherung geben, daß ich ihnen Ehre gemacht habe, denn beim Schluß waren Alle gerührt. Nun gab es wieder Complimente, es wurde wieder getrunken, und der Professor von Upsala sprach. Stolz, wie König Polycrates, blickte er auf das Thal, wo seine Präbenden lagen; sie mochten ihn wohl begeistern, und so entfaltete sich denn die halbe Edda in seinem Sermon. Wie sich Anno 1843 ein vernünftiger Mensch für Thor und Odin in-

teressiren kann, das begreife ich nicht. — Endlich hatten Reden, Trinken und Complimente ihr Ende erreicht, die Spätsonne sank, und wir kehrten nach der Stadt zurück.

Am andern Morgen ermunderte sich Aurora eben erst auf ihren rosigten Pfählen, als ich schon meinen Einspanner bestieg und lustig ins Land hineinfuhr. Die schwedische Art des Reisens, wie man einen berittenen Bauerjungen vorausschickt — wie dann auf der nächsten Station der zweirädrige Karren, mit Stroh ausgepolstert, schon bereit steht — wie man sich neben dem Postillon setzt, der ein halberwachsener Bursch, oft aber auch eine Dirne mit frischen Wangen, blauen Augen und gelbem Flachshaar ist — und wie man nun im rasenden Trab oder Galopp bergauf, bergab gefahren wird, daß „Kies und Funken stieben“ — diese ganze althergebrachte Reisemanier kennt der Leser bereits vollständig. Es ist wenig Cultur, aber desto mehr Freiheit darin, und sogar Humor. . . nämlich wenn's nicht regnet. Zieht der Himmel aber die graue Kapuze über, schämt er sich, daß er so lange mit der Sonne kokettirt hat, und fängt er an, Reuethränen zu vergießen, dann hat man nur noch Sinn für Mäntel und trockne Wäsche. Dicht wie eine Mauer liegt der Regen auf der Landschaft; man sieht nichts als triefende Häuser und Bäume, man fühlt sich nach Gräfenberg hingezaubert, denn man sitzt ganz im Wasser. Und der weibliche Postillon, der gleichfalls keinen trocknen Faden mehr hat, schwingt die Peitsche, das nasse Kößlein wiehert lustig durch die Luft,

es verdoppelt seinen Lauf, und der feuchte Sand knirscht unter den Rädern.

Auf glatter Straße gings nach Dannemora, wo so viel Eisen im Schooß der Erde ruht, daß sich das Menschengeschlecht noch Jahrtausende seine Schwerter und Ketten daraus wird schmieden können. Schwerter und Ketten sage ich? Sind das nicht Widersprüche? Ja wohl, und doch bestehen sie neben einander. — Ich fuhr ein in den tiefen, finstern, grauenhaften Schacht, aber zu erzählen habe ich nichts davon. Der blasse Bergmann und sein trübes, gefahrvolles Leben in Nacht, in Dunst und Schmutz konnte nur damals als Ausbeute für Poesie benutzt werden, wo eine eidechsartige Romantik sich in Kellern und Burgverließen versteckte, und die Pflanze der Dichtkunst von heller Sonne und freier Luft zu entwöhnen trachtete. Jetzt fröstelt uns bei solchem Beginnen; wir halten nur volles, warmes Leben für ergiebig, und ohne Licht, ohne Wärme, ohne Luft hat für uns alle Poesie ein klägliches Ende. Wir mögen wohl den Maulwurfsinn eingebüßt haben, womit jene Romantiker begabt waren, und womit sie die unterirdische Poesie erschnüffelten.

X.

Die Dalekarlier.

Je tiefer ich in's Land hineinkam, um so romantischer schaute es mich an. Die prosaische Flachgegend

mit ihren Eisenhämmern war vorüber, und wieder hob der Granit seine rothen Felsstirnen aus der Erde. Immer Kühner, trotziger bäumten die Felsen sich, versteinerten Riesenpferden gleich; ein breiter, schäumender Fluß zog in malerischen Windungen dazwischen hin, und düstre Tannen stiegen ernst, beinahe melancholisch zum Himmel. Auch Eichen erschienen jetzt, ihre flüsternden Wipfel näher und näher zusammendrängend, bis ich mich endlich im dichten Laubwald sah. Doch es klang und sang darin nicht, wie in unsern Waldungen; eine tiefe, elegische Stille lag rings verbreitet — überall nur grüner Schatten und spielende Sonnenstrahlen. In solcher Stille sind die alten Hünenlieder voll thränenloser Wehmuth und voll unerschütterlicher Kraft entstanden. Nicht die Nachtigall kommt bis hier herauf und nicht die kleinen, weichen Singvögel des Südens. Auf den kahlen Steinkuppen, die über dem Dickigt emporsteigen, horstet der Adler und der Falke; im Schilf der Waldseen hält der graue Reiher Wache, und der Eisvogel mit seinem prachtvollen Farbenspiel flattert, wie eine abgerissene Blume, scheu und schnell durch das dunkle Laub. Er ist der Colibri des Nordens.

Ich hatte Dalarna, oder Dalekarlien, vielleicht des Landes interessanteste Provinz, erreicht. Schon in Stockholm begegnet man häufig ihren Bewohnern; sie sind die Savoyarden Schwedens, und wandern in der Jugend nach dessen Hauptstadt hin. Aber nicht, um dort ein so faules Leben zu führen, wie das Murmelthier, welches sie zeigen nicht um mit Singen und Betteln ihren Unterhalt zu verdienen. Wo es schwere Arbeit

giebt, die starken Körperbau und markige Knochen erfordert, da findet man den Dalekarlier. Sie verlassen die schönen Berge ihrer Heimath, weil's dort nicht Brod giebt für alle; haben sie etwas erworben, so tragen sie's den Angehörigen nach Hause, schütteln ihnen wehmüthig die Hand, und gehn wieder fort, neue Arbeit, neue Mühen suchend.

Die Dalekarlier, d. h. Thal männer, bekleiden sich mit einer Art Wamms und mit ledernem Schurzfell, welches Letztere ihnen so zur Gewohnheit ward, daß sie es selbst am Sonntage kaum ablegen. Darüber ziehen sie das Wadmaiscamisol, einen kurzen Ueberrock von weißem Flanell. Ihre eigenthümlichen runden Hüte sind mit rothen Quasten verziert, und auch die Bein kleider werden am Knie durch rothe Troddelschnüre gehalten. Noch sonderlicher und fremdartiger ist die Tracht ihrer Mädchen und Frauen, Dalekullen — Thalweiber — genannt. Dieselbe besteht aus einer farbigen, knappanz liegenden Mütze, aus rothem geschnürtem Nieder, einem sehr krausen Rock, der gewöhnlich roth und grün gestreift ist, und aus Scharlachstrümpfen. Hierzu tragen sie wahre Ungethüme von Schuhen. Groß, plump und schwer, sind sie vom dicksten Leder gearbeitet, und haben rothe Troddeln zum Schmuck. Darunter liegen zollhohe Sohlen, deren mächtige, nagelbeschlagne Absätze sich nicht hinten, sondern vorn befinden, und weil diese Schuhe bei jedem Schritt abklappen, so sind die Hacken der Strümpfe mit Leder besetzt. Am Sonntag kommen weite weiße Hemdärmel, breite Haubenstriche und riesige Blumensträuße zu dem geschilderten Anzug, und man be-

merkt manch rundes hübsches Gesicht mit fröhlichen Blauaugen unter den Mädchen.

Aber ihre Arbeit ist mühselig und sauer; im Schweiß des Angesichts essen sie ihr Brot, und harte Schwielen decken hornartig ihre Hände. Sie sind die Tagelöhner beim Bauen und schleppen auf den Schultern eine Last Steine herbei, die wankenden Leitern damit emporsteigend. Außerdem haben sie es zu ihrem Monopol gemacht, eine Art von Rähnen zu rudern, welche den Mechanismus der Dampfböte nachahmen, nur daß er durch Menschenkraft bewegt wird. Man denke sich eine ziemlich große Barke mit gehörigen Schaufelrädern, die von innen gedreht werden können. An jedem Rade arbeiten zwei junge dalekarlische Mädchen, bei der gewaltigen Anstrengung lächelnd, und eine alte Frau sitzt am Steuer. So verbringen sie ihr Leben auf den Wellen, so harren sie vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht, ob nicht Leute kommen, um sich für geringe Kupfermünze über die breiten Wasserstraßen führen zu lassen, welche Stockholm nach allen Richtungen durchschneiden. Behaglich streckt sich in ihrem Kahn der junge Wüßling aus, und lorgnnettirt mit lusternem Auge die Grisette, die ihm gegenüber sitzt; vornehme Damen hüllen sich fröstelnd in den Atlasmantel, und der reiche Banquier sucht beim Bezahlen lange in seiner Goldbörse, ehe er das kleine Geldstück findet.

Aber die Dalekarlierin beneidet sie Alle nicht; ihre Wangen strotzen von blühender Kraft, sie ist gesund und fromm. Sonntags läßt sie sich lieber einen Verdienst entgehn, ehe sie die Kirche versäumen mag. Nur Ein

trauriges Gefühl legt sich pressend auf ihr Herz — das Heimweh nämlich. Sie sehnt sich zurück in ihr schönes wildes Land, das mächtige Berge umringen, und wo die helle Dalelf strömt; sie hat dort vielleicht einen Vater, eine Mutter, oder einen Liebsten, der eben so arm ist, wie sie, und sie sieht keine Möglichkeit, jemals so viel zu erwerben, daß sie heimkehren und sein Weib werden könnte.

In diesem Landstrich befand ich mich jetzt, und die Bewohner gefielen mir ungemein. Abgehärtet und scharfsichtig hat die Natur sie gemacht, denn ihr Leben ist ein unablässiger Kampf, dem kargen Felsboden ihre Nothdurft abzugewinnen. Wenig Fremdes drang bis zu ihnen herauf, keine Ueppigkeit entnerzte sie, darum blieb ihnen die angestammte Freiheitsliebe lebendig, und wo ihre Freiheit irgend bedroht war, da entdeckten sie es bald mit dem hellen Auge und dem natürlichen Sinn. Dann zogen sie aus, und wie sie sonst auf die Kraft der Glieder einen geringen Preis setzten, so galt ihnen jetzt Blut und Leben wenig. Unwandelbar treu hingen sie dem Könige an, aber sie duldeten keine Tyrannei. Kam ein fremder Eroberer ins Land, oder wurden sie von schlimmen Vögten gepreßt, ihre Waffen waren stets geschliffen. Seit der ältesten Zeit schildert die Geschichte den Character dieser Leute so, und er hat sich unverfälscht erhalten, treu und frei, wie er vormals gewesen. Es ist interessant die Historie der Dalekarlier zu verfolgen. Still und abgeschieden verbringen sie ihr Dasein zwischen den harten Felsen und in einsamen Thälern; man glaubt, sie wüßten gar nicht, was draußen geschieht

doch plötzlich treten sie in Masse hervor. Sie haben den wahren Instinct für Freiheit; dieser flüstert ihnen immer ins Herz: jetzt ist es Zeit! und dann säumen die Dalekarlier nicht.

Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts bestieg Erik XIII., auch der Pommer genannt, den schwedischen Thron. Er war eigentlich weder böß noch schlecht, doch kannte er das Land zu wenig, und seine Vögte, größtentheils Ausländer, wütheten schonungslos. Das gedrückte, zertretne Volk streckte seine Hände bittend zum Könige empor, der aber brauchte immer neues Geld zu zwecklosen Kriegen, und achtete der Klagen nicht. Von allen Vögten trieb es keiner so arg, als Jöffe Erikson, der zu Westerås wohnte, und dem auch Dalarna untergeben war. Unerschwingliche Steuern legte er den Bauern auf, und konnten sie nicht zahlen, so nahm er ihnen alles fort, sogar ihr letztes Pferd, und spannte sie selbst vor den Pflug. Schwangere Frauen mußten auf sein Gebot schwere Heuwagen ziehn, Weiber und Mädchen ließ er gewaltsam zu sich führen, um seine Lüste zu stillen, und Vermögende wurden rechtlos verurtheilt, damit er sie ihrer Güter berauben konnte. Kamen die Bauern zu ihm, und beschwerten sich, dann ließ er sie auspeitschen, oder ihnen die Dhren abschneiden, oder sie wurden in den Rauch gehängt, daß sie erstickten.

Da murrten die Männer von Dalarna; sie stiegen massenweise in die Thäler hinunter und hielten Rath. Zum Aufruhr bereit, wählten sie den Engelbrekt aus Falun zu ihrem Führer, denn, obwohl klein von Ge-

stalt, hatte er ein muthiges Herz, und wußte zu sprechen oder zu kämpfen, wie es eben erforderlich war. Er ging also nach Kopenhagen an den Hof des Königs, brachte die gerechten Klagen vor, und erbot sich, für deren Wahrheit mit seinem Kopf zu bürgen. Erik gab ihm einen Brief an die Reichsräthe mit, worauf ihn diese nach Dalarna begleiteten, und wohl sahen, daß die Noth dort unbeschreiblich groß sei. Der Rath setzte das dem Könige in einem Briefe auseinander, welchen Engelbrekt gen Kopenhagen trug, allein zornig rief ihm der Monarch entgegen: „Du weißt nichts, als klagen! Geh' deiner Wege, und komme mir niemals mehr vor die Augen.“ — Da ging Engelbrekt hinaus und murmelte: „Noch Einmal werd' ich wiederkommen!“

Obgleich der Reichsrath selbst den König bat, einen andern Bogt statt des Jöse einzusetzen, blieb doch alles beim Alten. Nun standen 1434, als die Frühjahrs-sonne den Schnee schmolz, im tödlichen Borne die Dalekarlier auf, zogen durch das Land, und Jöse floh eilig nach Dänemark. Sie aber zerstörten die Raubnester weit umher, verjagten die Tyrannenknechte, und Engelbrekt, der Anführer, ritt mit tausend auserwählten Mannen nach Wadstena, als er hörte, dort seine Bischöfe und Rathsherren versammelt. Er forderte Unterstützung von ihnen, doch sie weigerten sich deren, bis Engelbrekt den Bischof von Linköping beim Kragen faßte, um ihn seinen Kriegern zu überliefern. Da wurden die Herren geschmeidiger; sie kündigten in einem Schreiben Treue und Gehorsam an Christian auf, weil

er „unwissende Totenreißer zu Bischöfen gemacht, elenden Menschen hohe Aemter anvertraut und tyrannische Bögte niemals gestraft habe.“ Die Dalekarlier rückten noch bis Schonen vor, dann schloß Engelbrekt einen Waffenstillstand und beurlaubte seine Mannen. Zehntausend Bauern hatte er geführt, alle von Grimm entstammt und ohne Kriegeszucht, deshalb gereicht es ihm zum besonderen Ruhm, daß auch gar keine Gewaltthätigkeit, gar keine Plünderung vorkam. Nur Feinde und Landesverräther mußten bluten.

König Erik begab sich eilig nach Stockholm, und sobald Engelbrekt das erfuhr, bot er abermals die Völker auf, marschirte gegen die Hauptstadt und belagerte sie. Die Bögte brannten ihre Schlösser nieder und flohen zu dem Fürsten, der sich in Stockholm verschanzte. Alles sah drohend aus, aber es ging noch friedlich ab, den Erik fürchtete die Schweden. Er schloß eine Waffenruhe, und versprach, die Provinzen sollten, mit wenigen Ausnahmen, ihre Bögte selbst ernennen dürfen, und Engelbrekt sollte Vogt zu Derebro sein. Gewohnter Weise hielt er jedoch sein Wort nicht, und bevor er nach Dänemark segelte, setzte er einen Menschen zum Vogt, der als Seeräuber, Kirchendieb und Frauenschänder bekannt war. Da erhoben sich die Bauern zum dritten Mal. Im Winter 1436 rückten sie vor Stockholm und eroberten die Stadt, denn die Bürger halfen ihnen das Thor zersprengen. Engelbrekt nahm darauf Besitz von einer Festung nach der andern; König Erik leistete ihm keinen Widerstand, sondern ging heimlich nach Pommern ab, Krieg und Reich hinter sich lassend,

doch etliche Reichsräthe folgten ihm, sprachen ihm Muth ein, und brachten ihn zurück.

Unterdessen wurde Engelbrekt am 3. Mai 1436 auf hämische Weise durch den Sohn jenes Bischofs ermordet, den er damals zu Wadstena beleidigt hatte. Weinend holten die Bauern ihres treuen und tapfern Führers blutige Leiche von der kleinen Insel ab, auf welcher er gefallen war, und die noch heute seinen Namen trägt. Die Stelle aber, wo der Meuchelmord geschah, ist verflucht; dort kann kein Grashalm mehr gedeihn. Später brachte man den Sarg in die Kirche zu Derebro, und so fest war man von Engelbrekts Bravheit überzeugt, daß die Männer des Landes sagten: es geschähen Wunder bei seinem Grab, wie an der Gruft eines Heiligen.

Beinahe hundert Jahre waren seitdem verfloßen, als Gustaf Wasa, der blühend kräftige Sproß einer alten Königsfamilie flüchtig durch die Lande irrte. Eines Tages, im November 1520, ritt er in den Wäldern von Råsnås auf die Jagd; er begegnete einem alten Diener seines Schwagers, und dieser erzählte ihm von dem Blutbade zu Stockholm. Gustav erfuhr, daß sein Vater, seine Freunde und Verwandten auf dem Schaffot gefallen, daß Schwedens Knechtschaft beschlossen, und daß auf seinen Kopf ein Preis gestellt sei. Der tiefste Schmerz und der gewaltigste Muth durchstürmten zugleich sein Herz, und er machte sich auf, das Volk zu suchen, dessen uralte Treue Schweden schon oft gerettet hatte. Er kam nach Dalekarlien schnitt sich das Haar rund, setzte einen Bauernhut auf, zog das

Wadmalseamisol über, nahm die Holzart und vermietete sich als Knecht. Zuerst diente er bei einem reichen Bergmann auf der Rankhütte und half etliche Tage fleißig beim Dreschen, bis man ihn erkannte. Der Herr hatte Furcht, ihn länger zu beherbergen, und Gustav mußte fort. Als er am dunklen Abend über die zugefrorene Lillef wollte, brach das Eis unter seinem Fuß und er stürzte ins Wasser, doch gewandt schwang er sich wieder empor. Vielfache Abentheuer folgten diesem. Der nachmalige König mußte sich bald an einem der langen Handtücher die man noch jetzt hier findet, aus der Bodenlücke herunterlassen; bald schlug ihn eine Frau mit dem Brodschieber, damit ihn die Reiter des Bogts nicht erkannten; bald durchstachen die Letzteren ein Fuder Heu, in dem er lag, mit ihren Spießen und verwundeten ihn dabei; bald verbargen ihn die treuen Dalekarlier im einsamen Walde, wohin sie ihm Nachts Trank und Speise trugen.

Als die Späher endlich abzogen, sprach Gustav an einem Weinachtstage öffentlich zu den Thalmännern. Er schilderte ihnen die Noth des Vaterlandes, er mahnte sie an ihren alten Ruhm und rief sie zu den Waffen. Einige waren von seinen Worten zwar entflammt, aber die Meisten widerriethen alle Gewaltthätigkeit, und die Männer blieben unentschlossen. Gustav wurde von trüber Hoffnungslosigkeit befallen; durch Späher gehehrt, wie ein wildes Thier, wendete er sich den unermesslichen, schneebedeckten Wäldern zu; die Wohnungen der Menschen hörten auf, und schon sah er Norwegens riesige

Berge, die ihn auf immer von seinem verlorren Vaterlande trennen sollten.

Den Dalekarliern hatte der starke, kühne Jüngling jedoch sehr wohlgefallen, und als ein großer Zug dänischer Reiter kam um ihn zu fangen, da läuteten sie die Sturmglocken zum Kriege. Auf den Flügeln des Windes zog dieser Klang in die Berge hinauf, ganze Haufen bewaffneter Bauern schritten eilig herab, und die Söldlinge wurden verjagt. Nun hörten die Dalekarlier auch, daß alles Schreckliche wahr sei, was ihnen Gustav von dem Blutbad mitgetheilt, und sie bereuten, ihn fortgelassen zu haben. Nach Kampf und Rache lechzten sie; zwei Moramänner, die besten Skidläufer weit umher, mußten die Schneeschuhe anbinden, und mußten windschnell hinaus, um den unglücklichen Heldenjüngling zurückzuführen.

Sie fanden ihn dicht am Fuße der norwegischen Schneeberge, jubelnd wurde er von den versammelten Moramännern begrüßt, und bald stand er an der Spitze von 5000 weißröckigen Dalekarliern. Die Dänen nahen heran, und ein Bischof von ihnen fragte: wie viel Leute die Provinz Dalarna wohl aufbringen könnte?

„Mindestens zwanzigtausend Mann“ — antwortete man demselben — „denn die Alten sind noch eben so kraftvoll und kühn wie die Jungen.“

Über wovon leben sie den?

„Von Wasser und Brod. Sie machen sich übrigens nicht viel aus Hunger und Durst, und fehlt's an Korn, dann backen sie ihr Brod aus Baumrinde.“

Nun — sagte der Bischof — ein Volk, das

Baumrinde verzehrt und Wasser trinkt, kann der Teufel nicht bezwingen, geschweige denn ein Mensch!

Und es bezwang sie auch keiner. Wie der Sturmwind standen sie vor dem Feind, schlugen ihn mit Keulen nieder, und jagten ihn in den brausenden Strom. Noch heutzutage singen die Dalekarlier, in üblicher Thalweise, das Lied von ihrem Sieg:

„So trieben die Jüten wir in den Fluß,
Das Wasser umrauschte sie blank!
Wir haben nur noch den Einen Verdruß,
Daß Christian nicht auch ertrank.“

Lawinenartig wuchs im Fortschreiten das Heer, und Gustav suchte die Waffen und Kriegsführung seiner Mannen zu verbessern. Er ließ ihre Pfeilspitzen schärfer schmieden, damit ihnen die Harnische nicht mehr widerstanden, und gab einem Theil lange Spieße, um die Reiterei abwehren zu können. Auch formirte er Rotten aus ihnen, übte sie in Schwenkungen und hielt strenge Mannszucht. Die Thalbauern thaten ihm alles zu Liebe, und fochten überall mit solcher unerschütterlichen Tapferkeit, daß seinen Zug eine Reihe von Siegen bezeichnete. Christian mußte fliehn; das Reich war befreit. Einstimmig rief das Volk Gustav Wasa zum König aus, und als er die Krone ablehnte, baten sie ihn kniend und weinend, bis er endlich seine Einwilligung gab.

— Wieder sind zwei Jahrhunderte in den ungeheuren Raum der Ewigkeit hinabgerollt, und wieder treten die Dalekarlier entschlossen aus der Geschichte hervor. Am 19. Juni 1743 kamen plötzlich 5000 Thal-

männer nach Stockholm, brachten ihren Landeshauptmann gefesselt mit, und sagten, sie wollten die großen Herren strafen, die den Krieg mit Rußland angestiftet hätten, außerdem wollten sie aber auch eine neue Thronfolgerwahl halten. Da sie sich durch Worte nicht bedeuten ließen, ritt am andern Morgen der alte König Friedrich, von Generalen und Trabanten umringt, zu ihnen hinaus, doch seine Ueberredung hatte nur die Folge, daß sie den Bogt auslieferten. Sie nahmen dagegen von der Wache drei Kanonen mit, zogen auf den Gustav-Adolphs-Markt, und postirten sich dort.

Es lagen in Stockholm 8000 Mann regelmäßiger Truppen, aber sie waren nicht zuverlässig, und einige Abtheilungen Garde mußten zurückgeführt werden. Eine Compagnie Südermannländer, welche über die Brückmarschiren sollte, machte, beim Anblick der braven, ehrlichen Dalekarlier, vor den Augen ihrer Officiere links um und stand erst bei der Schleuse still, weil man dieselbe nämlich aufgezogen hatte, damit niemand vorwärts konnte. Nun wurde unter Trommelschlag ausgerufen: wer bis fünf Uhr die Stadt nicht verlassen habe, würde als Verräther betrachtet werden, und mehr als Tausend zogen wirklich ab, während sich die Andern, dem Schlosse gegenüber, in fester Masse aufstellten. Reichsräthe und Generale begaben sich zu ihnen, um sie zu ermahnen. Da riefen die Bauern: „Wir wollen den König ein- und absetzen nach unserm guten Recht und Gesetz, und will man uns daran hindern, so schonen wir das Kind in der Wiege nicht!“ Um diesen Worten größern Nach-

druck zu geben, feuerten sie eine Kanone und eine Gewehrsalve ab, wobei ein Reichsrath erschossen wurde.

Jetzt commandirte man auch die Soldaten zum Feuern, doch die armen Weißröcke jammerten sie, deshalb zielten sie nur auf die Häuser, und unter ihren Kugeln klirrten tausend Fensterscheiben nieder. Aber die Artilleristen mußten ihre Luntten auf's Zündloch legen, und ein mörderischer Kartätschenhagel schlug in den Dalekarlierhaufen. Da wurden viel weiße Kamisöler von rothem Herzblut besleckt; funfzig Mann fielen todt zur Erde, achtzig waren verwundet, und eine Masse sprang in den Norderstrom, oder suchte zu fliehn. Das königliche Leibregiment setzte ihnen nach, es begann eine Menschenjagd, und man trieb die geschlagenen Thalbauern in den Artilleriehof. Nun folgte die strengste Untersuchung, und man strafte die Freiheitsdurftigen hart mit Spießruthen und Festung. Ihrem Anführer aber und fünf Anderen schlug man die Köpfe ab.

Die Dalekarlier sind ein zähes Volk; sie wollen sich nicht ändern, und Gott verhüte, daß sie einmal für nöthig halten, wiederzukommen. Sie waren auch gewiß Anno 1743 gerade so tapfer, wie 1521 und 1434, aber die Zeit hatte sich seitdem umgewandelt — Bildung und Kartätschen standen ihrem ungezügelter Freiheitsdrang und ihrem rohen Muthem hemmend gegenüber.

XI.

„Ein Reiseversuch im Norden.“

„Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag.“

*

„Thoms friert!“

König Lear.

Ein Jahr vor mir hatte Ida Gräfin Hahn-Hahn Schweden besucht, und die Frucht der Reise war — wie es bei dieser Dame unausbleiblich ist — ein Buch. Man las dasselbe eben in Stockholm, und ich fand die Leute höchlich erzürnt über den Unsinn und die Entstellungen, welche es enthält. Kommt ein Deutscher nach Schweden, so nehmen ihn die Stammverwandten als Bruder auf, und ihre herzlichste Wärme macht einen doppelt wohlthuenden Eindruck, wenn man bedenkt, wie wichtig in unsern Tagen das gegenseitige Vertrauen der Völker zu einander ist. Treten nun Unberufene hervor, und machen den perfiden Versuch, eine befreundete Nation durch Spott und Schimpfreden zu erbittern, dann hat alle Schonung ein Ende, dann ist es Pflicht, mit geschliffnen Worten dreinzuschlagen. Man muß den Schweden zeigen, wie in Deutschland solches Geschreibsel gewürdigt wird, sonst halten sie uns drüben für ganz entartet, und glauben, wir fänden unsre Lust an dem noblen Ricaniren.

Zuvörderst will ich erklären: das Werk der Hahn-

Hahn ist durchaus kein Original, sondern eine matte Nachahmung des berühmten Buches von Gustav Nicolai: „Italien, wie es wirklich ist.“ Gleich diesem Autor rafft auch die Gräfin alle Schattenseiten Schwedens mühsam zusammen, übertreibt sie bis ins Aeußerste und erfindet welche, wo es keine giebt. Für des Landes Schönheiten aber hat sie weder Auge noch Sinn; sie bespricht dieselben absichtlich nicht, und ihre Schrift soll, gleich der Nicolai'schen, eine Warnungsstimme sein, um alle Reisenden zurückzuschrecken. Die gute Frau sagt ausdrücklich: „Man fängt sehr an, ein Reiseinteresse für den Norden zu gewinnen, denn bei der allgemein grassirenden Reiserwuth, von der auch ich, als ein ächtes Kind unsrer Zeit und unsrer Welt behaftet bin, reicht der Süden nicht mehr aus. Aber man kennt den Norden so wenig — ich meines Theils hab' ihn nur aus Dahl's poetischen Gemälden gekannt — daß man unwillkürlich Lust hat, ihn mit den Farben des Südens zu schmücken, weil der Süden schön ist, und weil ja auch der Norden schön sein soll. Da verfällt man denn gleich von Hause aus in den heftigsten Irrthum, und ich denke mir, es wird recht dankenswerth sein für Alle, die mir nachfolgen, wenn ich aufrichtig sage, wie ich's gefunden habe.“

Also vollkommen Gustav II. Aber man würde Nicolai beleidigen, wollte man annehmen, sein Buch sei ganz so fade und abgeschmackt, als das der Gräfin Ida Hahn-Hahn. Er glaubte doch nur, in Italien gäb' es niemals Regen, und die Apfelsinen wüchsen dort wild, wie bei uns die Schlehen. Das war kind-

lich, und man mußte darüber lachen. Wenn seine Nachahmerin jedoch fortwährend klagt und jammert, weil sie oben am Mälar, unter dem 59^o, keinen heißen Süden gefunden hat, so ist es mehr als kindlich, und man muß sie bedauern. Die Gräfin traf just einen kühlen, regnerischen Monat — doch nein! sie war keinen vollen Monat in Scandinavien — nun geberdet sie sich wie begossen und verachtet Land und Volk.

Schon bei der Ueberfahrt beginnt ihre Noth; sie friert und ist „unzertrennlich von ihrem kleinen violetten Pelz.“ Ich mache noch besonders auf das Beiwort „violett“ aufmerksam, damit nicht nach Jahrhunderten einmal behauptet werde, Ida Hahn-Hahn's Pelz sei grün gewesen. Wenige Seiten später aber sagt sie noch viel bedeutender: „Ich muß über mich lachen, daß ich in Berlin, nach verschiedenen eingezogenen Erkundigungen geschwind einen weißen Mouffelinanzug in meinen Koffer legen ließ; den werd ich unangetastet nach Neuhaus bringen — das glaubt mir nur. Ich bin unzertrennlich von meinem kleinen Pelz — — —.“ Schon wieder der Pelz! Das Buch scheint für Kürschner geschrieben zu sein.

Kaum hat der weibliche Nicolai Stockholm erreicht, so fangen auch die faden Vergleichen an: „Neapels Goldglanz und Venedigs Zauberei fehlen ganz.“ Es ist wohl nicht möglich? Was doch so eine geistreiche, weitgereiste Dame für treffende Bemerkungen zu machen weiß! — Auf dem nächsten Blatte heißt es: „Vor einem Jahr war ich grad' in diesen Tagen in Barcelona; doch von dem Vaterlande der Uloës und Dran-

gen ist hier nicht einmal vergleichungsweise zu sprechen. Vor drei Jahren war ich am Comersee; aber der liegt auch wie ein Feengarten jenseit der Alpen! Doch vor fünf Jahren in Wien, in dem ungeheueren Rosenhain von Laxenburg u. s. w.“ Wer kümmert sich darum, wo die Gräfin gewesen ist, und ich dünkte, es wäre hinreichend, daß sie schon lange und langweilige Bücher darüber geschrieben hat. Alle möglichen Puncte Italiens, Spaniens und der Schweiz werden mühsam zu Parallelen herbeigeschleppt, und gewiß kommen künftig auch noch Aegypten, Syrien und Mesopotamien dazu. Die Vergleiche fallen sämmtlich zum Nachtheil von Schweden aus, und muß die Dame auch oft gestehn, daß hier eine Landschaft schön sei, dann vergißt sie nie beizufügen, dort oder dort war es doch schöner. Z. B. Sie steht Nachts am Fenster und blickt über den Mälarsee: „Nachdem ich mich fröstelnd in meine Mantille gewickelt, trat ich vom Fenster zurück, schloß es, und sagte mit einem kleinen Seufzer: In Venedig waren die Vollmondnächte anders.“ — Man würde es kaum glauben, wenn's nicht eine Gräfin wäre, die es versichert!

Alles ist ihr unangenehm, alles widerwärtig in Schweden: Wege, Häuser, Speise, Leute und Geld; Felsen, Bäume, Wasser und Blumen; besonders aber Sonne, Himmel und Luft. Ohne Unterlaß erzählt die Gräfin von trüben Wolken und gießendem Regen, und doch siegt des Buches Trockenheit über das wässrige Element. Mir war beim Lesen zu Muthe, wie im Berliner Thiergarten, wenn eben gesprengt wird. Ganz

unwirsch bezeigt die Verfasserin sich, sobald eine frisch-kühle Luft weht; Ida Hahn-Hahn scheint eine Freundin vom Schwitzen zu sein. Sie spricht dem Lande Schweden jede Schönheit, jede Erhabenheit ab in Natur, Kunst, Literatur und — mit geringem Vorbehalt — auch in der Geschichte. Wollte ich all das Gekeif und Gesprudel hier wiedergeben, so müßte ich fast das ganze Buch abschreiben, und das hielt' ich nicht aus. Einige Beispiele, die recht charakteristisch für das Machwerk sind, darf ich dem Leser jedoch nicht ersparen.

Ida Hahn-Hahn geht durch den Park von Haga: „Da fanden wir denn auch drei junge Männer; sie saßen auf einer Bank, stumm und schweigend.“ Sie schwast nun ein Breites über das geheimnißvolle Waldgrün des Ortes, der unwiderstehlich zur Meditation auffordert, allein als treue Schülerin Nicolai's muß ihr selbst dies unbedeutende Ereigniß Stoff bieten, um einen Schatten auf die Gemüthsart der Schweden zu werfen. „Doch fiel es uns recht auf“ — sagt sie — „drei junge Menschen ganz stumm bei einander sitzend zu finden, die Sonntags zu ihrem Vergnügen ausgegangen waren. Es scheint, als habe man hier gar nicht das Bedürfnis der Zerstreuung, der Belustigung.“ Die Bewohner Stockholms sind nun bekanntlich gerade die größten Freunde von Geselligkeit und Zerstreuungen, und oftmals wird ihnen sogar der unhäusliche Sinn zum Vorwurf gemacht. Aber Ida Hahn-Hahn erzielt bei ihren logischen Versuchen auch solche Resultate, wie: daß Heringe den Durst löschen. Nämlich: auf gesalzene Speisen muß man trinken; Heringe sind eine gesalzene

Speise; Trinken löscht den Durst, folglich — löschen Heringe den Durst. — Nicht wahr, Frau Gräfin, das ist richtig? Aber, Frau Gräfin, wenn die drei jungen Männer verliebt, wenn sie unglücklich waren? Leute mit vollen, feurigen Seelen begehren Lust und Schmerz in einer stillen, schweigenden Feier, und eine beredete Thräne bricht aus ihrem Auge hervor. Nur leere, fade Menschen, Frau Gräfin, haben unter allen Lebensverhältnissen breites Geschwätz!

Wie treffend unsere Nicolai-Hahn den schwedischen Nationalcharacter aus geringen Einzelheiten darzustellen weiß, wird diese Probe gezeigt haben. Zwar erfährt man über Schweden in dem Buche eigentlich nichts, sondern hört dagegen die abgestandenen Reflexionen der Gräfin. Mitunter giebt sie aber wirklich überraschende Notizen: „Die rauhe Luft, Regen und Sonne machen das blonde Haar“ — der schwedischen Frauen — „aus dem Strohfarbenen ins Grüne spielen.“ Das muß ja ein ganz absonderliches Colorit sein, und die Schwedinnen könnten sich damit recht gut als Naturmerkwürdigkeiten auf Messen und Jahrmärkten sehen lassen. — „Ich habe nie gewagt einen (Papiergeld-Zettel) anzufassen, weil man mir gesagt hat: von drei Menschen im Volk hätten zwei die Krätze.“ Pfui, so ordinair ist Gustav Nicolai nie geworden, doch das kommt vielleicht daher, weil ihm die Cirkel verschlossen sind, wo man sich vertraulich über „das Volk“ unterhält. — Weiter: „Mit Erstaunen sah ich, welchen Werth man hier zu Lande auf Blumen legt, denn ein paar Damen hatten große Sträuße in Händen, und zwar — von

Chamillen!“ Jene Damen waren ohne Zweifel mit der Lectüre eines Hahn-Hahn'schen Buches beschäftigt, und wollten sich Chamillentheee kochen. — Von den Schwedinnen sagt die Gräfin auch: „Ich wundre mich, daß sich hier nicht alle Frauen aufs Reiten legen!“ Da kann man ihr aber die beruhigende Versicherung geben, daß wenigstens den Stockholmer Damen in diesem Punkt kein Vorwurf zu machen ist.

Ueber die schwedische Kochkunst, welche doch eigentlich in ihr Fach schlägt, fällt die Nachahmerin Nicolai's folgendes Urtheil: „Lachs und Kal, Erdbeeren und saure Milch sind die Hauptbestandtheile des Speisezettels im Hôtel du Nord.“ Der Reisende mag sich durch diese Schilderung, die schon Cholera-Gefühle in uns erweckt, nicht irre machen lassen. Ich habe mehrmals ein sehr gutes Diner im Hôtel du Nord gehalten, und die dortige Carte zählt täglich mehr als zwanzig Gerichte aus. Allein Ida Hahn-Hahn hat einmal die Intention, alles zu entstellen, darum sucht sie nur die Fische, die Compotes und Hors d'oeuvres aus. Das ist gerade, als ob man von einer nahmhaften deutschen Restauration behaupten wollte, daß es dort nur grünen Salat und saure Gurken, Preiselbeeren und marinirten Hering gäbe.

In Bezug auf die Landessprache läßt unsere Reisende sich also vernehmen: „Schwedisch verstehe ich nicht — merkwürdiger Weise! bin ich immer geneigt zu sagen; denn wenn ich es höre, so mein' ich es bei einem gewissen germanischen Klang fassen zu können. Die Aussprache des å ist ganz plattdeutsch, und manche

deutsche Worte kommen auch vor, aber sie haben andre Bedeutung und werden anders ausgesprochen, als bei uns, so daß einem das Verstehen des Wortes doch nicht Verständniß des Sinnes giebt, und nur Verwunderung, warum ich es nicht verstehe.“ Mich erinnert das lebhaft an einen Berliner Friseur, den ich auf dem Dampfschiffe antraf, und der zu mir sagte: „Die schwedische Sprache is doch man eijentlich weiter nichts, als ein gebildetes Plattdeutsch!“

Fragt man sich nun: weshalb mußte Ida Hahn-Hahn über ein Land, worin sie ein paar Wochen umherreiste, ohne die Leute zu verstehn, und wo ihr alles durchaus mißviel, gleich ein dickes Buch schreiben? So lautet die Antwort: ihr vorgeblicher Drang zur Schriftstellerei ist erkünstelt, sonst hätte sie sich gar nicht weiter mit dem langweiligen Schweden befaßt. Drittehalb hundert Seiten quält sie sich darüber ab; ein einziger Tag muß oft an die zwanzig Seiten liefern, denn das Reisen kostet Geld, und Honorar ist nicht zu verachten. — Wenn ich die Gräfin hier der „Buchmacherei“ beschuldige, so fühle ich wohl, daß eine solche Anklage mit genügenderm Beweise belegt werden muß, und ich bin bereit, ihn zu geben.

Ida Hahn-Hahn sagt gleich auf der ersten Seite ihrer Schrift: „Ich bin ganz unwissend über Schweden, weiß nichts von dessen Sprache, wenig von der Geschichte, und von der Literatur Dürftiges durch ein paar Uebersetzungen.“ Es würde sich für einen Bürgerlichen nicht geziemen, die Selbstbekenntnisse einer Gräfin in Zweifel zu ziehn, und ich bin also von ihrer erklärten Unwissenheit voll-

ständig überzeugt. Nichts desto weniger theilt die Schreiberin im Verlaufe des Buchs eine Masse von Geschichtsereignissen und Jahrzahlen mit, z. B. König Magnus Ladulas hat von 1279—90 regiert; Eriks, des Heiligen, Geschlecht ist 1250 ausgestorben; Erik IV. ermordete am 24. Mai 1567 den Nils Sture, und starb den 26. Februar 1577 an Gift. Sie weiß auch, daß Louis de Geer, ein Holländer, die Minen von Danne-mora Anno 1627 dem Staat abpachtete, aber Linné's Geburts- und Todesjahr weiß sie nicht, obgleich sie's ihrem Clärchen gern schreiben möchte. Wenn das nicht bloße Kennomage ist, so muß man der Gräfin rathen, sich das Conversations-Lexicon anzuschaffen, um bei ihrer Schriftstellerlaufbahn künftighin ähnlichen Unbequemlichkeiten zu entgehn.

Da nun aber Ida Hahn-Hahn in Bezug auf Schweden „ganz unwissend“ ist, so wird man natürlich zu der Frage geführt: woher sie alle die historischen Notizen genommen habe? Es läßt sich nur erwidern: dieselben werden wohl aus Reisewegweisern, oder dergleichen, abgeschrieben sein, und in der Wiederkäuung solcher Dinge liegt eben die Buchmacherei. Ida Hahn-Hahn empfindet es, daß mit dem aristocratischen Paradies des Mittelalters auch die eigentliche Reisebeschreiber-Romantik verloren ging. Darum sagt sie: „Dampfschiffe beschränken die Erfindungsgabe ungemein. Man läuft Gefahr, auf jedem Schritt und Tritt von einem Nachfolger controlirt zu werden, und muß immer darauf bedacht sein, mit einem Geographiebuch in der einen und einem Geschichtsbuch in der andern Hand die

Richtigkeit und Wahrheit der Behauptungen und Erzählungen vertheidigen zu können.“ Die Reflexion ist treffend, aber das Resultat falsch, den es muß heißen: „Dampfschiffe beschränken das Lügen ungemein.“ Und das ist gut, sehr gut! Wir sind der geschminkten Lüge endlich überdrüssig, und wischen sie ab, wo wir sie finden.

Die Gräfin fährt den Göthacanal entlang, sitzt unten in der Cabine, steigt aber doch zuweilen ans Land. „Ich bin dermaßen ausgehungert nach Blumen“ ruft sie — „daß ich über ein Duzend Kraut- und Rübenbeete setzte, um eine einzige Rose am Strauch zu sehn und ihren Duft einzuathmen. Vor einem Baum blieb ich stehen, ganz verblüfft über dessen Schönheit; seine kräftigen Aeste trugen längliche, saftgrüne Blätter, zwischen denen Büschelchen von allerliebsten, glänzend rothen Früchten hingen. Ein Kirschbaum war's!“ Ha, Nicolai, ich erkenne Dich wieder! Komm' an mein Herz! — Nun erreicht die hohe Reisende Gothenburg, und beklagt sich über die dortige Theuerung. „Zwei Lastträger schafften heute früh unsre Koffer vom Dampfschiff in den Gasthof, und einer schafft sie zurück: das kostet 5 Bankthaler; der Thaler, wie ich eben höre, gilt 16 und einen halben Silbergroschen.“ Bravo! Jeder Zoll ein Nicolai! In Gothenburg ist das Leben sonst sehr billig, und der Lastträger hat die Dame geprellt, aber das Honorar bringt alles wieder ein.

Dem Himmel sei Dank, Ida Hahn-Hahn langt endlich in Kopenhagen an! Sie verweilt nur vier Tage in der schönen Stadt und schreibt nur vierzig

Seiten darüber. Hier lebt sie auf, denn es giebt heiße Mittagstunden, und die Gräfin schwitzt. „Mit wahrer Bonne“ — sagt sie — „hab' ich mein armes Mouffelinkeid wieder zu Ehren gebracht, das eine verabsäumte und gedrückte Existenz im Abgrund des Koffers bis dahin führen mußte.“ — Es wird gewiß eine freudige Ueberraschung unter den Kopenhagenern erregt haben, daß Nicolai der Jüngere in ihrer Metropole doch schon einige Losraffung aus dem Zustande roher Barbarei, ja sogar unbedeutende Bildungs-Anfänge entdeckt, denn es heißt in dem Reiseversuch ausdrücklich: „Ueberall gewahrt man wenigstens den Wunsch, aus dem Urzustand des kahlen Bedürfnisses herauszukommen, der in Stockholm noch schlummert.“

Im Uebrigen dreht sich alles, was die Gräfin von Kopenhagen zu erzählen weiß, um Kunstschwäzereien. Sieben und zwanzig volle Seiten kommen allein auf die Frauenkirche und Thorwaldsens Statuen. Es schmeckt wie alter Thee, und man müßte verzweifeln dabei, wäre man heutzutage nicht gewohnt, daß jede Mittelmaßigkeit sich in ästhetischen Urtheilen breit macht. Frau Gräfin reden außerdem über Theologie, Politik, Philosophie und Industrie mit derselben grundlosen Fädeheit. Solche Redensarten mag man in Damenkaffee's für geistreich halten, in der Literatur hält man sie für Kaffeegeschwätz.

Wie wenig Ida Hahn-Hahn im Stande ist, ein Land mit seinem Volk und seinen Sitten zu schildern, das hoffe ich nun hinreichend dargethan zu haben. Sie sollte Compilationen und Reisehandbücher schreiben, wenn

• sie es einmal nicht lassen kann; die würden ihr vielleicht gelingen.

Nächst dem ursprünglichen Trieb soll aber auch ihr Freisinn eine Berechtigung zur Autorschaft sein. Nur Schade, derselbe zeigt sich ebenso als eine leere Maske, wie der poetische Drang. Zwar weiß die Gräfin mitunter so eine Phrase von „Freiheit und Gleichheit“ einzuschalten, doch dergleichen verbrauchte Kunststücke imponiren nicht mehr. Die Hahn-Hahn befindet sich im Ritterhause, wo man die Wappen sämtlicher schwedischen Adelsgeschlechter aufbewahrt, und da sagt sie denn: „In einem Zimmer standen zwei frischgemalte Wappenschilder auf dem Ofen zum Trocknen. Ich mußte lachen.“ — Dies Geschichtchen ist aber eine absichtliche Erfindung, da seit 1840 in Schweden niemand geadelt wurde, und Ida Hahn-Hahn hat es nur ausgedacht, um den schlechten Witz und das Lachen dabei anzubringen. Beides hätte sie jedoch sparen können, denn man pflegt im Monat Juli keine geheizten Döfen zu haben, und die Geadelten sind würdige Männer, deren Stammbaum nicht aus so ferner Zeit aus so zweideutigen Verdiensten, wie mancher andre, entsprungen ist. — Später spricht sie von der Königin Christine, und findet es in der Ordnung, daß diese Fürstin den „gelehrten Salvius“ zum Reichsrath erhob, wundert sich dagegen, daß sie ihren Schneider adelte. Als sorgsamer Commentator, muß ich anmerken: hier liegt ohne Zweifel ein Druckfehler vor. Ida Hahn-Hahn ist wahrscheinlich mit der Adellung des Schneiders einverstanden, wundert sich aber über die Standeserhebung des Gelehrten. So scheint

es wenigstens natürlich bei einer Dame in violetten Pelzen und weißen Mousselineidenern unterhält. Was geht die Gräfin aber des „gelehrte Sakvius“ an?

Ueber den Begriff dessen, „was man Volk nennt,“ scheint sie auch ganz besondere Ansichten zu haben. In denen Einem recht feudalistisch finster und unheimlich zu Muthe wird. Draußen im Lustschlosse Rosensberg ist Byström's Juno aufgestellt, und man gestattet den Zutritt nicht bloß Gräfinnen, sondern auch Matrosen und sonstigen gemeinen Leuten. Statt sich zu freuen darüber, daß man den Schönheitsfuss des Volkes erwärmt und weckt, läßt sich die Reiseversucherin vernehmen: „Das ist wirklich wie eine Profanation. Für solche Augen sind Kunstwerke nicht geschaffen.“ Ach, selbst die Augen sind ordinair, wenn der Besitzer nicht von adliger Geburt! — Bei der Stille in Stockholm wird ihr gesagt, die haute volée sei auf dem Lande; sie sehnt sich, Volk zu sehn, und bricht in die Exclamation aus: „Nein, nicht die haute volée fehlt in Stockholm, sondern Menschen fehlen.“ Also zwei bestimmt von einander geschiedene Sorten; die Menschen gehören hiernach nicht zur haute volée, und die haute volée gehört nicht zu den Menschen. Wie geistreich, wie neu! — Die Hahn-Hahn sagt ferner: „Eine Gräfin mag einen Bauern heirathen, sie bleibt Gräfin.“ Das ist eben so richtig als der Gegensatz: Eine Bauerfrau mag einen Grafen heirathen, sie bleibt Bauerfrau.

An diesen Proben vom Freisinn unserer Verfasserin wird der Leser wohl genug haben, und mit die übrigen



erlassen. Aber ich darf auf der andern Seite auch nicht verschweigen, daß es doch überwiegende Gefühlsmomente giebt, wo die Gräfin von ihrer Höhe heruntersteigt, wo sie ganz Mensch wird. So beschreibt sie uns folgende erhabne Scene: „Als ich in der Schweiz zum ersten Mal die große Alpenreise machte, und eines Tages von Grindelwald über die Scheideck, am Rosenlani-Gletscher vorbei, und längs der Wasserfälle des Reichenbachs in das Thal von Meyringen kam, war ich so überwältigt von der Fülle der Schönheit, die mich wie ein Meer umwogte, daß ich Abends, als ich nur noch meine Kammerjungfer hatte, um ihr meine Ekstase mitzuthielen, mich mit ihr in Unterhaltung einließ, und sie zum ersten Mal in meinem Leben um etwas fragte, das nicht die Garderobe betraf.“ Dieser Vorfall ist höchst interessant, doch man begreift ihn wohl, denn jemehr die Bildung steigt, desto weniger kann sich ein dummer Kastengeist erhalten.

Die Gräfin mag Leniers' Bilder nicht leiden; sie wittert das demokratische Element, das darin steckt, und ihr wird übel, wenn sie so einen gemalten Bauer sieht, der sich seine Pfeife stopft. Die Kunst sollte sich auch wirklich niemals mit Menschen befassen, die nicht sechszehn Ahnen nachweisen können . . . doch dann sind sie ja, nach Ida Hahn-Hahn, keine Menschen mehr; dann gehören sie zur *haute volée*. — Auch an Bellmann verlegt sie der volksthümliche Duft, und sie sagt von dem Dichter: „Durch seine Lieder soll ein lieblicher und hinreißender Rausch gehen; weniger durch sein Leben, denn da hat ihn dieser Rausch zuweilen tout bonnement

in den Kinnstein gelegt.“ Es geht doch nichts über die Salonsprache. Leicht und diamantenhell, der Schwinge des Kolibri's gleich, flattert sie selbst über Kinnsteine hin, ohne sich zu beschmutzen.

Dergleichen plumpe Urtheile darf man jedoch nur dann spöttelnd behandeln, wenn sie längstgestorbene Personen treffen. Sobald sich die Frau Gräfin aber unterfängt, auf kränkende Art ehrenwerther Zeitgenossen zu erwähnen, dann ist es nöthig, sie in die Schranke zurückzuweisen, welche ihr gebührt. Sie äußert bei Gelegenheit von Eckermann's trefflichem Buch über Göthe, das uns den Dichter lebendig in Wort und That vor die Seele führt: „Eckermann kam mir beängstigend vor, nicht wie ein Mensch, sondern etwa — wie Göthe's Pudel. Sagt Göthe: „Wart auf!“ so wartet er auf. Sagt Göthe: „Apporte!“ so apportirt er.“ Ida Gräfin Hahn-Hahn möge sich künftig solcher schändlichen Aburtheilung über Leute, die sie gar nicht zu würdigen weiß, und solcher unpassenden Sprache enthalten. Es mögen irgendwo dergleichen animalische Bilder beliebt sein, in der deutschen Literatur war stets eine sittliche und würdige Sprache heimisch, und wir werden darauf wachen, daß jede noch so hochadliche Dame sich darin ausdrückt. — Eckermann hat übrigens die Genugthuung, daß Ida Hahn-Hahn sich selber bald mit Heerden, bald mit Federvieh vergleicht. Sie springt nämlich vom Dampfboot ans Land, und sagt, um ihre Gefühle zu schildern: „So muß den Heerden zu Muth sein, wenn sie aus den Ställen auf die Wiese kommen.“ Das Leben zu Schiffe ist ihr so lästig, daß sie Schweden mit

der Erklärung verläßt: „Ich kann's nicht aushalten, den ganzen Sommer wie eine Ente auf dem Wasser zu verbringen. Es verdummt mich.“ Nun, von sich selbst kann die Gräfin sagen was sie will; sie muß ihr Naturell am besten kennen, und da ist niemand zum Widerspruch befugt.

Hiermit schließe ich nun meine critische Scizze, deren Ausdehnung zu der Wichtigkeit des besprochenen Products freilich im Mißverhältniß steht. Aber, den Schweden gegenüber, war ich schuldig, das alles auszusprechen, und ich mußte mich wahrlich zügelu, um nicht noch weitläuftiger zu werden. Kommen Persönlichkeiten in diesem Capitel vor, so bin ich keineswegs dafür verantwortlich, sondern die Gräfin Hahn-Hahn. Sie drängt ja ihre Person stets mit Absicht hervor, und erzählt sogar einmal von ihrer unübertrefflichen Magerkeit. Ich habe eine Recension des „Reiseversuchs“ geschrieben, wie meine Ueberzeugung sie forderte, und sonst nichts in der Welt.

XII.

Das Ritterhaus.

Nun war ich wieder in Stockholm zurück, und wurde immer heimischer in der großen, schönen Stadt. Zwar sah ich wenig vom Innern der Museen un

Paläste, denn zum Merkwürdigkeiten-Jäger bin ich einmal verloren, aber desto häufiger besuchte ich das Ritterhaus. Nur solche Gebäude mag ich leiden, wo statt aufgesammelten Flitter- und Lumpenkrams ein Stück Historie wohnt. Und geschichtlich ist am Ritterhause jede Thür, jede Schwelle, jedes Fenster, jeder Stein. — Oben im großen Saal, wo sich die Edelleute beim Reichstag versammeln, hängen die Wappenbilder der schwedischen Grafen, Barone und Adelsmänner bis zur Decke hinauf. Es herrscht ein sehr düster-ernsthaftes Licht in diesem Gemach, und die mit altem, schwarzblauem Tuch beschlagenen Bänke und Geländer zeigen schon, daß es hier keinen blizenden Redepunk, sondern kahle Wahrheit gilt. Gustav Wasa's Stuhl, aus eingelegtem Elfenbein sauber gearbeitet und mit purpurnem Sammt bezogen, steht in diesem Saal.

Unten tritt man in ein kleineres Gemach, welches ähnliche Bänke hat, und wo Gemälde berühmter schwedischer Reichsmarschälle ringsum die Wände bedecken. Das sind lauter markirte, entschlossene und schlaue Gesichter, dabei sehen sie gesund und roth aus. . . nirgends blasse, schlangenhafte Diplomatenzüge. Hohe, Kühne, geistreiche Stirnen zeichnen beinahe alle Bilder aus, und diese Stirnen waren von Eisen. Darum hat sich auch manche von ihnen an der festen Grundmauer des Thrones den Schädel eingerannt; mancher von den feisten weißen Hälsen blutete unterm Beil. Denn in Schweden stand der Adel fast immer feindlich dem Königthum gegenüber, und während doch sonst die Paladine zum Schutz der Krone wider den Pöbel da sind,

hat hier der Pöbel die Krone oftmals vor den Paladinen geschützt.

So streng hält die Aristocratie ihre Rechte gegen den Fürsten des Landes verwahrt, daß sie ihm nicht gestattet, an ihren Berathungen im Ritterhause Theil zu nehmen. Aber beim Reichstage von 1789 trat plötzlich König Gustav der Dritte festen Schrittes in den Saal, und als die Edelleute lärmend von ihren Sätzen sprangen, da deutete er auf das Wasawappen an der Wand, das ihm ein Recht gab, hier zu sein und sprechen zu dürfen. Draußen vom Plaze scholl das Getümmel des Volks herein, welches auf Gustav's Befehl bewirtheet worden, und durch Geschrei seinem Worten Nachdruck geben wollte. Immer stürmischer, immer wilder toste es, und kaum konnte man verstehn, was der König sagte. Da bog sich ein Adliger zum Fenster hinaus, und rief der Menge zu: „Stille, Paß! Er redet selbst!“

Drei Jahre später fiel Gustav unter Ankarströms meuchlerischer Kugel. —

Blickt man durch die trüben Scheiben nach dem Ritterhausmarke hin, wo Gustav Wasa's eherne Gestalt sich erhebt, so hat man Stockholms reichsten Novellenschauplatz vor sich, und lauter wilde, blutige Novellen haben hier gespielt.

Es war im Jahre 1756. Adolph Friedrich, ein characterloser König, saß auf dem schwedischen Thron. Graf Erik Brahe erfreute sich seiner vollen Gunst, und hing treu an der Krone. Auf Anstiften des Königs hatte er, mit andern Adligen vereint, eine Ver-

schwörung gegen die Reichsstände gesponnen; der Plan wurde entdeckt und die Beleidigten forderten Brahe's Kopf. Zu feige, seinen Günstling zu retten, zog der Fürst sich zurück, und Graf Fersen, Schwedens Marschall, drang heftig, das Urtheil müsse vollzogen werden. Da ging eines Tages ein blasses Weib, in tiefe Trauer gekleidet, zu Fersens Palast, und warf sich vor ihm auf's Knie . . . die Gräfin Brahe bat um das Leben ihres Gatten. Allein der Reichsmarschall blieb starr und kalt, und Brahe, nebst seinen Mitverschwornen, wurde auf dem Ritterhausmarke geköpft.

— Ein anderes Bild!

Zu den Lieblingen Gustav III. gehörte der Graf von Armfelt. Einer vornehmen Familie entsprossen, trat der vollendet schöne Jüngling bei der Leibgarde ein, und seine angenehm geselligen Formen, der poetische Hauch, der über alles hingegossen war, was er sprach und that, gewannen ihm des Königs Wohlgefallen. Schnell stieg er die Staffeln militairischer Würden empor, und im Kriege gegen Rußland zeigte er, daß er eben so viel Muth als Galanterie besitze. Gustav fiel auf dem Maskenball, doch ehe er starb, erhob er Armfelt noch zum Oberstatthalter von Stockholm, und bestimmte ihn zum Präsidenten des Regenschaftrathes bis sein Sohn die Mündigkeit erreicht haben werde.

Nun fand sich aber ein früheres schriftliches Testament, wonach die Vormundschaft auf Herzog Karl Sündermanland, den Bruder Gustav's, überging. Das war ein eitler, wollüstiger und rachsüchtiger Fürst, dessen befangener Geist durch Trug und Schmeichelei geleitet

wurde. Er gehörte einem geheimen Orden an, dessen Meister der Baron Neuterholm war. Ein paar mysteriöse Erscheinungen, und Karl's erschreckte Seele ließ sich biegen wie Wachs. Man forderte strenge Unterwerfung, und bald ruhte die königliche Gewalt in der Hand des listigen Neuterholm. Wohl gab es Unzufriedenheit unter den wahren Freunden des Königshauses, doch tausend Späheraugen wachten überall, und wo sich auf einer Stirn die düstre Falte des Mißvergnügens zeigte, wischte man dieselbe ohne Schonung aus. Keiner blickte zürnender in das schändliche Getriebe, als Graf Armsfelt, und kaum entdeckte man seinen Zorn, so wurde er aller Aemter entkleidet und sollte als Gesandter nach Neapel gehn.

Gleich einem Donnerschlage traf ihn dieser Befehl, denn eine glühende Doppelliebe fesselte ihn an Stockholm. Sein Vaterland sollte er verlassen, während dessen Schicksal Gauflern und Betrügern überlassen war! Sein Mädchen sollte er verlassen, sollte es an einen Hof gekettet wissen, wo Tücke und Wollust ein gegenseitiges Schutzbündniß geschlossen hatten! — Durch Armsfelt's Seele wogte die Verzweiflung.

An einem Septemberabend des Jahres 1792 schien der Mond recht hell auf die weißen Häuserfronten von Stockholm, doch gegenüber lag die Straße im Schatten. Hier schritt eine tief in den Mantel gehüllte Gestalt entlang, und suchte die engsten, dunkelsten Gäßchen. Dreimal klopfte der Mann an einen Fensterladen, die Hausthür öffnete sich, und durch den nächtigen Flur trat er in ein angenehm beleuchtetes Zimmer. Ein schlankes,

schönes Mädchenbild streckte ihm die Hand entgegen, er warf den Mantel ab, und Fräulein Rudenskjöld, die liebenswürdigste Dame des Hofes, begrüßte ihn voll Zärtlichkeit. Plötzlich erblaßten ihre süßen Züge, denn sie sah, daß ein schwerer Kummer auf dem Geliebten lastete. Und Armsfelt erzählte ihr alles. Da schwamm ihr großes, lichtblaues Auge in Thränen, sie drückte das Antlitz, welches goldne Locken umwallten, schmerzvoll an seine Brust. Allein nicht lange blieb ihre Seele gebrochen, die schöne Blume richtete sich wieder auf. Was auch kommen möge — beschwor sie — stets wolle sie dem Vaterland und ihrer Liebe treu bleiben, und glühende Küsse besiegelten den Eid.

Am andern Morgen lichtete ein Schiff die Anker und ging mit dem neuen Gesandten nach Neapel ab.

Lodernde Sinnlichkeit lenkte Herzog Karls Blicke auf Fräulein Rudenskjöld. Zu Anfang war er geschmeidig und zuvorkommend artig — das Mädchen entwich seinen Galanterien. Immer wilder brannte die Flamme empor, er rückte näher, und sprach endlich alle Wünsche mit schrecklicher Deutlichkeit aus. Da fühlte sich Fräulein Rudenskjöld stark und hoch in ihrer Jungfrauenwürde, und wies ihn auf empfindliche Weise in die Schranken der Sitte zurück. Karl knirschte mit den Zähnen; sein Auge funkelte. Wuth, Haß, Rachlust . . . ein ganzes Heer von Leidenschaften, trat in seinem Herzen an die Stelle der Einen, die nicht befriedigt worden war.

Baron Reuterholm sah es gern, daß der Regent sich in den Fesseln der schönen Hofdame gefangen hatte,

denn jemehr dieser nach außen beschäftigt wurde, um so unbeschränkter konnte er die Zügel der Regierung führen. Es war demselben deshalb sehr unlieb, als Herzog Karl ihn rufen ließ, und ihm mit schäumender Lippe erzählte, wie ihn das stolze Fräulein behandelt hatte. Gebieterisch forderte er, daß Reuterholm ihm Rache, volle, süße Rache verschaffen müsse, und dieser versprach es. Das Leben dieses Mädchens aber war so fleckenlos, ihr Wandel so unbescholten, daß die Bosheit nichts fand, um sich daran halten zu können. Reuterholm legte sich also auf's Spioniren, und Spione entdecken immer etwas. Man bemerkte, daß Fräulein Rudenskjöld mit dem Minister Armsfelt lebhaft nach Neapel correspondire, und man fing die Briefe auf. Daraus ergab sich, daß Beide an einen Plan dachten, wie der junge Prinz mündig zu erklären, oder wie wenigstens Herzog Karl dem verderblichen Einfluß Reuterholm's zu entziehen sei.

Nun entbrannte der Letztere in doppelter Wuth gegen die Arme; er ließ sie einkerkern und machte ihr den Prozeß. Es wurde ein eignes Gericht aus zuverlässigen Werkzeugen gebildet, und auch der Reichskanzler Sparre, ein Mann, bei dem Schlaueit und Schlechtigkeit einander die Wage hielten, gehörte dazu. Der Teufel selbst hätte sich keinen bessern Advocaten wählen können. Fräulein von Rudenskjöld wurde in Verhören gepeinigt, und mit nichtswürdigem Scharfsinn deutelte man aus den Worten des Briefwechsels alles heraus, was man irgend gebrauchte. Sparre legte sein Antlitz, welches die Züge eines Hunde- und Schlangenkopfs ver-

einte, in nachdenkliche Falten, und bedauerte sehr, daß er im ganzen schwedischen Gesetzbuch leider keinen Paragraphen fände, wonach es möglich sei, sie zu etlichen Ruthenstreichen zu verurtheilen. Aber auf Pranger und Zuchthaus lautete er doch, der milde Spruch wider das unglückliche Opfer.

Es war ein früher Septembermorgen. Graue Nebeldecken umzogen den Himmel, ein trauriges Halbdunkel lag über den Straßen, und man wußte kaum, ob die Sonne schon aufgegangen, oder nicht. Nur wenige Leute gingen an den Häusern entlang, und beeilten ihren Schritt, denn es blies ein kalter Wind vom Mälar herüber. Da kam eine Abtheilung Garde nach dem Ritterhausmarke marschirt, und stellte sich neben dem Pranger auf. Der Offizier, der die Soldaten führte, war ein junger schlanker Mann mit sehr einnehmenden Zügen, nur todtenbleich sah er aus, und seine Stimme zitterte bei dem Commando. Jetzt öffnete sich die Thür des Gefängnisses; einige Büttel geleiteten Fräulein Rudenskjöld daher. Ihr Antlitz übertraf an Weiße das lichte Kleid, welches sie trug, ihre Glieder bebten, wild hing das aufgelöste Haar um ihre Schultern, und doch war sie schön, schön wie eine sterbende Rose.

Man brachte sie die Stufen des Prangers hinauf, schon streckte der eine Henkersknecht seine Hand nach ihr, um sie an den Schandpfahl zu fesseln, da irrte ihr verzweifelter Blick Hülfe suchend durch die Menge, und das Mädchen stieß einen entsetzlichen Schrei aus. Sie hatte in dem jungen Offizier ihren Bruder, ihren innig

geliebten Bruder erkannt, denn durch die überlegteste Grausamkeit war ihm das Commando bei der Schreckensscene ertheilt worden. Das zartgewöhnte Mädchen hatte alles ertragen, aber jetzt schwanden ihr die Sinne, und ohnmächtig stürzte sie hin. Auch ihr Bruder verlor das Bewußtsein, und niemals kehrte es ihm in voller Klarheit zurück; sein Geist blieb dunkel, sein Gemüth zerrütet bis ans Grab. Selbst die Henker weigerten sich an der ohnmächtigen Jungfrau das Schandurtheil zu vollstrecken, und man führte sie in den Kerker ab, wo sie bald alle Würde, alle Hoheit wiedergewann, mit der sie während des Prozesses den ehrlosen Richtern gegenüber gestanden.

Auf Armfelt lauerten in Italien gemiethete Dolche, und eine förmliche Requisition der schwedischen Regierung drohte ihm. Nur die Flucht konnte ihn retten; er suchte sich in Deutschland ein Asyl. Daheim aber wurde er aller seiner Güter, seiner Würden, seines Adels verlustig erklärt, und als Landesverräther in contumaciam gebrandmarkt.

— Ein anderes Bild!

Karl August, Schwedens gewählter Kronprinz, war auf der Heide von Nudinge plötzlich gestorben; seine Leiche hatte die Nacht über im Kirchlein zu Salem gestanden, und sollte am Morgen des 20. Juni 1810 nach Stockholm aufs Schloß gebracht werden. Ein schimmerndes Gefolge zog durch die Straßen der Residenz, den Verbliebenen zu empfangen, und es bildete einen seltsamen Contrast zu der stillen, wahrhaften Trauer des Volks. Endlich kam der Leichenzug. Eine Abtheilung Garde eröffnete ihn; eine

prachtvolle Carosse, von sechs milchweißen Zettern gezogen, folgte, und drinnen saß, in goldglänzender Uniform, der Reichsmarschall Graf Axel Fersen, ein Sohn dessen, der nach Brahe's Blut gedürstet hatte. Dann schloß das übrige Trauergeleite sich an.

Finsteres Murren begrüßte den Grafen, man liebte ihn nicht, und es schien, als ob der hochmüthige Aristocrat durch seinen Prunk das schmerzergriffene Volk verhöhnern wollte. Von einer andern Seite war das wohl berechnet worden, und an demselben Tage wurde in mehreren Wirthshäusern der Branntwein umsonst geschenkt. Dazu verbreitete sich, anfangs flüsternd, dann immer lauter und stürmischer das Gerücht, Fersen und Andre seiner Partei hätten den Kronprinzen vergiften lassen. — Der Graf zählte damals sechzig Jahre, und ein vielbewegtes Leben lag hinter ihm. Stolz und unbeugsam von Character, war er jedoch immer brav gewesen; während der französischen Revolution hatte er mit treuer Liebe der verfolgten Königsfamilie angehängt, und, als Kutscher verkleidet, Ludwig den Sechzehnten selbst aus Paris und auf den Weg nach Varennes geführt.

Fersen war am Morgen des 10. Juni bei der Toilette durch ein anonymes Billet gewarnt worden. Aber er zuckte mit den Lippen, murmelte ein dumpfes Wort, und warf furchtlos den prächtigen Marschallsmantel um.

Mit demselben Gefühl unantastbarer Würde saß er jetzt im durchsichtigen Glaswagen, der langsam zwischen der Volksmasse entlang fuhr. Wohl wurde er blaß, als die Wogen der Stimmen immer ungestümer brausten, als man nach Steinen rief, allein er gab sich das An-

sehn, darauf gar nicht zu achten, und lehnte sein Haupt nachlässig in die Atlaskissen zurück. Nur das Herz klopfte ihm laut, denn er kannte die Schweden. Da wurde das erste Wagenfenster durch einen Speziesthaler zerschmettert, daß die Splitter klirrten, und ein Hagel von Steinen und Stöcken folgte nach. Fersen sah sich in Lebensgefahr, und bereits verwundet, flüchtete er in ein Eckhaus am Ritterhausmarke. Schnell umstellte der Generalmajor Silfversparre das Gebäude mit Dragonern, und suchte die Menge zu besänftigen, welche wüthend „den Mörder des Kronprinzen“ forderte. Endlich begab er sich ins Haus, dem Unglücklichen beizustehn, allein viele Menschen folgten ihm, und auch durch den unbewachten Eingang einer Nebengasse wälzten sich wilde Gestalten hinein.

Man erbrach das Zimmer, in welchem Fersen zitternd verweilte; er faltete die Hände, und bat um Gnade, seine Unschuld betheuernd. Aber es half nichts. Ein breitschultriger Mann, der Großhändler Lerow, trat auf ihn zu, riß ihm Orden, Degen und Mantel ab, und warf sie durchs Fenster. Draußen empfing sie das Volk mit wahren Gebrüll, und zerstückelte sie vor Wuth.

Silfversparre schlug nun vor, den Grafen ins Gefängniß zu bringen, um sein Verbrechen streng untersuchen zu lassen. Er begleitete den Blutenden die Treppe hinab, doch unten packte ihn der Pöbel, stieß ihn mit Fäusten und Knütteln, und schleifte ihn zu der Stiege des Rathhauses empor. Dabei standen zahlreiche Truppen, das Gewehr im Arm; sie betrachteten unbeweglich

das Schauspiel, und die Offiziere verboten ihnen jedes Einschreiten. Sie sahen wie ein Commando aus das eine Execution bewacht. Und hier wurde wirklich eine Execution vollstreckt, bei welcher man den Pöbel zum Henker mißbrauchte. Aber nein, es war kein gewöhnlicher Pöbel! Zwar trugen diejenigen, die den Reichsmarschall am dichtesten umgaben, die ihn am meisten peinigten und schlugen, grobe Seemannskleider, doch verrätherisch blickten feine, weiße Hände und Wäsche darunter hervor.

Kaum wurde nun Fersens Gestalt auf der Rathhausstreppe sichtbar, so ergriffen ihn seine Verfolger abermals, und zerzten ihn zur Bildsäule Gustav Wasa's nieder — der große König sollte es sehn, wie sein Volk den Mörder machte. Auf das Gräßlichste mißhandelte man den nackten, sterbenden Greis, bis ihm endlich ein Erlöser nahte — bis er starb.

Allein noch waren die wüthigen Haufen nicht abgekühlt. Gleich dunklen Bienenschwärmen zogen sie mit unheilvollem Gesumse über Straßen und Plätze hin. Des Reichsmarschalls Schwester, die sehr berühmte Gräfin Piper, suchten sie, doch dieselbe war bereits verkleidet auf einem Boote nach Warholm entkommen. Mehrere Generale, die das Volk begütigen wollten, wurden ausgezischt, und General Adlercreuz, ein sonst geliebter und geachteter Mann, bekam sogar Schläge. Endlich führte man rings um den Ritterhausmarkt Kanonen auf, Kartätschenkugeln prasselten die große Kirchenbrinke entlang, und Cavalleriegeschwader ritten durch die Straßen. Wie viel Blut aber auch schon gestossen

war, die Massen zerstreuten sich nicht, und ihre Verbündete — die Nacht — sank über Stockholm. Da fing ein starker Platzregen zu strömen an, und ihm gelang, was die Kartätschen nicht vermocht hatten: die Leute stoben auseinander. Ein Platzregen ist immer antirevolutionär gesinnt. Die Zahl der Todten und Verwundeten dieses Tages wurde nie bekannt — auch Revolutionen haben ihre Romantik! —

Das sind Novellenstoffe vom Ritterhausmarkt.

XIII.

Kunst in Schweden.

Meine ersten Studien, den Kunstsinne eines Landes zu erforschen, mache ich gern an den öffentlichen Statuen. Sie sind immer fürs Auge des Volks und zum Theil vom Volke selbst errichtet, darum sprechen sie mit, wo es ein Urtheil über die Geschmacksbildung der Nationen gilt. Außerdem läßt sich ein ruhiges, überlegames Anschauen derselben sehr gut mit meinem Hang zum Umherschleudern vereinen; ich brauche mich nicht in geschlossene Gallerien einzusperrern, brauche mich nicht nach der Miene des Custoden zu richten, der mich mit dem Glockenschlage hinausweist, während ich mich vielleicht eben recht voll und tief in ein Bild, in eine Marmorgruppe versenkt habe.

Vor dem Ritterhause ragt Gustav Wasa's Statue empor. Ein leichtes Wamms umschmiegt des Königs elastischen Leib, an seiner Seite hängt das gute Schwert, und mit der Rechten stützt er das Scepter auf die Hüfte. Ein Lorbeerkrantz schmückt sein herrliches Haupt, der volle Bart fließt männlich vom Angesicht herab, und um die Schultern wogt ihm der Purpur. Jeder Soll ein König! — Die Bildsäule ist von l'Archeveque modellirt und von Meyer 1770 aus Kanonen, die Karl XII. erobert hatte, gegossen. So oft ich das schöne Denkmal betrachtete, dachte ich mir: wie konnte dies reine Kunstwerk aus jener geschnörkelten Zeit hervorgehn? Da muß wohl der Gegenstand mit seinem Feuerathem alle Böpfe, allen Puder versengt, und das Bild zur klarsten Vollendung emporgetragen haben. Formt ein Künstler aus eignem Antriebe, dann kann ihn wohl die Muse, oder bisweilen auch die Caprice, bestimmen, daß er Gemeines zum Stoffe wählt, daß er es veredelt, und es in den Himmel der Schönheit erhebt. Auf Bestellung gelingt ihm dergleichen aber nicht — dann bleibt das Gemeine gemein unter seinen Händen.

Gustav Adolphs herrliches Reiterbild steht auf dem Plaze, der nach dem großen König genannt ist. Hier lag die großartigste Anregung für den Künstler im Stoff, und sein Werk mußte gelingen. Hoch zu Pferde sitzt der Fürst, sein kühnes, frommes Haupt entblößt und mit Lorbeer umschlungen. Ruhig schreitet das Roß daher, ruhig, stolz und sicher; es weiß, wen es trägt. Ein Harnisch bedeckt des Ritterlichen Brust, und sein Schwert hängt ihm an der Seite, das treue Glaubens-

schwert, womit er gegen Finsterniß und Fanatismus kämpfte. Alles andre ist gut, aber die Steigbügel wünschte ich fort — Gustav Adolph war viel zu sattelfest, als daß er solche Stütze gebraucht hätte. Schon den Griechen sagte ihr Feingefühl: die Bildhauerkunst könne aller kleinlichen Außendinge entbehren. Nur vier Medaillons von Gustav Adolphs Helden — Torstenson, Wrangel, Banér und Königsmark — schmückten den Sockel; eine Inschrift hat das Denkmal nicht, und das ist eben der wahre Prüfstein eines solchen, wenn es keiner bedarf. L'Archevêque formte auch diese Statue, und man würde dem Manne die größten Künstlertalente zuerkennen, wüßte man nicht, daß ihm ein Andrer dabei mit Rath und That zur Seite stand.

Dieser Andre war Johann Tobias Sergell, im Jahre 1740 zu Stockholm geboren. Als Steinhauerlehrling arbeitete er am Bau des königlichen Schlosses mit, doch l'Archevêque bemerkte sein wunderbares Talent, und nahm ihn in die Werkstatt. Er half dem Meister treulich beim Modelliren der beiden Bildsäulen, und vielleicht ist es die Gluth seines Geistes, welche uns so warm und frisch daraus entgegenathmet. Dann ging Sergell nach Italien, schuf dort Marmorgruppen voll unsterblicher Schönheit, und ist als Begründer der neuern Bildhauerkunst zu betrachten. Es wird ihm gewissermaßen Unrecht gethan, wenn man diese Bezeichnung auf Thorwaldsen überträgt. Gustav III. rief ihn von Rom zurück, und verlieh ihm die höchsten Ehren. Als später die Statua des Fürsten enthüllt wurde, empfing

Sergell das Adelsdiplom, und sein Geschlecht führt jene Bildsäule im Wappen.

Dieselbe scheint mir aber keineswegs sein gelungenstes Werk, oder Capitain Appelqvist, der den Bronzeguß ausführte, hat Sergell's Urbild entstellt wiedergegeben. König Gustav fand seinen Platz am Hafendamm und sieht nach dem Schlosse hinauf. Er steht auf einem Fuß, den andern so grazios zurückziehend, als ob er eben *chassé en derrière* machen wollte, und die Schweden nennen ihn *Dansmästar*. Zierliche Locken umkränzen seine Schläfen; die linke Hand stützt sich auf das Steuerruder einer Galeere; die Rechte ist ausgestreckt und hält einen Olivenzweig. Man merkt wohl: der Bildner hat an den Apoll von Belvedere gedacht, und dessen idealische Gestalt schreitet nun — als ein geharnischter Hamletsgeist, als eine eherne Parodie durch die moderne Königsfigur, deren Breite und Schwere auf dem Piedestal nicht Raum gewinnen kann.

In der Mitte eines großen und schönen, von Lindenalleen umfaßten Platzes erhebt sich die Statue Karls XIII., des vorigen Schwedenkönigs. Sie ist vom Professor Göthe, der mit dem Unsrigen nur den Namen gemein hat, modellirt, und sie macht einen trübseligen Eindruck, trotz des Ordens, den König Karl auf der Brust trägt, trotz des eichenbekränzten Ankers, auf welchen er sich stützt. Im Jahre 1821 wurde die Bildsäule durch den jetzigen König errichtet, und sie ist eigentlich nur ein Denkmal persönlicher Dankbarkeit. Das Volk war aber so unzufrieden damit, daß man ihr ein Schandgedicht anheftete und ein Paar schmutzige Beinkleider dabeilegte.

Seitdem steht ein Schilderhaus und eine Wache neben der Statue, und man beschirmt die königliche Popularität auch hier mit Bajonetten, wie das wohl öfter geschieht. Ueberhaupt habe ich noch in keiner Stadt so viele Wachposten gesehn, als in Stockholm.

Sergell war Schwedens bedeutendster Bildhauer. Seine colossale Marmorgruppe, wo Axel Drenstjerna der Göttin Elio Gustav Adolph's Thaten dictirt, erscheint eben so kräftig und kühn, wie die andre sich weich und hold darstellt, wo Amor der Psyche entschwebt. Da ist der Marmor Körper und Seele zugleich; da lacht der Körper die weinende Seele aus, und flieht von ihr, flammenden Genuß suchend, statt kühler Schwärmerei.

Ein Schüler dieses Meisters ist Byström. Er wurde 1783 in der Provinz Wärmeland geboren und war eigentlich dem Kaufmannsstande bestimmt, doch widmete er sich, unter Sergells Leitung, später ganz der Kunst. Von Rom aus sendete er eine trunkne Bacchantin nach Stockholm; Sergell pries das Kunstwerk laut, und Byströms Ruhm war nun begründet. Viele Arbeiten folgten jener ersten, und darunter sind besonders hervorragend: Gustav Adolph, Karl der Zwölfte und der jetzige König, in collossaler Größe, bestimmt, einen der freien Plätze Stockholms zu zieren; die Statue Linne's zu Upsala, und eine Gruppe, die schlafende Juno, aus deren Brust der kleine, häßliche Vulcan Göttermilch trinkt. Byström ist ein sehr fruchtbarer Künstler; er hat eine große Anzahl plastischer Werke edirt, und wieder wimmelt es von neuen Arbeiten in seinem Atelier — er ist ein Vielschreiber in Marmor. Seine Gestalten

sind lebenswahr, es wohnt ihnen auch Bewegung inne, aber sie entbehren ein Etwas, das kein Studium, das nur der Muse Feuerkuß zu geben vermag. Täuschend nachgeahmte Menschen erblicken wir, welche gehn und stehn, sich küssen und umarmen, als ob sie wirklich lebten; nur jenes unerklärliche Etwas mangelt ihnen, verwundert reiben wir uns die Augen, und entdecken endlich, daß es marmorne Automaten sind. Byström hat noch zu viel speculirenden Kaufmannsgeist in sich; die hohe künstlerische Vollendung sinkt bei ihm in der Fruchtbarkeit unter. In Italien handelte er mit Marmorblöcken, hier handelt er mit Statuen, denn er ist habfüchtig, und vor dem Geiz fliegt immer der Genius davon.

Lieber mag ich die Bildungen Fogelberg's, eines andern schwedischen Meisters. Derselbe lebt in Rom, und gestaltet dort nordische Gottheiten für das Stockholmer Museum. Den Odin sah ich, einen fennigen Kriegesgott, in dessen Gliederbau sich die Schönheit der Kraft vermählt. Seine Gruppe, Venus und Amor, stellt sich gleichfalls in die Reihe dauernder Kunstwerke; es blüht eine classische Reinheit aus ihren Figuren. Fogelberg arbeitet nicht mit Byström's merkantilischer Hast, aber es webt auch ein viel wärmerer Athem in ihnen; die Gestalten haben keine bloß gemachte Bewegung, sondern sie glühen innerlich, sie besitzen eine Seele, welche sie zu den Bewegungen treibt, und der Schmelz feiner, künstlerischer Behandlung liegt über ihnen ausgebreitet. — Auch der Bildhauer Dvarnström in Stockholm ist bedeutend; sein Uller, der scan-

dinavische Jagdgott, regt die größten Erwartungen an.

Bildhauerei, die ruhigste und kälteste aller Künste, muß ihrem Wesen nach im Norden einen Vorsprung vor den übrigen erlangt haben, und es ist wirklich so. Sonst fehlt den Schweden der rechte, ursprüngliche Kunstsinne noch, der sich für die Sache um ihrer selbst willen begeistert. Es liegt zuviel Absicht in der Liebhaberei, welche sich etwa findet; sie ist mehr Ergebnis des Luxus und der Mode, mehr Nachahmung fremden Beizeigens, als eigener, innerlicher Drang. Man sieht überraschend wenig Gemälde hier. Jene Maler, welche Schweden nie verlassen haben, zeigen in ihren Bildern oft anmuthige Erfindung, sie besitzen hauptsächlich für die Landschaft Talent, und wissen eine gewisse melancholische Romantik hinein zu legen. Aber Eins fehlt ihnen, und zwar eine Hauptsache — die Farbe nämlich. Den glühenden Schmelz und die helle, bezaubernde Klarheit des Farbentons, wobei uns das Herz lebendiger klopft, diese muß der nordische Maler sich erst im Süden suchen. Seine Bilder bleiben sonst blau und kalt; man bekommt den Schnupfen, wenn man sie lange betrachtet.

Solche Bemerkungen drängen sich besonders vor den Landschaftsgemälden von Carl Johann Fahlkrantz auf. Er wurde 1774 zu Stora Tuna in Dalekarlien geboren, und von früher Jugend war Zeichnen seine liebste Beschäftigung, obgleich er dabei weder Lehrer noch Vorbild hatte. Als er achtzehn Jahre zählte, sah er ein Bild von Ruyssdael, und dieser Moment entschied seine Laufbahn. Zwar fehlte ihm auch

ferner gründliche Anleitung, aber Fahlkrank wurde doch ein tüchtiger Maler. Seine Muster waren die Landschaftsbilder, die sich im hellen Crystall von Fluß und See abspiegelten; statt einer Academie besuchte er die Natur, und folgte ihr bis in die feierlichste Einsamkeit. Nie hat sein Auge Italien erblickt, nur den Norden kennt er, ihm hat er die innigste, treueste Färbung abgelauscht. Darin ruht Lob und Tadel seiner Bilder. In diesen liegt mehr nordische Poesie, als in den meisten schwedischen Gedichten: das Blau des Wasser, das Grün der Wälder, das Grau der nebelumwallten Felsen — alles ist frisch und kalt und düster, wie in der Natur. Allein das südliche Colorit kann er nicht erreichen; seine Farben sind nüchterne Nordländer, sie haben sich nie im flüssigen Gold der Sonne berauscht; nie werden sie trunkne Bacchanten, die sich mit schwelenden Trauben kränzen, die den Thyrsos schwingen, das Tamburin schlagen und ein feuriges „Evoë!“ erschallen lassen. Der Purpur, das Feuer, das Gold, der Azur des Südens blieben dem Künstler fremd.

Des Historienmalers Sandberg's Bilder haben einen ähnlichen Character. Die Fresken, mit denen er die Wasa-Capelle im Dom zu Upsala geschmückt, sind trefflich gemalt, doch auch durch sie geht ein eifriger, fröstelnder Ton, und die Gestalten können, trotz ihrer gelungenen Ausführung, keinen rechten Lebensmuth gewinnen. — Anders ist es freilich mit denjenigen schwedischen Künstlern, die sich im Süden acclimatistirt haben, und von denen ich, unter manchem glänzenden Namen, des Malers Wickenberg gedenke, der jetzt

in Paris lebt. Ebenso gehört Obrist Södermark zu den ausgezeichnetsten Portraitmalern; man schätzt seine Werke hoch, und er wechselt mit dem Aufenthalt zwischen Rom und Stockholm, wo er auch diesen Sommer wieder erwartet wurde.

Wie in Poesie und Musik, mischen sich die Schwedinnen auch gern in die Malerei, und manche Dame weiß gut mit Pinseln umzugehen. Es ist nicht schwer, einen gewissen Künstlerruf hier zu erlangen; das Land besitzt ja so wenig, daß selbst das Kleinste anerkannt werden muß. Man strebt eifrig danach, die Armuth zu verdecken; überall sind Kunstsammlungen angelegt, und wie geringen Reiz dieselben in ihrer Spärlichkeit darbieten mögen, der schwedische Stolz würde tief gekränkt sein, wenn ein Fremder verweigerte, sich darin umherführen zu lassen.

Die Kupferstichkunst ist, weil sie keiner Farbe bedarf, mehr ausgebildet, als die Malerei, und sowohl Graffmann, als Forsell haben mit dem Grabstichel ganz rühmliche Werke hervorgebracht.

Wenn wir nun zur Baukunst kommen, so läßt sich darüber, ohne zu schmeicheln, nicht viel Lobendes sagen. Nachdem Gustav Wasa Sicherheit und Wohlstand seines Landes begründet hatte, fing er an, das Auge auf die Künste zu richten, und damals wurden nicht allein ältere Bauten wiederhergestellt, sondern es stiegen auch neue empor. Christina berief den Grafen Nicodemus Tessin aus Stralsund nach Stockholm, und herrliche Gebäude entsprangen in seinem Geist, wovon ich nur Skokloster und die

Domkirche von Calmar anführen will. Sein Sohn, gleichfalls Nicodemus genannt, entwarf den Plan zum Stockholmer Schlosse, und dessen Sohn, Carl Gustav Tessin, setzte den Prachtbau fort. König Carl XI. wollte Einheit und künstlerischen Geschmack in die Architectur bringen, deshalb errichtete er ein „Oberintendanten=Contor, ohne dessen Prüfung und Zustimmung im ganzen Reiche kein öffentliches Gebäude begonnen werden durfte. Dies Institut hat indeß keinen glücklichen Einfluß geübt; solche Intendanten untergraben den Geschmack des Volkes mehr, als daß sie ihn heben, weil sie seiner freien Entwicklung hinderlich sind, und neuerdings ist die schwedische Baukunst ganz gesunken. Wie wenig dieselbe sich den Forderungen der Zeit dadurch anzuschmiegen weiß, daß sie innere Behaglichkeit mit äußerer wohlthuender Schönheit vereinigt, darüber war schon bei den Wohnhäusern von Stockholm die Rede.

Der jetzige König schenkte dem Bildhauer Byström einen Platz im Thiergarten, damit er sich dort eine Villa bauen könnte. Jedermann erwartete die höchste Meisterschaft von diesem Werk, und dasselbe steht nun fertig da. Aber welche Masse von weißem und buntem Marmor, in schönster Politur, daran auch verwendet wurde, das fertige Haus verfehlt jeglichen Eindruck. Byström mochte wohl glauben, es schickte sich nicht, wenn er einen bereits vorhandenen Styl benutzte, und deshalb erfand er einen eigenen. So wurde die Villa ein wüstes Gemengsel von Phantasie und Regellofigkeit von Vorsprüngen, Thürmen und Ecken, die in gar keiner Beziehung zu einander stehn. Hoch liegt die neue Villa,

nach allen Seiten der Stadt herüberschauend; man kann ihr gar nicht ausweichen, und jeder Fremde denkt, es sei ein Telegraph. Ueberhaupt scheint es, als ob Künstelei die Kunst hier ganz erdrücken wolle, denn alle architectonischen Werke kränkeln an gesuchtem, unfreiem Wesen, wie z. B. Göthe's eiserner Thurm auf der Ritterholmskirche. Das einzig treffliche Gebäude moderner Zeit, welches ich in Schweden fand, war die Bibliothek in Upsala, die der Architect Sundvall entworfen hat.

Von der „gefrorenen Musik,“ d. h. von der Baukunst, wenden wir uns nun zur aufgethauten — zur Musik selbst. Fast alle Schweden haben einen angeerbten Sinn für dieselbe, und doch gelangten sie in der Composition niemals zu größern, gewichtigeren Leistungen. Das Lied allein ist ihr Fach, und sämtliche Länddichter, die früher hier lebten und wirkten, waren Ausländer. Erst Crusell besaß ein umfassendes eignes Talent. Im Jahr 1775, als der Sohn blutarmer Eltern, oben in Finnland geboren, unterwies ihn keiner in der Musik, und nur ein kleiner singender Elfe lehrte ihn finnische Volkslieder auf einer alten Clarinette blasen. Als er dreizehn Jahre alt war, hörten ihn einige Offiziere zu Sveaborg, und wurden so ergriffen durch sein Spiel, daß der Eine ihn ins Haus nahm, und ihm bei Regiment eine Anstellung verschaffte. Später folgte er diesem Gönner nach der Hauptstadt, und zeichnete sich dort so sehr aus, daß man ihn bald den Posten eines ersten Clarinetristen in der Capelle übertrug. Nun ging Crusell nach Berlin und Paris, um die

Composition gründlich zu studiren, kehrte dann ins Vaterland zurück, und starb vor fünf Jahren. Seine Tondichtungen erschienen zu Leipzig gedruckt, und darunter gefiel die Musik zu Tegnérs Frithiofs = Saga so allgemein, daß sie auf klingenden Flügeln die halbe Welt durchzog. Hier ist ursprüngliche Frische, tiefinniger Reiz. Die Lieder und Klänge weben sich so frei, so fröhlich durcheinander, daß man glaubt, es müßten Zwillinge sein. Und wirklich haben sie unter Einem Herzen geruht — unter dem Mutterherzen des göttlichen Genius.

Von andern schwedischen Componisten nenne ich Geijer, den Geschichtsforscher, Lindblad und Nordblom. Allein, wie in der Poesie, herrscht auch in der Musik das lyrische Element vor, darum haben die Tonsetzer großes Talent fürs Lied, während ihnen dramatische Musik mißlingt. Bisher hat noch keine schwedische Oper Glück gemacht. Wie es mit der Letzteren in Stockholm überhaupt beschaffen ist, darüber kann ich nicht berichten. Das königliche Opernhaus bleibt zur Sommerzeit geschlossen, und nur draußen im Thiergarten wird gespielt. Das Theater ist ein ärmliches, finstres Bretterhaus, aber man findet nicht etwa ein Volksschauspiel drinnen. Französische Uebersetzungen führt man auf; die Acteurs sind übertrieben, unnatürlich, comödiantenhaft; die Liebhaberinnen verzweifeln, und nehmen sich dabei sehr in Acht, daß keine Falte ihres Kleides gedrückt wird; die Liebhaber wollen sich todtschießen, und zittern, ihre gebrannten Locken zu verderben . . . mit einem Worte: es ist alles wie bei uns. Doch nein!

Wir haben einen Vortheil. Uns füttern die Bühnen doch nur mit französischem Uebersetzungs = Ragout, hier aber wird aus dem Deutschen und Französischen übersezt. Schwedische Stücke giebt man beinahe niemals, und wozu auch, die Leute werden ja mit dem Abfällen zweier Tafeln satt und übersatt gemacht.

XIV.

Abfahrt von Stockholm.

An einem lauen Augustabend begab ich mich auf den „Polhem,“ der ganz frühe die Canalreise beginnen sollte. Es ist hier Gebrauch, daß man Tages vorher zu Schiffe geht, sich ruhig schlafen legt, und dann träumend die Hauptstadt verläßt . . . eine Sitte, in der jedenfalls weniger Poesie als Bequemlichkeit liegt. Der trug mein Gepäck an Bord, wünschte mir wohl ein Duzendmal die glücklichste Reise, kam immer wieder zurück, und ging endlich voll Rührung die Uferstraße entlang. Ich blieb noch auf dem Deck. Draußen lag still und hell die schöne Felsenstadt; Wächter stießen in ihr lärmendes Horn, und ich fühlte jetzt recht die Wehmuth, welche sich stets bei der Abreise einstellt, wenn es uns irgendwo gefallen hat.

Drinne im Schiffe war es lebendig. Die kleinen, saubern Zellen, zwei Betten enthaltend, die einander

gegenüber stehn, wurden von Herren und Damen bezogen, und Jeder suchte sich die enge Wohnung behaglich einzurichten für die lange Fahrt. Man nahm Abschied, man schleppte Nachtsäcke herbei, man forderte Das, man forderte Jenes, und Elise, unsere Schiffsaufwärterin hatte alle Hände voll zu thun. Es reizt mich immer sehr, so am ersten Abende die Gestalten der Passagiere geisterhaft hinter den Cabingardinen vorüberhuschen zu sehn, und ich möchte dann gern die Geschichte eines Jeden wissen. Vielfach fesselten mich hier solche romantische Schattenspiele, denn in allen „Hyttten“ brannten Lichter, und der Luftzug wehte die rothen Seidenläppchen, vulgo Gardinen, der kleinen Fenster gerade in die Flamme hinein. Dftmals, namentlich auf hoher See, peinigte mich der Gedanke: es könnte Feuer im Schiffe ausbrechen. Das muß ein schreckliches Unglück sein.

Nun suchte ich mein Lager, und da mir Elise gesagt hatte, ich würde in der Zelle allein bleiben, streckte ich mich mit vollem Behagen auf der Matratze aus. Rund um uns lagen eine Menge Dampfböte; sie gingen ab und kamen an, läuteten mit der Glocke, schossen — kurz, an Schlaf war nicht zu denken. Endlich besiegte meine Müdigkeit alles Getöse; ich sank in einen Halbschlummer, bis gegen Mitternacht Elise eintrat und mir ankündigte, daß ich einen Genossen bekomme. Ich that, als ob ich weiter schlief, und da sah ich denn, bei der unsichern Beleuchtung, einen vierschrotigen alten Mann hereinpolttern, dessen mürrisches Antlitz fast im wilden Bartwuchs versteckt war. Mir grauste ordentlich vor

seiner Gesellschaft, aber noch einmal übermannte Morpheus mich, und ich hörte nur dumpf das Abgehen des Schiffes.

Bei meinem Erwachen schien die Sonne stark durchs Fensterchen, doch wie verwundert war ich, als ich mir gegenüber einen jungen, sehr hübschen Mann erblickte, der kaum vier und zwanzig Jahre zählen mochte. Das flackernde Licht und meine Müdigkeit hatten mir diese angenehme Täuschung bereitet. Während ich vor dem winzigen Spiegel, der schräg über der Lucke stand, meine Toilette begann, ermunterte er sich auch. Ich wünschte ihm einen „guten Morgen!“ und er dankte mir in deutscher Sprache. Bald erfuhr ich, daß er ein Baron K*** sei, der als Ingenieuroffizier im schwedischen Heer diene, und wir machten gute Zeltkameradschaft mit einander.

Den Mälarsee, dessen Character mir hinreichend bekannt war, hatte ich glücklich verschlafen, und erst bei der uralten Stadt Södertelge kam ich aufs Deck. Durch einen Canal mit einer Schleuse und Drehbrücke verbindet sich das Binnenwasser der Ostsee hier. Nun tritt jene eigenthümliche Formation Schwedens ein, wo tausend und aber tausend Felsrücken sich zeigen, die gleich Vorposten ins Meer hinausgeschoben sind, bald rauh und kahl, bald mit einzelnen Tannengruppen, bald dicht bewaldet. Selten ist ihre Bildung bizarr oder romantisch; hin und wieder stehen einsame Fischerbaracken, und ein großer Steinadler schwebt über den dunklen Tannen.

Mitten in der Einöde dieses felsdurchbrochenen Meerbusens liegt die Insel Mörkö, und wir sahen da-

rauf den Rittersitz Höningsholm, der manchen historischen Moment hat. Hier wurde Johann Banér, der berühmte Feldherr, erzogen. Hoch oben im Schlosse, an einem Fenster des dritten Stockwerks, stand er als Kind, und spielte. Ueber die Fluthen hinblickend, träumte er sich ein Schiff, und spannte sein Tuch als Segel aus, um nach Deutschland zu fahren. Die Phantasie riß in fort, er bog sich zu weit aus dem Fenster, und stürzte auf den harten Felsgrund hinab. Aber unbeschädigt richtete er sich empor, lief ins Haus und erzählte Allen: ein Gärtner habe ihn in seiner weißen Schürze aufgefangen. Und doch war weit und breit kein Gärtner zu entdecken. Interessant ist es, daß auch Wallenstein, Banér's großer Gegner, als Page zu Innsbruck aus einem hohen Fenster fiel und sich dabei keinen Schaden that. So viel steht schon fest: Kinder, aus denen etwas werden soll, brechen den Hals nicht.

Die Ufer der Insel Mörkö sind malerisch wild; scharfe Klippen senken sich ringsum drohend in die Fluth. Dort sollen im Alterthum die Wikinger recht ihr Wesen getrieben, in den Klüften des Eilands, durch Natur und Kunst hervorgebracht, sollen sie ihre Gefangnen verwahrt haben. Solche Geschichten glaubt man gern, wenn man durch diese Gegend kommt, denn sie sieht noch jetzt völlig seeräuberisch aus. — Das Wetter war schön, der Himmel Kornblumenhell, und nur einzelne Wolkengestalten aus Grau und Silber ruderten vorbei. Das Meer wurde farbig, wie Legnér es schildert. Aus lichthem Blau ging es in tiefes Saftgrün über, und schattirte sich dann zum glänzendsten Violett,

auf dem sich am Horizont ein blendender Silberstreifen entlang zog. Aber unzuverlässig ist der Grund; spitze Klippen schleichen lauernnd unter den Wellen hin, und nur mit einem Lootsen kann man in diesem Fahrwasser steuern. Von Drelösfund erweitert sich die Fluth, und zur Linken sieht man, wie das Meer den Himmel küßt. Das dauert übrigens nicht lange; man kommt in die Scheeren von Ostgothland, und wieder umbranden die Wogen schäumend den Granit. Ueberall, nach Westen und Osten, steigen von einsamen Felskuppen Thürme und Feuerbacken empor, den Schiffern zur Richtschnur erbaut — es ist eine wilde schwedische Romantik. Auf die Länge wird sie aber doch bedeutend monoton, und selbst die Fluthen der See haben in diesem düstern Felsenlabrynth nicht Energie zum Wallen und Rauschen.

Auch auf dem Schiffe war es matt und still. Die Passagiere sahen sämmtlich etwas schläfrig aus und spazierten einsam das Verdeck entlang, so gut sich's, bei den vielen Frachtsücken und den hohen Schichten Brennholz, irgend thun ließ. Von einer allgemeinen Unterhaltung fand sich keine Spur, die Leute flüsterten nur mit ihren nächsten Bekannten, und die vorüberziehenden Stunden gähnten vor Langeweile. Ich war mit großer Resignation auf das Dampfboot gegangen, und fühlte mich wohl in der Gesellschaft meines Cabinengenossen, der sich mir immer mehr als ein lebenswürdiger und geistreicher Mann entfaltete. Außerdem hatte mich Morgens, als ich das Deck betrat, eine bejahrte Dame sehr freundlich angeredet und mir erzählt, daß sie mit mir zugleich nach Upsala gefahren. Bald erfuhr

ich, sie sei eine geborene Stralsunderin und habe sich nach Schweden verheirathet. Das Deutsche sprach sie noch vortrefflich, und ich hielt sie für eine wohlhabende Kaufmannsfrau.

Nur ein einziges hübsches Mädchen befand sich an Bord, und dasselbe zeigte sich ungemein blöde. Sobald man mit schein beegnet, bin ich es auch, und wo ich nun mit der jungen Schwedin in Annäherung kam, da war es, als hätte eine Schnecke zufällig eine Mimose berührt. Jene zieht sich erschrocken in ihr Haus zurück, und Diese faltet ängstlich ihre Blätter zusammen.

Noch muß ich zweier seltenen Geschöpfe erwähnen, die mit dem „Polhem“ reisten: nämlich eines heitern Engländers und eines melancholischen Franzosen. Die Völkerphysiognomien verwischen sich immer mehr; uniforme Bildung übertüncht mit breitem Pinsel den englischen Spleen und die französische Mutterkeit. Master Quidling, Esq. konnte ziemlich seine funfzig Jahre auf dem Rücken haben, aber sein Gesicht erfreute sich noch einer frischen Röthe, und die Haartour, welche er trug, war höchst natürlich gearbeitet. Nur mit den Beinen wollte es nicht recht fort, und da er die Unzuverlässigkeit derselben kannte, tänzelte er stets, was sich ganz comisch ausnahm zu seiner langen, knochendürren Gestalt. Uebrigens war Mr. Quidling ein Reisegefährte wie er sein soll. Immer aufgeräumt, immer zuvorkommend, wußte er eine Menge Anekdoten, und lachte herzlich über den mattesten Wis, den ein Andern erzählte. Er sagte den Damen, auch den häßlichen, zur rechten Zeit einige Schmeicheleien, und bewirthete die

Herren mit Punsch. Jede Erscheinung, jedes Haus, jede Gegend, selbst die öbste Klippenlandschaft fand er „überaus niedlich! oder „very nice!“ wie er sich auszudrücken beliebte, und er hatte einen Apparat bei sich, um die interessantesten Punkte daguerreotypiren zu können. Schon besaß er einen ganzen Stoß Lichtbilder von schwedischen Bauwerken und Landschaften. Mr. Quidling behauptete, sie wären alle höchst ähnlich, und deshalb mußte man es wahrhaft bedauern, daß darauf auch gar nichts zu erkennen war.

Den Namen des jungen Franzosen weiß ich nicht. Er gehörte seiner Bildung nach, zur romantischen Schule, und hatte viel deutsche Sentimentalität in sich aufgenommen, die ihm übel genug kleidete. Sogar etwas Deutsch glaubte er zu verstehn, doch sein germanischer Sprachschatz drehte sich um die Wörter: Göthe, Lied, Hegel und Zollverein, welche er denn auch fast in jeder Phrase anzubringen wußte. Sein Wuchs war nicht hoch, aber schlank und zierlich; ungekürzt wallte ihm das dunkle Haar um Schläfe und Nacken; ein schwärmerisches Feuer brannte in seinen braunen Augen, doch war der Schmelz frischer Lebenslust — sonst ein so schönes Eigenthum seiner Nation — daraus verlöscht. Ich liebe an den Franzosen nicht blassen Mondschein, nicht melancholischen Duft, weil sie dem Volkscharacter zur fern liegen, deshalb wollen sie mir immer wie Unnatur, wie Lüge bei ihnen erscheinen. Und die Lüge spielte gewiß keine geringe Rolle im Wesen unsres Franzmanns. Man durfte, um dies bestätigt zu finden, nur

die Geschichte seiner Liebe hören, die er uns im kläglichsten Ton vortrug.

Lucie und Aurelie, zwei junge Pariserinnen, liebten ihn. Sie waren beide an George Sand's geistigen Brüsten großgesaugt, und ein kühner Muth durchflammte die Emancipationswürdigen. Für keine von ihnen hatte er sich vorzugsweise erklärt; die Liebe war noch nicht zum klaren Bewußtsein in ihm gelangt, und während er heute für Lucie schwärmte, zeichnete er morgen Aurelien aus. Da entspann sich zwischen den Rivallinnen die bitterste Eifersucht, ein Wort gab das andre, und am Ende forderten sie sich. — Es war ein sonniger Frühlingmorgen, als zwei Wagen nach dem Bois de Boulogne fuhren: Lucie und Aurelie mit ihren Secudantinnen saßen darin. Die Buchen des Gehölzes rauschten frisch, goldne Sonnenstrahlen tanzten auf ihrem Laub, und tausend Vögel sangen Liebeslieder in den Wipfeln. Blaue Glockenblumen und gelbe Himmelschlüßelchen blüthen am Boden; hier glitzerte ein Käfer, dort flatterte ein Schmetterling durch die Luft, aber die Mädchen bemerkten das alles nicht. Ihre Secudantinnen prüfsten die Pistolen, luden sie, theilten Wind und Sonne, und maßen dann funfzehn Schritte ab. Die Beiden traten an ihren Platz, es wurde noch ein Versuch zur Sühne gethan, allein er mißglückte ganz. Aurelie hatte den ersten Schuß, sie drückte ab und — fehlte. Dann kam Lucie. Mit geübter Sicherheit hob sie die Pistole, zielte lange, schoß, und Aurelie sank getroffen zu Boden. Nur eine Stunde lebte sie noch.

Als der unglückliche Urheber des Duells die schreck-

liche Nachricht erfuhr, ergriff ihn die Verzweiflung. Er fühlte nun erst, daß er Aurelien innig geliebt habe, und Lucie war ihm verhaßt, verhaßt wie der Mord. Ruhelos eilte er durch die Welt, von niemand begleitet, als vom blutigen Schatten seiner Geliebten. — Der Reisegefährte erzählte die Geschichte so. Ob sie wahr ist, weiß ich nicht, doch heutzutage kann alles passiren. Eine männliche schwankende Cokette und zwei heldenmüthige Mädchen, die sich seinetwegen schießen — ein echtes Bild aus der verkehrten Welt. Man weiß nicht, ob man darüber lachen oder weinen soll.

Von der Ostsee dringen zwei tiefe Busen in das Ufer von Ostgothland. Der nördliche erstreckt sich bis Norrköping; der südliche, Ståtbacken genannt, ist kleiner, und wir bogen jetzt in demselben ein. Das Thor der Bucht wird von bewaldeten Felseneilanden gebildet, zwischen denen das Schiff sich durchwinden muß, doch bald verschönt sich das Gestade: rechts rücken die Scherren zu einer Granitwand zusammen, während links saftige Wiesengründe ruhn. Gegen neun Uhr Abends erreichten wir Stegeborg, das auf einer Insel im Ståtbacken liegt und vor alten Zeiten als Weste und Fürstenwohnung berühmt war. Jetzt fiel es zwar in Trümmer, aber man sieht von Ferne schon die mächtigen Rundthürme über Baumwipfel emporragen. Als wir näher kamen, ging der Mond auf, sein Silberlicht über den dunkeln Steincoloss und die Ruinen einer Brücke werfend, deren einzelne Pfeiler sich in die Fluth erstrecken. Dicht dabei hebt sich, weiß und hell, das neue Schloß aus dem Baumschatten; romantische Parkanlagen um-

kränzen es, und eine Brücke führt von dort über den Sund.

Die Schiffsuhr schlug eben Zehn, als wir bei dem alten Herrensitz Mem vor Anker gingen. Schon früher wurde mir erzählt, daß dieses Gut dem Obersten-Camerjunker, Grafen Salza gehöre, einem ganz absonderlichen Kauz, der sein Geschlecht aus den Zeiten Carls des Großen ableitet. Er ist ein bejahrter Mann, hält sich für einen Propheten, und giebt sich mit Geistersehen, Wahrsagen zc. ab. Seine Verkündigungen betreffen größtentheils den Staat oder die königliche Familie von Schweden, und von Mund zu Munde klingen sie bis in die fernsten Provinzen hin.

Baron K * * * und ich begaben uns noch ans Land, denn der Abend war wunderbar schön. Mondesstrahlen zitterten und spielten auf den Gräsern, auf den Bäumen, auf den Wellen, und ein seltsames Phosphorlicht umwob die Landschaft. Wir wandelten vorwärts, bis wir an eine Mauer kamen, die uns vom Schloßgarten trennte. Drinnen wurde ein schwedisches Lied von holder Mädchenstimme gesungen, und es klang so voll Liebesehnsucht, daß unsre Herzen recht laut den Tact dazu klopften. Ohne ein Wort der Verabredung kletterten wir beide an der Mauer empor, und schwangen uns hinüber. Leise ging es nun die schattigsten Gartenwege entlang; da sahen wir von Ferne plötzlich ein bezauberndes Bild. Zwei weibliche Gestalten, jung und blühend, saßen in einem Blumenbosket unter dem Wipfel eines mächtigen Ahorns. Die Eine von ihnen, die Sängerin des Liedes, war eine

schwedische Blondine, und weiche Schwärmerei drückte sich in ihrem Antlitz aus. Die Andre, ein kleiner dunkler Lockenkopf mit lachenden Zügen, hatte ihren Arm um die Freundin geschlungen und lehnte sich an deren Schulter an. Rings um die schöne Gruppe flimmerte des Mondes Glanz; Pflanzen und Blüthen leuchteten wie Silber, und ein weißer Vogel mit gelber Federkrone wiegte sich auf einem Baumast über derselben.

Erstarrt blieb ich stehn ich war fest überzeugt, keine sterblichen Wesen, sondern Lichtalfen zu erblicken, die hervorgekommen aus ihrem unterirdischen Palast, um sich in der sommerlauen Nachtluft zu baden. Kaum wagte ich zu athmen, damit sie nicht verschreckt würden, aber der Baron hatte weniger mythologischen Sinn. Leichtfüßig und sacht schlüpfte er näher, und die Mädchen bemerkten ihn erst, als er schon dicht bei ihnen war. Gleich zwei Tauben, denen ein Stößer naht, flogen sie auseinander; die Blonde rechts, die Braune links, und mein fecker Zeltcammerad folgte der Ersten. Er mußte sie hinter dem Erlengebüsch wohl ereilt haben, denn ängstlich hörte ich sie: „E b b a! E b b a!“ rufen; auch der Vogel war emporgeschreckt, er flatterte davon und schrie in der Luft manch schallendes: „Kakadu!“ — Ebba aber war selbst zu sehr in Angst, als daß sie dem Hülfseruf ihrer Freundin hätte folgen können. Eine lichte Feengestalt, schwebte sie durch das dunkle Grün, und kam gerade auf mich zu. Jetzt bog sie um die Hecke, welche mich verbarg; unwillkürlich streckte ich die Arme aus, und das warme, jugendliche Mädchen lag zitternd an meiner Brust.

Daß sie nicht schreien konnte, verschloß ich ihr denn Mund mit Küffen. Immer voller wogte ihr Athem, immer heißer brannten ihre Lippen, und zuletzt regten die holden Rosenknospen sich, meine Küsse erwidernnd. Nun wurde es laut im Garten; Stimmen und Tritte schollen vom Schlosse her... Ebba wollte fort.

„Nicht eher lasse ich Dich, süße Ebba, als bis Du mir sagst, ob ich Dich wiedersehe?“

„„Ja, ja!““ antwortete sie.

„Und wo?“

„„In Götheborg.““

Ich wollte weiter fragen, aber die schlanke Gestalt hatte sich bereits meinem Arm entzogen, und schnell wie ein Reh floh sie hinweg. Näher kamen die Schritte; Windlichter blitzten durchs Laub. Gewiß der Prophet — dachte ich — der die Raubvögel sucht, welche seine Täubchen bedrohn. Ich fand es indeß gerathner, ihn nicht zu erwarten, um so weniger, da sich auch das Bellen einer Dogge vernehmen ließ. Vorsichtig trat ich deshalb meinen Rückzug an, erreichte die Mauer und überstieg sie rasch. Der Hund mochte meine Spur wohl gefunden haben, denn er heulte heftig auf der Stelle, wo ich aus dem Garten geklettert war; Fackelganz schien über die Mauer, und raube Männerstimmen tönnten durcheinander.

Draußen stand die Mondsichel ruhig am nachtblauen Horizont, die Wogen glitzerten, als ob sie lauter Sterne wären, und darauf schwamm des Polhem dunkles Gebäu. Geheimnißvoll blinkten aus den Cabinen, hinter denn vorgezogenen Gardinen, rothe Lichter zu mir her,

und ich ging aufs Schiff. In unsrer Zelle fand ich, ziemlich athemlos, den Baron, der auch eben angelangt war. Er besaß nur noch Einen Rockschuß, und ich entdeckte erst jetzt, daß ich meinen Strohhut nicht mehr auf dem Kopfe hatte. Wir erzählten uns gegenseitig, was wir eigentlich schon wußten, und legten uns dann auf die schmalen Betten nieder. Schlafen konnte und mochte ich nicht. Nachdem ich mich stundenlang in Fieberguth umhergeworfen, stand mein Plan fest. Ganz früh, ehe die Anker gelichtet wurden, wollte ich das Dampfsboot verlassen, wollte nach dem Schlosse Mem, wo der Prophet wohnt, und wollte Ebba, meine liebe, holde Ebba, um jeden Preis wiedersehen. — Dieser unerschütterliche Vorsatz beruhigte mich.

XV.

Der Götha: Canal.

Elise steckte ihren Kopf durch den Cabinenvorhang und fragte: „Ob wir denn nicht zur Frükost kämen? Wir hätten so schon zwei Stunden über den Caffee fortgeschlafen.“ Dann machte sie lächelnd die Gardine zu und verschwand. — Wahrlich, ich hatte geschlafen... ruhig, fest, träumelos! Ein gewisses Grauen erfaßte mich, denn auch der Baron dehnte sich auf dem Lager und konnte sich kaum ermuntern. Das ist moderne

Liebe! Alle Sentimentalität geht ihr ab; das rein Geistige unterliegt, das Körperliche erringt den Sieg — man kann schlafen. Aber nicht der Einzelne trägt die Schuld, sondern unser ganzes Jahrhundert, denn es hat einen profaischen Kern. Vor fünfzig Jahren noch, würde nach einem solchen Abend kein Handlungsdiener den Schlummer gefunden haben, geschweige ein Dichter. — Und fern war ich jetzt von Ebba, vorwärts rauschte das Schiff, und vielleicht sah ich sie niemals wieder. Zwischen Schaam und Aerger getheilt, erhob ich mich, kleidete mich an, und ging zum Frühstück. Meine ganze Hoffnung war auf Gothenburg gerichtet.

Oben auf dem Deck zerstreute mich die Umgebung ein wenig; schon lag Söderköping hinter uns, wir waren im Götha-Canal. Und gewiß derselbe ist geeignet, so lebhaftes Interesse zu erregen, daß man darüber zärtliche Schwärmereien vergessen kann. Ein armes Land unternimmt einen Riesenbau und bringt ihn glücklich zu Ende! Dazu gehört jene zähe Kraft, die den schwedischen Nationalcharacter bezeichnet. Schon im Jahre 1516 kam Hans Braske, Bischof zu Linköping, auf die Idee: es mußte sich die Ostsee mit der Nordsee verbinden lassen. Er war reich und thatkräftig genug, den ungeheuren Entwurf zu beleben, und noch heute wird eine meilenweite alte Erdaufgrabung „Hans Braske's Graben“ genannt. Gustav Wasa, der alles Große mit seinem großen Geist erfaßte, entwickelte 1526 — nachdem die Dänen aus dem Lande vertrieben waren — den Ständen die Wichtigkeit des Werks in glühenden Worten, doch wurde die Ausführung damals durch

mannigfache Hindernisse unterdrückt. Auch seine Nachfolger behielten den Plan im Auge; Gustav Adolph gab, von Wittenberg aus, Befehl zur Anlegung eines andern Canals, und Königin Christine wollte die Göthaelf bei Trollhätta vorbei schiffbar machen.

Erst Carl XII. ging mit fester Hand ans Werk. Kaum hatte er einen verheerenden Krieg überstanden, so nahm er den mächtigen Canalbau vor, und Christopher Polhem, Schwedens trefflichster Mechaniker, sollte ihn vollführen. In fünf Jahren dachte dieser den Bau fertig zu schaffen, doch nicht lange war derselbe begonnen, als den Fürsten 1719 bei Friedrichshall jene räthselhafte Falconetkugel traf. Wohl versuchte Polhem, die Stände zur Fortsetzung zu bewegen, allein erst auf dem Reichstage von 1742, gleich nach Beendigung des unglücklichen finnischen Krieges, faßte man ernsthafte Beschlüsse. Abermals zögerte man, bis ein Mann auftrat, wie er zur Vollendung des Gigantenwerks gehörte, ein Mann mit scharfen Blick, unerschütterlicher Festigkeit und umfassenden Kenntnissen. Balzer Bogislaus von Platen war es, am 29. Mai 1766 auf Rügen geboren. Sein Vater bekleidete die Würden eines Feldmarschalls und eines Generalgouverneurs von Pommern. Frühe ging der Sohn in Seedienste, wohnte mancher Schlacht bei, nahm dann als Obrist den Abschied, und zog sich in die Ruhe des Privatlebens zurück. Jetzt gab er eine Schrift über die Canäle Schwedens heraus, und siegend bewies er die Nothwendigkeit einer Verbindung beider Meere. Drei und vierzig Jahre war er damals alt, und er widmete nun sein ganzes Leben dem unvergäng-

lichen Bau. Wohl thürmten sich große Schwierigkeiten auf, wohl schwirrte ihm ein ganzer Mückenschwarm von kleinlichen Cabalen entgegen, aber Platen lächelte mit dem klugen Herrscherauge, strich sich die Falten aus der Stirn, und führte sein Unternehmen kräftig so weit, daß er dessen Vollendung übersehen konnte. In den Grafenstand erhoben, mit den höchsten Ehren belohnt, starb er 1829, und drei Jahre später segelten Schiffe von einem Meer zum andern über die Berge hin. Wer hat sich irgendwo ein schöneres Denkmal gesetzt?

Man sieht an dieser Arbeit, was ein armes, schwachbevölkertes Land erschaffen kann, wenn es seine Kräfte auf einen Mittelpunkt richtet. Und nicht etwa langer, friedlicher Sonnenschein lag über Schweden, als man das Werk vollbrachte — nein! Finnland war verloren und das Reich der gänzlichen Auflösung nahe gebracht. Aber man hielt wacker aus, und mit Recht ist jeder Schwede stolz auf den Canal. Derselbe verbindet 214 Meilen der Landseeufer mit einander, woran zwölf große und kleinre Städte liegen; er kürzt den Schiffsweg von Gothenburg zum Flåtbacken um zwei Drittheile ab, und führt dabei durch des Reiches fruchtbarste Gegenden. Das Grundeigenthum gewann höhern Werth nach seiner Vollendung, der Ackerbau hob sich, die Bauern wurden wohlhabender, und auch die Bergwerke konnten besser ausgebeutet werden, denn alle Producte waren leicht zu verschiffen und zu verkaufen. Belebend streckte der Handel seinen Arm durch Provinzen, die sonst schein- todt gelegen hatten, und ein intelligentes Streben er-

wachte hier. Der Götha-Canal ist Schwedens größtes Bildungsmoment.

Solche Eindrücke können die frischesten Liebesgedanken zerstreuen. — Immer höher stiegen wir nun. Die Landschaft war freundlich, gut bebaut, und viel Laubholz zeigte sich darin — ich glaubte, ein grünes Stück Holland zu sehn, aus dem nur hin und wieder ein Felsen ragte. Der Canal ist gar nicht breit, man kann beinahe ans Land springen, und in den Schleusen, während das Schiff sich langsam auf zuströmenden Wellen hob, wurden uns von Bauerkindern Blumen und Körbchen voll Himbeeren gereicht, welche Gaben wir durch einige Münze erwiderten. Wir kamen nach Norsholm, und sahen auf einer Landspitze die Ruinen des Klosters Munkéboda. Hier wohnte Bischof Johann Braske, derselbe, der den ersten Plan zum Götha-Canal entwarf. Er war ein sehr alter Mann, als Gustav Wasa zur Krone gelangte und den Katholicismus aufhob. Da mußten alle die reichen, festen Bischofsitze überliefert werden, und auch Braske sollte von seinem schönen Munkéboda scheiden. Heimlich ließ der Bischof vieles Geld und viele Kostbarkeiten der Kirchen auf ein Schiff laden, und floh damit nach Danzig, wo er 1538 im Kloster Oliva starb.

Man bemerkt in dieser Gegend fleißigen Ackerbau; Weizen, Flachs und andre Pflanzungen gedeihen vortrefflich, und tüchtige Ochsen ziehn auf langen, schmalen Leiterwagen, wie sie hier gebräuchlich sind, die Heuerndte heim. Wieder sind die Häuser blutroth angestrichen, und im Innern fehlt ihnen weder Raum noch

Licht. Sie haben gewöhnlich drei Thüren, aber Fenster, die nicht größer als ein Quartblatt sind. Die Bogen dehnten sich aus, wir kamen in den See Boren, der ein fischreiches, weißlich grünes Wasser hat. Nachdem wir ihn durchschnitten, befanden wir uns bei einem merkwürdigen Schleusenwerke des Canals, denn er steigt hier plötzlich 136 Fuß bis zum See Boren. Auf fünfzehn Stufen schreitet das schwere Schiff die helle Wasser-treppe empor; es gab einen herrlichen Anblick, und der Engländer rief: Ah, that is very nice!“

Mit mehreren andern Passagieren verließ ich den Polhelm, seitab gehend, um die alte Kirche von Breta zu besuchen. Oben auf dem Berge liegt sie, und wir traten in den grünen Vorhof ein, der mit Bäumen und Grabsteinen besetzt ist. Die Grafen Douglas haben hier ein Erbbegräbniß, und große Knochen von Hünenleibern sind in der Erde gefunden worden. Endlich kam der alte Küster im blau und weiß gestreiften Drillichrock, er trug ein riesiges Schlüsselbund, und schloß rasselnd die Thür des Kirchleins auf. Gesprächig, wie alle Küster, erzählte er uns: König Inge Halstanson habe 1128 das Gotteshaus zu bauen angefangen, und Sverker I. habe es fortgesetzt. Es wäre auch ein Nonnenkloster dabei gewesen, aber nach der Reformation hätte man es niedergedrissen und mit den Steinen nützliche Gebäude aufgeführt. Jetzt sei nur noch ein kleines Häuslein übrig, das einst zum Kloster gehört, und es müsse der Götha-Canal-Gesellschaft als Magazin dienen. Als wir in die Kirche gingen, wehte uns kalte Moderluft

entgegen; schmutzige Wölbungen, bunte Wappenschilder und dumpfige, häßliche Capellen mit uralten Königsgräbern zeigten sich. Nicht lange konnte ich's hier aushalten; ich lechzte ordentlich nach blauem Himmel, nach freier Luft, und zur Verwunderung meiner schwedischen Gefährten, lief ich ihnen plötzlich davon. Dem Schweden ist jedes größere Gebäude, jede Kirche, jeder gewöhnliche Landsitz interessant, er kennt deren Namen, deren Geschichte genau, und macht den Fremden mit so wichtiger Miene darauf aufmerksam, als gälte es eine bedeutende Merkwürdigkeit. In seinem Klima weiß er den Werth des sichern, festen Hauses vollständig zu schätzen.

Von dem Kirchhofe gewinnt man eine schöne Aussicht über das breite Thal, an dessen Rand der Domthurm von Nyköping ragt. Demeter hat ihre Grenzlinien gezogen und das Land in lauter kleine Teppiche von wechselnden Farben abgetheilt. Dörfer und Bäume liegen dazwischen; die Gegend ist fast deutsch. Aber große blaue Wasserflächen schlängeln sich überall bliegend hinein, und Felsen steigen im Hintergrund empor — beides sind Wahrzeichen Schwedens. Als wir nach dem Canal zurückwanderten, hatten wir auch ein sehr anmuthiges Bild vor uns. Tief unten begrenzte den Horizont eine Felsenmauer mit Nadelholz, welche sich indigoblau darstellte; daran schloß sich, ein heller Saphir, der Spiegel des Kopen, und alle näherstehenden Häuser und Tannen zeichneten sich scharf auf dieser lichten Unterlage ab. Das Schiff aber kam stolz die Höhe empor; man

läutete dort eben zu Mittag, und wir sprangen schnell an Bord.

Nun führte die Reise wieder durch den Canal, der sich zwischen sanft ansteigenden Ufern entlang zieht. Dieselben sind mit Eichen und Birken belaubt, und aus dem Thale schimmert durch Baumwipfel der klare Motalastrom herauf. So sahen wir das liebliche Brunneby, mit schattigen Parkanlagen umgeben. R*** und ich standen, Hand in Hand, schweigend auf dem Deck, als Schloß und Kirche von Ljung uns entgegen schwammen. Ljung ist ein herrliches Rittergut mit weiten Feldern und Wäldern, mit Wiesen und Seen, mit Eisenhütten und Mühlen. Der junge Baron erzählte mir, das Gut habe der Familie Fersen gehört, doch vor einigen Jahren sei des Stammes letzter Sproß — ein Neffe des ermordeten Axel Fersen — gestorben, und eigentlich käme ihm selber das ganze Besizthum zu. Aber sein gutes Recht sei ihm bestritten worden, er habe den Prozeß verloren, müsse sich deshalb schon weiter mit der Lieutenantsgage behelfen, und wolle eben einen Besuch bei den jetzigen Eigenthümern machen.

Das alles theilte mir Klinkowström so unbefangenen heiter mit, als ob es sich um einen verlorenen Zahnstocher handelte. Er zeigte weder Betrübniß über den Reichthum, den er eingebüßt, noch Groll gegen Die, auf welche derselbe übergegangen. Sorglos und muthig blickte sein blaues Auge in die Welt, ins Leben hinaus. Das freute mich sehr. Unsere Jugend ist alt geworden, stumpf und alt durch das Trachten nach Besiz. Nicht Ruhm und Liebe und Ehre locken sie mehr mit ihren

flüsternden Zauberstimmen; alle Romantik wurde ihr getrübt, sie denkt nur daran, Reichthum zu erwerben. Wie ein Krebschaden frißt diese Abirrung an der heutigen Generation; man findet nur selten noch einen Jüngling, dessen Herz frisch, frei und fröhlich ist.

Aber Klinkowström hatte gewiß ein solches Herz in der Brust, ein unverdorbenes, gutes Herz. Darum blickten auch seine Augen so klar, darum blühte seine Wange so kräftig. — Unterdeß war Ljung herangekommen; die Maschine wurde gehemmt. Ich drückte dem lieben Freunde die Hand, er küßte mich zum Abschied und sprach: „Wenn Sie in Gothenburg die E b b a treffen, so sagen Sie ihr, daß sie Ulfwa herzlich von mir grüßen solle. Bald hoffe ich die beiden holden Kinder selbst zu sehn.“ Dann sprang er ans Land, nickte mir noch viele Grüße zu, und verschwand in der Allee, die nach dem Edelhofe führt.

Der Polhem zog nun in den See Boren ein, dessen Krysfallhelle Fluth von zahlreichen Fischarten durchrudert wird, und die Umwohner des Sees besitzen eine besondere Geschicklichkeit, jene buntschuppigen Schwimmer in dunkler Nacht mit Licht anzulocken und zu fangen. Bewaldete und beackerte Berge umkränzen den Wasserspiegel; Laub- und Nadelholz wechselt mit frischen Wiesen oder vollen Getreidefeldern, und schöngebaute Herrensitze schimmern durch das Grün. Von einer hochragenden Waldkuppe blickt plötzlich Ulfåsa's Schloß herab. Kaum ein berühmteres giebt es in der schwedischen Geschichte. Dem mächtigen Königsgeschlecht der Folkunger gehörte es an, und Birger Jarl, der Gründer Stockholms, wurde hier

geboren. Sein Bruder Bengt Lagman erbte das Besizthum, und er verliebte sich in eine adlige Jungfrau, welche so holdselig war, daß man sie weit und breit Sigrid die Schöne nannte. Sie stammte von einer vornehmen, aber armen Familie ab, und deshalb wollte Birger Jarl, der Alleinbeherrscher Schwedens, nicht in die Verbindung willigen. Bengt kümmerte sich indeß wenig um den stolzen Bruder, und heirathete seine Sigrid. Als Jener das erfuhr, gerieth er in Zorn, und schickte für die Schwägerin ein Kleid, dessen eine Hälfte aus köstlichem Goldstoff, die andre aus grobem Wadmal gearbeitet war. Er wollte sie dadurch recht bitter den Unterschied ihrer Geschlechter empfinden lassen. Aber Bengt ließ den grauen Flanell so dicht mit Gold, Perlen und Edelsteinen übernähen, daß er noch weit herrlicher als die andre Hälfte wurde, und dann sendete er, statt aller Antwort, das Gewand an den Jarl zurück.

Höchlich erzürnt, befahl der Letztere, die Kasse zu satteln, und ritt mit starkem Gefolge nach Ulfåsa, um dem Ding ein Ende zu machen. Bengt sah ihn schon von ferne; er floh in den Wald. Sigrid dagegen schmückte sich prächtig, empfing ihren Schwager im Hofe, und neigte sich ehrfurchtsvoll vor ihm. Kaum erblickte dieser ihre wunderbare Schönheit, so war all sein Zorn vergessen. Schnell sprang er vom Pferde, umarmte die reizende Frau, rief: „Schade, daß Euch mein Bruder zum Weibe genommen hat! Ich hätt' es lieber selbst gethan!“ — Nun wurde Bengt aus dem Walde zurückgeholt; es war an keine Feindschaft mehr zu denken.

Lange Jahre lebte er glücklich zu Ulfåsa mit seiner Sigrid, und sie erzogen viele Söhne und Töchter.

Eine der Letzteren, Ingeborg mit Namen, wurde an Birger Persson vermählt, und aus dieser Ehe ging Birgitta, Schwedens größte Heilige, hervor. Mönche haben ihr Leben geschildert, und mönchisch ist das Werk, aber man muß ihnen doch nacherzählen, weil es keine andre Quelle giebt. Drei Jahre blieb das Kind stumm, dann fing es plötzlich an, höchst verständig zu reden — es war ein unverkennbares Wunderkind. Nach dem Tode der Mutter befand Birgitta sich bei Tante Ingrid, und sah einst in der Nacht einen Altar vor ihrem Bette stehn. Darüber schwebte, herrlich angethan, die Jungfrau Maria und sprach: „Birgitta komm!“ Sie kam. „Willst Du die Krone haben?“ fragte die Madonna, und als Birgitta bejahend nickte, setzte sie ihr eine kostbare Krone aufs Haupt. Oft, wenn das Mädchen am Stickrahmen saß, versank sie so tief in göttliche Anschauungen, daß sie darüber der Arbeit vergaß, doch dann kam gleich eine fremde Frau und arbeitete für sie. — Wie sich die Zeiten ändern! Gar viele junge Damen bringen auch jetzt noch müßig und träumerisch die Tage hin, aber hört man wohl, daß ein Engel, oder eine Engelin, jemals für sie genäht hätte?

So wuchs die heilige Jungfrau auf, einer reinen Lilie vergleichbar. Dreizehn Jahre alt, wurde sie mit Ulf Gudmarson vermählt, und von Diesem soll Ulfåsa seinen Namen haben, denn das Ehepaar wohnte hier. Dasselbe zeichnete sich durch große Frömmigkeit und körperliche Enthalttsamkeit aus, aber trotzdem gebar

Sancta Birgitta nach und nach vier Söhne und vier Töchter. Als ihr Gatte todt war, steigerten sich ihre Gesichte und Offenbarungen noch, und sie ging zur Königin Blanca, um deren Hofmeisterin zu sein. Oft hielt sie den muntern Schranzen, den lüfternen Zofen strenge Predigten, oft erzählte sie von ihren Erscheinungen, und König Magnus pflegte des Morgens lachend zu fragen: „Nun, Base, was habt Ihr diese Nacht von mir geträumt?“ Solche sündliche Reden ärgerten die Fromme; sie versah sich deshalb mit dem ganzen Apparat einer Heiligen, und begab sich nach Rom. Später unternahm sie eine Wallfahrt nach Jerusalem, kehrte glücklich zurück, und starb in Rom Anno 1373.

Schon bei ihrem Tode war sie im Geruch der Heiligkeit. Die römischen Nonnen durften nur einen Arm von ihr behalten, alle übrigen Gebeine wurden unter großer Feierlichkeit nach Schweden gebracht und im Kloster Wadstena beigesezt. Birgitta hatte dasselbe vor ihrer Abreise gestiftet; Mönche und Nonnen lebten dort in frommer Nachbarschaft, und jährlich am St. Brita's Tage strömten Schaaren von Wallfahrern danach hin, denn Birgitta war, wie gesagt, die berühmteste Heilige des Nordens.

Am westlichen Ufer des Boren beginnt der Canal wieder, und es geht abermals eine Reihe Schleusen empor. Angenehm windet sich der Canal zwischen frischgrünen, bewaldeten Ufern hindurch, und südlich fließt die helle Matalaelv daneben; sie bildet Wasserfälle und treibt Mühlen mit ihrer kräftigen Fluth. Man erreicht die mechanische Werkstatt von Matala, wo nicht nur

sämmtliche metallne Erfordernisse zum Canal, sondern auch viele andre Dinge gearbeitet werden. Dampfmaschinen, Mühlenwerke, Pumpen, hydraulische Pressen, Druckapparate und Kanonen gehen aus dem Feuer der Essen hervor, die uns ihren Gluthenschein entgegenwarfen. Die großen, soliden, saubern Gebäude, mit ihren blanken Spiegelfenstern haben mehr ein englisches als schwedisches Ansehn. Ueberall herrschte munterstes Regem und Weben, die Handwerker sahen recht lebenslustig aus, und sie verdienen hinreichendes Geld, um sich Freude schaffen zu können. Am jenseitigen Ufer, zu dem eine Fähre führt, standen grüne Lauben, Regelpbahnen und ein hoher Maibaum mit buntem Schmuck. Arbeit und Genuß im rechten Wechsel, das erhält fröhlich und gesund bis ins späte Alter.

Weiter ging's; ich saß auf dem Verdeck, und die alte Dame, meine Reisegefährtin nach Upsala, welche sich während der ganzen Fahrt voll Güte und Freundlichkeit gegen mich bezeigt hatte, trat zu mir herab „Sehen Sie dort am Ufer den kleinen Hügel“ — sprach sie gerührt — „dessen Gipfel von Pappeln bekränzt und mit einem Gitter umgeben ist? Dort schläft mein Bruder seinen langen Schlaf. Nicht wahr, ein schönes Plätzchen? Er hat es sich selbst ausgesucht, und er verdient wohl, daß man ihn hier bettete bei seinem großen Werk. Das Monument, das auch innerhalb des Gitters steht, gehört nicht ihm, sondern seinem Sohne, der in bester Jugend sterben mußte. Auf dem Grabe meines Bruders liegt nur ein einfacher Stein mit der Inschrift: Graf Baltzer Bogislaus von Platen.“

„Und Graf Platen war ein Bruder von Ihnen?“ fragte ich verwundert die treffliche Matrone, denn ich hätte, ihrer Artigkeit und Bescheidenheit nach, nicht geglaubt, daß sie aus einer so vornehmen Familie sei.

„Ja!“ erwiderte sie mit hellen Thränen im Auge, „und Bogislaus war ein lieber treuer Bruder. Wir lebten Beide fern von unsrer deutschen Heimath, denn ich war an den General Hay in Wenersborg verheirathet, der nun auch schon in der Erde ruht. Trotz der langen Jahre konnte ich nie das Vaterland vergessen, und wenn seine Sprache rein und voll in mein Ohr tönt, dann wird mir so froh, so jugendlich zu Muth, daß ich's gar nicht sagen kann. Darum fühlte ich mich von Anfang zu Ihnen hingezogen, und ich danke Ihnen für die guten Stunden, die Sie mir bereitet haben.“

Die liebe alte Dame reichte mir herzlich die Hand zur guten Nacht, und ging in die Cajüte hinunter.

Gleich darauf landeten wir an einer öden, obdachlosen Küste, um über Nacht zu bleiben. Ich stieg aus, wandelte am Ufer umher, und setzte mich auf einen Stein. Es wahr kühl; große Wolkenschiffe fuhren mit schwarzen Segeln am Horizont, und nur zuweilen konnte der Mond sein blasses Licht herunter schicken. In solchem hellen Momente kam ein Reisegefährte auf mich zu. Er trug einen leichten Strohhut auf dem Kopfe, und einen italienischen Palmstock in der Hand. Dunkelblondes Haar wallte um seine freie, schöne Stirn; aus den feurig blauen Augen blitzte Muth und Gluth und Schwärmerei: es standen wundervolle Lieder darin, man mußte sie nur zu lesen verstehn. Oben auf dem

Kirchhofe zu Breta hatte ich diesen interessanten Mann kennen gelernt. Wir sprachen dort über deutsches Schriftenthum, und er entwickelte dabei tiefgründliche Kenntnisse, geistreiche Anschauungen; außerdem redete er unsre Sprache vollendet schön, und mit Verwunderung hörte ich, daß er kein Deutscher, sondern ein Däne sei. Jetzt setzte er sich zu mir, wir plauderten lange, und unsere Gefühle waren so innig, sie küßten sich in den gesprochenen Worten so vertraut, als ob sie alte Bekannte wären. Eine innige, wahrhafte Sympathie zog uns zu einander, wir wurden Freunde, und wußten unsre Namen noch nicht einmal. Als wir sie gegenseitig austauschten, da klang mir der seine wohlbekannt entgegen — ein Name, denn jeder Däne stolz und freudig nennt. Mein Gefährte war der Dichter Holst, der schon so holde, blühende Lieder in die Welt hinaus gesungen hat.

XVI.

Der Wetter- und Wenersee.

Sehr unruhig verging die Nacht. Oben wurde Brennholz niedergeworfen; heftiger Regen schlug prasselnd auf's Deck, und rieselte neben dem Fenster in die Hütte. Am Morgen flogen noch düstre Wolkenschatten und kalter Wind durch den Luftraum, doch schien es, als ob der Himmel sich aufklären wollte. Wir passir-

ten Wadstena, wo Sancta Birgitta den Salvatororden, mit einem Mönchs- und Nonnenkloster, errichtet hatte, und wo auch ihre Gebeine im großmächtigen Silbersarge ruhten. Aber die nahe Nachbarschaft der beiden Geschlechter soll, obgleich nur ganz heilige Männer und Frauen dabei betheilligt waren, unangenehme Folgen gehabt haben. So kam das Kloster in Verruf, bis Gustav Wasa dasselbe aufhob, und Carl IX. endlich die letzten Nonnen fortjagte. Jetzt ist auf den Klosterruinen ein Irrenhaus erbaut — eine so sarcastische Anspielung, daß man daraus wohl merken kann: für die Baukunst giebt es noch keine Censur. In Wadstena hat sich seit der Klosterzeit das Gewerbe des Spizenklöppelns erhalten, und dort, wo vormals der Nonnengarten, sieht man seltne, fremde Blumen blühen.

Bald darauf trat der hohe Dmberg aus dem Morgennebel. Hoch und stark hebt er sich über Ostgothlands weite Ebne hervor. Nach dem Lande zu ist er mit frischem Pflanzen- und Baumschmuck bekleidet, aber wild, steil und durchlüftet senkt er sich in den See hinab. Da liegen die dunklen Blöcke unordentlich umher, wie Steine aus dem Baukasten der Schöpfung, mit denen Riesenkinder gespielt haben, bis es ihnen überdrüssig wurde. Dann ließen sie alles, wie es lag, und liefen plötzlich davon. Des Volkes Phantasie schuf Gestalten draus, und so giebt es eine Jungfrau hier, eine Kanzel, einen grauen Mönch und viele andre Felsgebirten, die der grüne Epheu malerisch umschlingt. Oben auf dem Gipfel ist unter Steinen der Königin Dmi Grab, welche dem Bergcolos seinen Namen er

theilte. Sie hat an dessen nördlicher Seite im längstverfallenen Schloß Borghudda gewohnt, und die Bauern der Gegend wissen recht poetische Sagen von ihr.

Wir kamen jetzt in den Wettersee. Der dicke Schiffscapitain trat zu mir, zog höflich den lackirten Hut ab, und sagte: „Guten Morgen, mein Herr! Der See ist toll. Wir werden wilden Wind und wildes Wasser haben.“

Wie so, Herr Capitain? Bis jetzt scheint ja noch alles sehr ruhig zu sein.

„Wird nicht lange dauern; haben so unsre Zeichen. Sehn Sie dort am südlichen Horizont eine Insel, Herr?“

Ja wohl! Sie ist hochfelsig, und ihre Borde steigen schroff aus den Wellen.

„Im Gegentheil, Herr! Sie liegt ganz flach auf dem See. Es ist ein schönes, fruchtbares Eiland, aber wenn es sich so bergessteil emporhebt, dann haben wir einen tüchtigen Südwind zu erwarten; will's aus einer andern Ecke blasen, so wachsen die Ufer dort. Das macht die Wetterheze, Herr!“

Ist denn der See so schlimm?

„Unser schlimmster in Schweden. Da liegt er oftmals spiegelblank und blau; er sieht wie die leibhaftige Unschuld aus. Und plötzlich, ehe man's denkt — Puhu! — da geht es los. Ein Föhn fliegt über die Wellen, und diese fangen an zu tanzen, daß die Pflanzen dröhnen, und daß Mancher, der sein bißchen Leben nicht verassecurirt, lieber auf dem festen Lande sein möchte. Nun... Sie kennen wohl diese Manier von

Ihren Schweizerseen her, und Sie sollen auch bald ein Beispiel erblicken.“

Der Capitain ging fort, und befahl, die Segel einzuziehn. Ich war übrigens fest überzeugt, daß er sich täuschen müsse, denn offenbar klärte sich das Wetter auf, und schon bligten einzelne Sonnenstrahlen, wie goldne Pfeile, durch die Luft. — In ovaler Form erstreckt der See sich achtzehn Meilen von Osten nach Süden, und vier verschiedene Provinzen grenzen daran. Neunzig Gewässer ergießen sich in ihn, sein Becken speisend, und bald steigt die Fluth, bald senkt sie sich. Ungeheure Tiefen, Wirbel, Wassersprünge und Stromfälle bedrohen die Fahrt, und keiner darf sich auf den See wagen, der seine Nicken und Lücken nicht kennt.

Vor uns lag eine Insel. Je näher wir derselben kamen, desto mehr erstaunte ich, denn es zeigte sich ein so riesiges, ungeheures Gebäude darauf, wie ich es nimmer gesehn hatte. Hier war es ein Schloß aus bläulichem Achat, mit großen Fenstern und Portalen; weißer Marmor strahlte an den Karniesen, Balconen und Dächern. Dort bildete es eine Festung, ein weites, schauriges Gefängniß; dunkle Felsen und Mauern gingen in einander über, man wußte nicht, was die Natur, was die Kunst daran geschaffen. Zwischen den beiden Flügeln aber erhob sich eine gigantische Kirche mit Capellen und Pfeilern, mit Bögen und Spitzfenstern; ihr Thurm reichte bis in die Wolken hinauf. Dieser Dom bestand aus einer mir unbekanntn Steinart; rothen Carneolen glich sie, die durch einen Schleier glänzen. Nie hatte ich zuvor Aehnliches erblickt; gegen solches Riesen-

bauwerk mußte die Peterskirche in Rom wie eine Hütte erscheinen. Voll Staunen und Bewunderung rief ich unsern Capitain, und wollte den Namen des Hünenschlosses wissen.

„Das ist der Wetterhere ihr Palaß. Darin wohnt sie. Er steht nicht immer da, und jedesmal, wenn man ihn findet, sieht er anders aus. Mich freut nur, daß Sie kein Langschläfer sind; nun können Sie Ihren Landsleuten doch davon erzählen.“ Mit diesen Worten drehte er sich um und ließ mich allein. Ich starrte nach dem Wunder der Architectur hinüber, da war es mir, als ob dasselbe an zu schwanken fange. Bald waren die Portale hier, bald dort; die Farben wechselten: der Achat wurde violett, der Carneol grau, und zuweilen flog ein Purpurschein über das Ganze. Plötzlich erzitterte der Thurm, er neigte seine Spitze und drohte einzustürzen. Ehe ich mich noch besinnen konnte, war er verschwunden. Und auch die andern Gebäude zerflossen nun in Luft, denn sie bestanden — wie so Vieles in unserer Welt — aus eitel Nebel und Dunst. Ein frischer Morgenwind blies hinein, er verjagte die weißen Ballen, und eine öde Inselklippe, Jungfrun genannt, blieb allein übrig von dem prachtvollen Bild. Das Eiland soll häufig den Anblick einer solchen Fata Morgana bieten.

Nun bauschte und schnob der Wind immer voller daher; man konnte sich kaum mehr auf dem Deck erhalten. Meereshoch und meereswild strudelten die brausenden Wellen, und warfen sich mit dem schweren Dampfschiff, als ob es ein Federball wäre. Immer

toller Raste der Sturm, immer zügelloser zischten die grünen Wasserpferde und bäumten sich übereinander. Ihre Mähnen flatterten dabei, und silberner Schaum sprühte aus ihrem Munde. Dick und bleiern war die Luft; das Wasser schlug in solchen Güssen auf's Boot, daß ich bald keinen trocknen Faden mehr fühlte. Eine wahre Sehnsucht nach warmen Caffee trieb mich zur Cajüte, der Capitain begegnete mir und fragte mit freundlicher Miene: „Nun, habe ich nicht Recht gehabt?“

Zum Glück dauerte der unruhige Späß nur kurze Zeit, wir langten dann beim westlichen Ufer des Wettersees an. Hier, wo der Bottensee sich in denselben mündet, liegt auf einer kahlen, trübseligen Landspitze die neue Festung Carlsborg. Als Finnland verloren ging, spürten die Schweden eine große Unsicherheit — ihr gutes Bollwerk war gefallen. Deshalb beschloffen sie, an dieser Stelle ein tüchtiges Fort zu bauen, und es mag auch seine Stärke wohl innerlich haben, von außen sieht es jedoch schmalbäckig und haltlos aus. Jetzt durcheilten wir den kleinen romantischen Bottensee, stiegen dann die letzte Schleuse hinauf, und hatten die vollste Höhe erreicht. Ein eigenthümlicher Anblick war es, im Schiffe zwischen engen Gestaden zu fahren, wo rechte Berghaide ist. Fichten und Tannen wachsen dort; Farnkräuter, blühende Erika's, blaue Glockenblumen stehn umher, und graue Felsenblöcke sind daneben hingeworfen.

In vielfachen Schlangenlinien zog das Dampfboot vorwärts bis zum Viken. Das ist ein breiter, stiller See, der 308 Fuß über der Ostsee liegt, und den höch-

sten Wasserspiegel des Göthacanal's bildet. Ruhig und einsam war es rings; kein Vogel sang, keine Holzart tönte, keine Menschen sah man am Ufer. Aber man fühlte sich wohl hier oben; eine reine, freie Gottesluft strich über die Wogen, und es gab jedesmal ein überraschendes Bild, wenn an den dunkelblauen Schatten der Bergwaldungen starke Fahrzeuge mit weißen Segeln vorübereilten. Das sind Seemöwen, die sich hoch auf die Felsenberge verirrt haben.

Von Hajstorp aus muß das Schiff wieder mühsam neun Schleusenstufen niederklettern, und man hat also Zeit, sich in der Gegend umzuthun. Gestern, in Ostgothland, war alles eine romantische Mischung von Wildniß und Lieblichkeit; heute, in Westgothland, ist es fruchtbarer, aber ziemlich platt. Getreide- und Wiesenflecken, durch geflochtene Zäune von einander getrennt; hin und wieder ärmliche Hütten, kleine Windmühlen und Felsrücken mit Föhrenwaldung, so ist der Character dieser Landschaft. Die Canalfahrt ging langsam von statten, aber langweilig war sie nicht. Bauerkinder brachten uns Erdbeeren, Kirschen und rothgesottne Krebse in niedlichen, selbstgefertigten Körbchen aus Birkenrinde, und das gab heitre, improvisirte Mahlzeiten, woran auch die Damen Theil nahmen. Sogar Manschettenhemden, zwar aus größtem Cambrie, übrigens jedoch gut genäht, wurden uns angeboten, zu zwei Riksdalern das Stück.

Das Landvolk ist durchaus nicht faul, im Gegentheil, so ein schwedischer Bauer verachtet den Müßiggang. Trotzdem sieht man eine Masse zerlumpter Bett-

ler und jämmerlicher Krüppel — ohne Zweifel als Folge des unmäßigen Branntweintrinkens bei Männern und Frauen. Die Schenke gehört zum Lieblingsaufenthalt des Landmanns, und ob es heiß oder kalt, ob ihm wohl oder übel ist, ob es regnet oder stürmt... in allem findet er Veranlassung, einen sup zu nehmen. Sonst besteht die Rohheit, die man ihnen nacherzählt, wohl nur in der Phantasie vornehmer Reisenden. Wenn unser deutscher Bauer auch etwas besser schreiben und rechnen kann, der hiesige ist doch gebildeter, als jener. Politisches Bewußtsein giebt ihm eine gesunde Logik, und sein Recht läßt er sich nicht abdisputiren. Dabei besitzt er einen sichern politischen Tact, er zittert vor den Herren Ministern nicht, und redet auf dem Reichstage so dreist wie in der Schenke, ohne dabei Sitte und Anstand zu verletzen. Treu dem Könige, fehlt ihm alle kazenbuckelnde Unterwürfigkeit, und laut tadelt er am Staate, was zu tadeln ist. Die schwedischen Bauern gehören beinahe sämmtlich zur schlechten Presse.

Nicht die Männer allein sind leidenschaftliche Anhänger des Schnapstrinkens, sondern Weiber und Mädchen eben so sehr. Wie viele Mäßigkeitsgesellschaften auch ihre Negide über Schweden ausstrecken, die Hydra des Branntweins kehrt sich wenig daran, und ein betrunkenes Frauenzimmer ist keine Seltenheit. Auch die Predigerwuth, welche seit einigen Jahren in der Provinz Småland herrscht, soll ihre krankhafte Begeisterung aus dem narcotischen Saft der Kartoffel gezogen haben. Dort wird nämlich hin und wieder eine Bauerdirne vom Geiste heimgesucht, und krampfige Zuckungen deu-

ten das an. Aber plötzlich richtet sie sich straff empor und beginnt eine Predigt, eine wunderbare Rede zu halten, um so wunderbarer, je unverständlicher sie ist. Bibelstellen werden häufig darin angeführt, wodurch die Vorträge einen Anstrich von theologischer Gelehrsamkeit bekommen, doch darf das niemand in Erstaunen setzen: werden ja doch die apokalyptischen Prophetenbilder schon frühe, ehe noch ein reiner Begriff möglich ist, der kindischen Phantasie eingepflanzt, und es muß also eine Abirrung der Letzteren entstehen. Die Schwärmerie des Nordens ist überhaupt eine kalte, und kalte Schwärmerie bildet das erste Stadium der Berrücktheit. War irgendwo eine solche Predigerin aufgestanden, dann verbreitete sich ihr Ruf schnell in der Gegend umher, und Massen Volks strömten herbei, ihrer Verkündigungen theilhaftig zu werden. Statt der Geistlichkeit sollte aber die Sanitätspolizei ihr Augenmerk auf den Unfug richten, denn der Geist, welcher aus den Mädchen redet, ist gewiß kein anderer, als — Spiritus.

Tiefer senkte sich unser wandelndes Haus, und die Gegend war völlig reizlos, bis sie hinter Lyresta wieder einen Anfaß zur Romantik nahm. Der Canal ist durch Felsen gesprengt, Gehölz drängt sich bis an die Fluth, und wir erreichten bei Sjötorp den Beginn des westgothischen Canals. Von Laubwald umschlossen, öffnet sich zuerst das große Becken eines künstlichen Bassins, für funfzig Schiffe Raum bietend; des Wenersees pittoreske Uferberge erscheinen dann, und ernste Tannenswälder fliegen, gleich düsteren Gedanken, über die Stirn der Felsen hin. Nachdem der „Polhem“ sich zwischen

einer dichten Inselgruppe durchgewunden hatte, bligte der Wener siegreich vor uns auf. Zwanzig Meilen lang und zehn Meilen breit ist das Wasser. Man weiß überhaupt nicht recht zu sagen, ob Schweden ein fluthdurchbrochnes Land, oder eine landdurchbrochne Fluth ist. Das metallreiche Wermland und das getreibeüppige Westgothland stoßen an den See, auf dessen Wogen die lebhafteste Handelsstraße entlang führt.

Immer mächtiger rollte er seinen Silberteppich auf, und das Wasser küßte den Horizont. Nur im Süden schimmerte ein waldiger Küstenstreifen von Westgothland, im Norden ragten die Scheeren Lurö und Djurö, zwei kleine, kahle Felsenriffe; sonst überall wallende Fluth. Und vor uns reckte sich nun langsam, ein tiefblaues Wolkenbild, Kinnekulle empor, der Abend kam, es wurde dunkel auf den Wogen. Da stieg im Südosten der Mond aus dem See, ein feuriges Stück Gold. Bald glich er einem rothglühenden Metallklumpen, bald wieder, wenn er durch Wolkenstriche zog, einem erhitzten Arlequinsgesicht mit schwarzer Augenlarve. So kam er höher gegen Kinnekulle's Gipfel, und als sein goldig-silberner Schein über die violetten Bergformen fiel, entfalteten sich diese in riesenhafter Größe. Herzbrechend seufzte der Franzos, und Mr. Quidling sprach: „Ah! Extraordinary nice! Indeed!“ Dann gingen beide zu Bett. Nun verbreitete sich eine rechte Stille oben; nur zuweilen rauschte ein Segel beim Polhem vorbei... das schöne Nachtbild wurde nicht gestört.

Am andern Morgen war der Himmel schwarzgrau bedeckt, schäumende Wogen schlug der See, das Schiff

schwankte hin und her. Raftlos und hastig klapperte der Regen, unser Capitain hatte einen ledernen Mantel umgenommen, und die Hüte der Matrosen gaben ein gutes Vorspiel zu Trollhätta ab. Draußen sah man die Küste kaum; es war, als habe sich Alles in Mafkintosh gehüllt. Nur unerschütterliche Raucher harrten oben aus, die andern Passagiere blieben in ihren Hütten, besuchten sich gegenseitig und klagten einander das Leid. Sogar Mr. Quidling, Esq. machte keine ganz heitre Miene, er klagte über Rheumatismus, und fand das Wetter durchaus nicht niedlich. Wasser von oben und unten ist wahrlich eine unangenehme Situation, wenn man sich nicht einer absoluten Fischenatur erfreut, und bei solcher Gelegenheit fühlt man sehr den Mangel eines gemeinsamen Salons auf den Canalschiffen.

Land! Land! riefen wir froh wie Columbus, als wir gegen elf Uhr Vormittags bei Wenersborg vor Anker gingen. Den fortströmenden Regen zum Trost, setzten wir einen Spaziergang nach dem Landstädtchen durch. Es besteht aus einem überflüssig geräumigen Markt, an den sich etliche unbedeutende Straßen reihn. Des Platzes Hälfte bedeckt ein Rasenteppich mit hübschen Alleen, und aus dieser grünen Unterlage ragt ein schneeweißes Kirchlein empor. Den andern Theil umgeben saubre, zweistöckige Häuser, die mit bunten Farben angestrichen sind. Es wurde eben großer Wochenmarkt gehalten, und die Leute regten sich so munter geschäftig in der plätschernden Masse, als wären sie recht daran gewöhnt.

Uebrigens hilft auch Kerger gegen den Regen nicht,

und dieser Uermüdlüche begleitete uns treu. Freund Holst und ich hatten uns unterdeß in meine Cabine zurückgezogen; wir rauchten, wir plauderten von unserm Aufenthalt in Italien, und des Südens Zauberpracht entfaltete sich um uns. Dabei hofften wir auf Trollhätta und auf schönes Wetter. Mit einem Male hörten wir lautes Geschrei, es erschien ein Schiff, unser Fensterchen verdunkelnd, und wir waren in Gefahr, mit demselben zusammen zu stoßen. Der Capitain machte eine geschickte Wendung, das Unglück verhütend, aber der Polhem gerieth auf den Sand, und es dauerte fast eine Stunde, ehe wir loskommen konnten.

XVII.

Die Wasserfälle von Trollhätta.

Bevor ich ein neues Capitel anfangen, muß ich den Leser wegen des vielen Regens um Verzeihung bitten. Ich kann nicht dafür, den wäre es auf mich angekommen, er hätte bald aufhören sollen. Uebrigens werden die verehrlichen Leser wohl einsehn, wie gut sie sich dabei befinden. Langweilen sie sich auch, so sitzen sie doch trocken in diesen trocknen Regencapiteln, mich selbst aber durchweichte die strömende Fluth.

Nachmittags um vier Uhr erreichten wir Trollhätta, einen Fabrikort, der bergauf, bergunter an das

Felsenufer des Canals angeklebt ist. So viel auch die Passagiere früher von dem weltberühmten Wasserfall geredet, jezt hatte keiner Lust, in der Masse die Masse zu bewundern. Unser Engländer sagte: „der Kataract sei gewiß ungemein niedlich, aber bei diesem Wetter könne er ja doch kein Lichtbild davon erlangen, und er wolle lieber ein anderes Mal wieder herreisen.“ Für heute blieb er an Bord; Holst und ich waren die Einzigen, die das Land bestiegen. Im Gasthose fanden wir einen freundlichen Wirth, der uns ohne Weiteres deutsch anredete. Er ließ uns zuerst warmen Caffee kochen, versah uns dann mit Galoschen, deren er ziemlichen Vorrath besaß, und versprach, einen Omnibus anspannen zu lassen; womit wir nachher an das Schiff zurückfahren könnten.

Draußen war der Regen selbst zu einem Wasserfall geworden; er klatschte laut auf Bäume und Felsen, aber wir machten uns entschlossen auf den Weg. Ein kleiner muntreer Bube führte uns. — Der Name Trollhätta bedeutet „Troll's Hut,“ und soll von Hergrimer Halftroll herrühren. Dieser raubte Starkodder's Braut, die schöne Dgn Alfafoster, und vermählte sich mit ihr. Als Starkodder heimkehrte und sie nicht mehr fand, da raste er wie ein angeschossener Eber, und forderte Halftroll zum Zweikampf heraus. Hier, wo die Fluth der Gøthaelf von Bergeshöhe niederstürzt, war der Ort des Kampfes, und Halftroll fiel. Aber Dgn hatte ihn geliebt, sie konnte nicht mehr im Arm des Mörders ruhn, und gab sich selbst den Tod.

Zuerst kamen wir an den Gulló = Fall, wo die

Wasserwucht des Stromes auf beiden Seiten einer Lannen-bewachsenen Insel über die Felsen braust. Dann kletterten wir mit unsern triefenden Schirmen weiter, und zwar auf regenglatten Steinklippen, welche mit Sägespänen bestreut waren. Wir gingen der Königsgrotte vorbei, wo auch Gustav Adolphs Name am Felsen steht, und gewannen, ein eisernes Brücklein überschreitend, den Felsenvorsprung mitten im Fall. Und wenn man hier verweilt, ist man rings vom gewaltigen Strudeln und Donnern des Elements umgeben, das all seine taubenhafte Sanftmuth abgeschüttelt hat, das zur Lawine, zum Löwen, zum Drachen wurde.

Wie zwei schäumende, zischende Riesenschlangen windet sich der Strom um einen Felsgrat herab, ringelt die Doppelleiber dann zusammen, und bildet seinen dritten Fall. Gleich einer ungeheuren Masse von grünem, geschmolznen Glase kommt er daher, schneeweissen Gischt, betäubendes Rauschen und donnerähnliches Tosen im Gefolge. Tausend einzelne kleine Schaumstrahlen sickern daneben, wie Silberfiligran, an der rothgrauen Steinwand herab. So wälzt sich die Fluth in ein mächtiges Becken, dessen Fläche ultramarin gefärbt ist, und von hier schmettert sie noch einmal tiefer ins Thal. Wir standen so recht im Falle drin; der weiße Schaum umbrüselte uns. Nach der Landseite zu waren Hütten und Fabrikgebäude an den zerklüfteten Fels geklebt, drüben aber stieg eine viel schroffere Felswand, mit Schwarztaunen bekleidet, empor, und dehnte sich in schöner Biegung um das Bassin. Der ächt schwedische Regen, unermüdlich fortströmend, hüllte die ganze wun-

bare Landschaft in seinen Flor, und hob deren Character mehr, als er ihn störte.

Holst drückte mir die Hand... wir sprachen beide kein überflüssiges Wort. Den Fall bei Terni und die Cascatellen von Tivoli hatten wir im lachenden Sonnenschein gesehn, und dort muß auch eine heitre, blühende Beleuchtung sein. Dort gleitet die silberne Najade leichten Sprunges von der Höhe herab, weit umher liegt der feurig schöne Süden, liegen die freien, offenen Göttertempel da. Die Fluth benezt spitzig kluge Aloë's und Agaven mit ihren Diamantentropfen, und über dem Cataract schwebt Iris, die Leuchtende, am siebenfarbigen Schleier erkennbar.

Trollhätta aber ist die scandinavische Bifrost, die zitternde Brücke, welche vom Himmel auf die Erde führt. Asen reiten drüber hin zu ihrer Versammlungsstätte am Urdarsbrunnen; Heimdall, der Weithintönende, bewacht sie gut, und stößt in sein Gjalberhorn, sobald die Bergriesen nahn. Solch ein nordisches Bild gewinnt im Regen jene graue, geisterhafte Färbung, die am Besten zu der Landschaft paßt. Es giebt auch eine Regenpoesie.

Beim Rückweg nach dem Wirthshaus kamen wir noch zur Polhemsschleuse, die gewaltig tief in den Felsen gesprengt ist, und aus welcher, da sie nie vollendet wurde, das Wasser in schaumwilder Cascade niedersprüht. Polhem war auch hier der Erste, der es ausführen wollte, die Segelschiffe gefahrlos an den ungeheuren Wasserstürzen von Trollhätta vorbei zu bringen. Aber Natur und böse Menschen wälzten ihm so viele

Felsen in den Weg, daß der Bau vertagt werden mußte. Erst im Jahre 1800 eröffnete man das wunderbare vollendete Werk, und seitdem ziehen große Segelschiffe und Dampfböte über den unwegsamen Granit.

Durchnäst traten wir ins Gastzimmer, wo uns der zuvorkommende Wirth mit einigen Gläsern schwedischen Punsch empfing, der uns sehr wohl that. Für mich — sagte er lächelnd — habe er noch einen besondern Auftrag. Es seien während unsrer Abwesenheit Fremde durchgefahren, hätten vor seinem Hôtel gehalten und etwas für mich abgegeben. Nun waren wir freilich auf dem Hinweg zu den Cataracten einem dichtverschlossenen Reisewagen begegnet, aber mich kannte ja in der ganzen Gegend kein Mensch, und ich bedeutete also den Wirth, daß er sich wohl in der Person irren müsse. „Nein, nein! Sie sind mir zu genau beschrieben worden!“ erwiderte er und ging hinaus. Ich sah Holst fragend an — er zuckte die Achseln. Wir konnten uns beide keinen Vers daraus machen, und das will etwas sagen bei Leuten, die im Leben so viele Verse gemacht haben, als wir

Jetzt kam der Wirth zurück, und in der Hand trug er... meinen verlornen Strohhut. Derselbe war mit einem neuen Band umschlungen, und vorn steckte ein hübscher Blumenstrauß daran. Ich rieb mir die Stirn, und besann mich, ob ich auch nicht im Traume sei. Nein, ich wachte, denn das frische goldne Leben schaute mir mit hellen Augen ins Gesicht. Von Ebba mußte der Hut kommen, so viel stand fest; ich küßte die Blumen, ich lachte laut auf, und es fehlte wenig,

daß ich den Wirth umarmt hätte. Holst, der von allem nichts wußte, schüttelte bedenklich den Kopf. Eine Fluth von Fragen entströmte meinen Lippen jetzt, der Drollhättiner sollte sie beantworten, und doch ließ ich ihn nicht zum Sprechen kommen. Endlich gelang es ihm, mir zu erzählen: als der Wagen still gehalten, habe ein Bedienter den Ledervorhang halb aufgeknöpft, und eine junge Dame habe sich herausgebogen, ihm den Hut zu reichen. Wie sie ausgesehn, wisse er nicht, den sie sei verschleiert gewesen. Nachdem sie mich genau beschrieben, habe sie ihn beauftragt, er solle mir den Hut übergeben, und dabei nichts weiter sagen, als die zwei Worte: „In Gothenburg!“

In Gothenburg?! jubelte ich, und fiel dem Manne nun wirklich um den Hals.

„Wollen wir nicht fort?“ fragte Holst mit ängstlicher Miene. „Wir holen sonst den Polhem nicht mehr ein.“

Das Schiff wird freilich schon ein gut Stück hinunter sein — bemerkte der Wirth — aber der Omnibus ist angespannt, und meine Schimmel laufen tüchtig.

Ja! Fort, fort! rief ich. Es wäre ein Unglück, wenn wir zu spät kämen!

Herzlich drückten wir unserm braven Gastfreunde die Hand, und sprangen in die Carosse. Es war ein schmaler Wagen mit gegenüberstehenden Sigen und blauen Kattungardinen, durch die der Regen hereinfließ. Ein kleiner Bub kutschirte, zwei flüchtige Schimmel stampften an der Deichsel — noch einmal „Adieu!“ und fort ging's im saufenden Galopp. Meinen Hut hielt ich auf dem Schooß, flüsterte mit den Blumen,

und rief einmal um's andre: „Ebba! Ebba!“ in die feuchte Luft hinaus. Holst nahm, wie zufällig, meine Hand, fühlte mir den Puls, und fragte mit erkünstelter Absichtslosigkeit: ob ich mich wohl entsinnen könnte, in welchem Jahre Ninus und Semiramis das altassyrische Reich gestiftet haben? Der Verdacht schmerzte mich, aber ich hatte selbst daran Schuld, und um das wieder gut zu machen, erzählte ich dem Dichter die Historie von den Lichtalfen im Schloßgarten zu Mem. Dieselbe gefiel ihm, und ich mußte jeden kleinen Umstand mittheilen — da rief es plötzlich in ängstlicher Hast unserm Fuhrwerk nach. Aus einem einsam am Wege liegenden Hause stürzten zwei Frauengestalten, eine ältere und eine jüngere, hervor. Mein erster Gedanke war: Ebba! doch täuschte ich mich — eine indifferente Schwedin mit ihrer Tochter kletterte in den Omnibus.

Gestreckten Laufs eilten die Schimmel auf schmalen Wege mit uns am bergestiefen Canalabhang entlang. Ueber Balken und Steine holperten die Räder; es war eine Fahrt, die kein anderer, als ein schwedischer Kutscher gewagt hätte. Endlich fanden wir das Schiff, und sahen uns genöthigt, auf zackigen, glitschigen Felsvorsprüngen ihm nahe zu klettern, um es dann mit einem tüchtigen Sprung zu erreichen. Den Frauen schien das Unternehmen nicht ausführbar; sie lamentirten zwar, kehrten aber mit dem Wagen zurück. Der Polhem schwebte jetzt oben auf dem Gipfel des Akersberges, und mußte wie eine Gems den engen, düstern Canal hinabsteigen, der tief und rauh in die grauen Steinmassen eingesprengt ist. Eine wilde Romantik

umgab uns; öde Felsrücken, dunkles Nadelholz, und mitteninne der riesenhafte Bau — das macht einen gewaltigen Eindruck. Unwirthbare Steinklippen sind zur Schiffahrt nicht geeignet, und die Natur besiegt nur Gott. Wenn aber der Mensch solche Werke unternimmt, wenn er sie muthig vollbringt, so muß Gott in seinem Geiste wohnen. Bei den sichtbaren Wundern, die er gethan, erkennt ihn dann der Ungläubigste, und betet ihn an — gewiß ein guter Gottesdienst!

Aber schon ist der Trollhättacanal zu eng, zu roh befunden worden. Die Bildung wächst, und nichts darf zurückbleiben. Darum begann vor fünf Jahren ein neuer Bau, dessen Dimensionen mit dem Göthacanal übereinstimmend sind. Der alte Canal wird durch Sprengung der Felsen erweitert; schöne und große Schleusenwerke werden angelegt. Obristleutenant Eriksson leitet das Ganze, und wir hatten das Vergnügen, in Gesellschaft seiner hübschen jungen Frau zu reisen. Lange kletterten wir auf den nassen Steinwegen und Gerüsten umher, das colossale Gebäu zu betrachten, obgleich auch der Himmel aus erneuerten Schleusen den Regen immer dichter und schwarzer niedergoß.

Endlich sanken Nacht und Sturm herab, ich trat in den Cajütenraum und fand dort einen traulichen Kreis. Man zog mich hinein und sagte mir: sie hätten das Abkommen getroffen, jeder solle eine acht vaterländische Geschichte erzählen. Mr. Quidling war an der Reihe und fing so eben an: „Da mir gerade ein Ereigniß aus meinem Leben beifällt, das die freundlichen Zuhörer wohl auf ein paar Momente unterhalten möchte,

so will ich es mittheilen. Zwar spielt es nicht in meiner Heimath selbst, aber wo ein Britte verweilt, da ist England, und deshalb denke ich durch die Erzählung gegen unsern Akford nicht zu verstoßen."

„Es werden nächsten Herbst acht Jahre, seit ich nach Dresden kam, nach „Florenz an der Elbe“, wie die dortigen Dichter sagen. Die Umgegend, diese kleine Schweiz, die bei der Schöpfung wohl ein Conditore aus Sandstein-Dragee's geformt haben mag, gefiel mir charmant, und viele hübsche Bilder fand ich in der Stadt, nämlich gemalte. Deshalb verweilte ich länger dort, als ich anfangs gedacht hatte, und richtete mich behaglich ein. Jeden Nachmittag machte ich einen Spazierritt, und bediente mich dazu eines jener Rosse, welche in Deutschland unter dem biblischen Namen „Philistergäule“ bekannt sind. Meine Herren! ein großer Reiter war ich nie, und wenn also der Schimmel, den ich mir monatweis gemiethet hatte, auch weder vom Hengst Abdul, noch von der Stude Mirza stammte, wenn er auch Hasenhacken, Hahnentritt und Rattenschweif besaß, er genügte mir vollkommen. Wir führten beide den Wahlspruch im Schilde: „Thu' mir nichts, ich thu' dir wieder nichts!“

„Wirklich schaukelte mich nimmer ein geduldigeres Thier. Dasselbe konnte durch nichts in der Welt aus seiner philosophischen Ruhe gebracht werden, und ich erlangte auf diese Weise zuletzt ein Gefühl ritterlicher Sicherheit, das mir bis dahin fremd geblieben war.“

„So kehre ich denn eines Tages nach der Stadt zurück, und das Ross trägt mich über die prächtige Elb-

brücke, welche von so viel Uferschönheit umwogt wird, Mein Schimmel ist müde — lebensmüde, europamüde, deutschlandmüde. Vor Welt Schmerz fängt er sogar an zu hinken. Ich hänge ihm die Zügel auf den Hals, und er schleicht mit mir von der Brücke rechts ab, beim Schauspielhause vorbei. Meine Verehrten! Der alte Musentempel in Dresden, den sie jetzt fortgerissen haben sah eher einem Medusentempel gleich. Aber wie ein ächtes Genie trug er nur von außen solch schmutziges, fadenscheiniges Gewand; in seinem Innern glühte das reinste Altarfeuer der Kunst. Auch jetzt schimmerte Licht durch die trüben Fenster; Pauken und Trompeten schmetterten, Chorgesang mischte sich darein; es mußte wohl eine Oper gegeben werden. — Merken Sie auf, meine gütigen Zuhörer! Jetzt kommt der tragische Theil dieser Geschichte.“

„Mein Schimmel war kein gewöhnliches steifes Philisterpferd; ein böser Zauber hatte ihn in die Rosinantenform gebannt. Gewiß lasen sie oft in orientalischen Märchen, wie Einer in den mit Tauben bespannten Muschelwagen steigt, und wie sich derselbe dann plötzlich in einen wilden, feuerschnaubenden Drachen verwandelt. Just so erging es mir. Aus dem Theater flogen einzelne wohlbekannte Klänge herüber; man führte die Stumme von Portici auf, denn deutlich hörte ich das Volk von Neapel singen:

„Gehrt, gepriesen
Sei der Held, den Ruhm bekränzt!
Frieden gab uns der Sieger,
Von Edelmuth umglänzt!“

Und der Rache-Chor äußerte sich, nach derselben Melodie:

„Noch heute soll der Stolze büßen,
Ich schwör's, obgleich ihn Ruhm bekränzt!
Der feindliche Stahl trifft den Sieger,
Wenn auch Hoheit ihn jetzt umglänzt!

Kaum vernahm mein Zelter diese Klänge, da richtete er sich stolz und kühn empor, seine Müstern schnoben, Hahnentritt und Hasenhacken waren vergessen; er machte so wilde Sätze, daß ich die Geistesgegenwart verlor. Zwar versuchte ich in der Angst, den Zügel anzuziehen, aber der Schimmel war hartmäulig, und die Scene Phaëton's mit den Sonnenrossen wiederholte sich — profaisch gesprochen: er ging mit mir durch. An der Hinterseite des Musentempels lag ein schräger Bretterweg, ein Mittelding zwischen Treppe und Brücke; danach lenkte der Unaufhaltsame seinen Schritt, und hüpfte lustig empor, ins Haus hinein.“

„Zur Verständigung des Ganzen muß ich Ihnen nämlich sagen, daß er ein historischer Schimmel, ein Theaterschimmel war. Oft hatte er mitgewirkt in Auber's „Stumme“, als diese und er selbst noch in der Blüthe standen; Masaniello, der kühne Fischer, der Tenor singt, saß damals auf seinem Rücken, und donnern-der Jubel des Publicums empfing ihn jedesmal, wenn er erschien. Solche Momente vergißt man nie. Zwar hatte dies edle Roß das Schicksal der Bühnenheldinnen getheilt; alt und steif mußte es von der ruhmvollen Laufbahn scheiden, und dasselbe, das sonst nur Fürsten und Helden geritten hatten, es gab sich jetzt einem Jeden

preis. Aber doch flammte noch ein Funke vom alten Künstlerstolz in des Zelters Brust, und als die oftgehörten Töne ihm ins Ohr drangen, als er den oftbetretenen Weg erblickte, da hielt ihn nichts — er folgte dem gewaltigen Trieb, und verwickelte mich selbst in seine theatralischen Abenteuer.

Unglücklicher Weise hatte man vergessen, die große Hinterthür zu schließen, welche bestimmt ist, Pferde und sonstige Vierfüßige in den Tempel der Kunst einzulassen. Mein erwachter Philister rannte mit mir hinein, ich verlor bei dieser Gelegenheit den Hut, und wir kamen in einen halbdunklen Gang, wo ich mich auf allen Seiten stieß und quetschte. Lichter wurde es dann um mich, ich sah die Coulissen, und sah dazwischen durch die strahlende Bühne. Dort wogte buntes Gewühl; die begeisterten Lieder der Neapolitaner klangen hell, Masaniello's neuer Schimmel wurde vorgeführt, und eben sollte der Triumphzug beginnen. Da machte mein Bucephalus, von Künstlerneid durchdrungen, eine kecke Landeade, und ich befand mich auf den Brettern. Aergerlich bäumte sein Nachfolger sich, der Tenorist fiel beinahe herunter, und unendlicher Jubel entstand im Publicum. Der Veteran, den ich ritt, mochte bekannt sein; derselbe ließ sich auch durch die Choristen nicht zurückscheuchen, sondern drängte den unerfahrenen Neuling fort, aus dem Orchester raste das Finale empor, und vom Sauchzen der Zuschauer begleitet, wurde ich im Triumph über die Bühne geführt, bis der Vorhang fiel."

Die Historie des Britten erregte große Heiterkeit, und auch ich konnte mich des Lachens über die geschil-

derte Situation nicht enthalten. Doch als hierauf der Franzose zu erzählen begann, als er richtig wieder die Duellgeschichte vorbrachte, da hielt ich's nicht aus. Hastig rannte ich die enge, finstre Kajütentreppe empor; feuchte Nachtluft sollte mein heißes Blut abkühlen. Oben lag Finsterniß verbreitet, ich war allein und konnte ungestört an die räthselhaften Erlebnisse denken. Doch nein! Hinten am Steuerbord regte sich etwas. Ich trat näher. Es war eine Dame, die ich zuvor nicht auf dem Schiffe gesehen hatte. Sie trug Hut und Schleier, deshalb war bei der Dunkelheit von ihrem Antlitz auch nicht die leiseste Spur zu entdecken. Da sie aber ohne Mantel, nur in ein großes Shawltuch eingehüllt ging, so verrieth sich sogar jetzt die schönste, rhythmische Körperform und ein wundervoll kleiner Fuß. Diese einsame Mädchen-gestalt erinnerte mich lebhaft an Ebba, und ich konnte nicht widerstehn, sie anzureden:

Der Abend ist schaurig und kalt! . . . Trotzdem wagen Sie sich ohne Mantel aus der Hütte?

Sie mochte wohl eben recht in Gedanken vertieft gewesen sein, denn erschreckt fuhr sie auf. Aber sie sammelte sich bald wieder, und antwortete mir: „Flickor och bränvin frysa ej!“ . . . Oder“ fügte sie deutsch hinzu: „Mädchen und Branntwein frieren nicht!“

Also eine ächte Nordländerin? fragte ich, durch ihre liebliche Glockenstimme entzückt, die mir so fremd, und doch so bekannt vorkam, als hätte ich sie schon einmal im Traume gehört.

„Nach außen — ja!“ sagte sie ein wenig schelmisch. Und im Innern sind Sie nicht kalt? Dort er-

blüht Ihnen ein heißer, überschwellender Süden mit stolzen Palmen und sehnsüchtigen Lotusblumen?

„Das müssen Sie errathen.“

Ich bin kein Prophet.

„Schade! Sie hätten auf dem Schlosse Mem Unterricht nehmen können.“

Wie ein Blitz durchzuckte mich das Wort. Wußte sie etwas von Ebba, und wollte über mich spotten? — Narrische Einbildungen! Der Graf Salza ist sprüchwörtlich geworden, warum sollte sie ihn nicht kennen.

Alles kommt auf den Versuch an! sprach ich. Geben Sie mir Ihre Hand, und ich will sehn, ob ich trotz der ägyptischen Nacht die feinen Lebenslinien zu enträthseln im Stande bin.

Sie streifte den Handschuh ab, und gab mir ihre Hand — ach, welch eine Hand war das! Ein Täubchen, eine Lilie, ein Pfirsich — alles nichts! sie glich nur sich selbst. Mit einer solchen Hand hat Delila dem Simson die Locken abgeschnitten, mit einer solchen Hand hat Julia den Romeo begrüßt, mit einer solchen Hand hat Kalypso den Odysseus verlockt, mit einer solchen Hand waren mir jetzt die Sinne bezaubert. Ich hielt sie fest, ganz fest; es war sehr finster, und um die Linien zu erkennen, mußte ich mich so tief auf die Hand neigen, daß meine Lippen sie zuletzt berührten . . .

„Doctor! Doctor!“ rief es von der Cajütentreppe her, die Hand schlüpfte wie ein scheues Hermelin unter den Shawl, und der unglückselige Engländer stand vor mir. „Doctor!“ — sprach er, indem er den weißen

Sackpaletoe dichter zusammenzog — „Wir Uebrigen sind mit unsern Historien fertig; nun müssen Sie erzählen.“

Ich verwünschte ihn sammt seinen Erzählungen. Ich entschuldigte mich, aber er hängte sich wie eine Klette an mich und ließ nicht los. Endlich sagte ich ihm gerade heraus, er möge zum Teufel gehn, und wollte mich dann wieder an die holde „Straniera“ wenden, aber diese war unterdeß gleich einem Schattenbild lautlos verschwunden. Verzweifelt stürzte ich die Treppe hinab, und eilte durch den schmalen Corridor, der zwischen den Hytten liegt. Wohl schimmerten Lichter hinter den Vorhängen, wohl sah ich Gestalten drinnen sich regen und bewegen, wohl tönte fröhliches Lachen in mein Ohr, aber die Gesuchte konnt' ich nicht entdecken. Lange spionirte ich dort umher, bis Elise mich ermahnte, ich solle die Leute nicht stören, sondern mich ruhig zu Bette legen.

XVIII.

Durch Gothenburg.

Am andern Morgen gab's freilich noch wilden Wolkenzug, doch glitzerten schon einzelne Goldblicke hervor. Es war heute Sonntag. Als Kind hatte ich mir sicher eingebildet, am Sonntage lache der Himmel ein für allemal recht blau und freundlich, damit jene Leute, welche die Woche über fleißig gearbeitet, spazieren gehn

und fröhlich sein könnten. Diese liebliche Vorspiegelung gehörte mit zu den kindischen Illusionen, von denen mir leider fast keine übrig blieb. Ich erfuhr später: der Sonntag sei gar nicht zum Spazierengehn und zur Fröhlichkeit gemacht, deshalb passe ein trister, aschgrauer Horizont weit besser dazu, und nachdem mir nur erst der vertrauende Glaube geraubt war, habe ich's oft genug am Sonntag regnen sehn.

Die Gegend konnte nicht besonders reizen, und ich befand mich auch nicht in der Stimmung, Landschaftsbilder mit künstlerischer Ruhe zu betrachten. Die Fee von gestern Abend war mir nicht wieder erschienen; ich sehnte mich nach Ebba, und all mein Hoffen richtete sich auf Gothenburg. Aber noch schwammen wir die Göthaelf hinab, welche sich hier in zwei Arme theilt und dabei die Insel Hising bildet. Schöne Laubbäume, Wiesenstücke und Landschlösser zeigen sich auf der Letzteren. An den Felsen im Hintergrunde drohn alte Trümmerburgen, welche einst die norwegische Grenzen bewachten und in den Fehden eine wichtige Rolle spielten. Darunter hebt sich besonders die starre Beste Bohus hervor. Zur Linken ragen hohe, wandsteile Felsenmauern; zwischen ihnen und dem Strom liegt ein Streifen frischgrüner Bruchgegend; es zieht sich am Fuß der Berge ein Fahrweg entlang, und zweirädrige schwedische Karren, mit sonntäglich gepushten Leuten, rollten dort. Plötzlich dehnten sich die Gestade der Göthaelf auseinander, in stolzer Silberbreite fluthete sie, und um zehn Uhr Vormittags erschien uns Gothenburg.

Mit feinen verödeten Castellen, mit Kirchthürmen

von zweifelhaftem Styl, schleicht es ziemlich blöde am Ufer hin, während die Vorstädte schon muthiger an Granithöhen emporklettern. Gustav Adolph hat den Ort erbaut, und die Volksfage erzählt: Als der König ausging, einen günstigen Platz zu wählen, flatterte ein kleiner Vogel, vom Geier verfolgt, angstvoll zu seinen Füßen nieder. Das wurde für ein günstiges Zeichen angesehen; Gothenburg entstand und blühte schnell zum Reichthum auf. Doch Gustav Adolph war nicht der Mann, der sich damit begnügte, bloß ein träumerischer Augur zu sein; er gab der neuen Stadt Privilegien, wie sie Hollands Städte hatten, welche damals den reichsten Handel besaßen. So erhob sich Gothenburg denn immer mehr, die Flaggen aller Länder zogen in seinen Hafen ein, und es wurde Schwedens bedeutendster Stapelplatz. Fünf und siebenzig Meilen von der Residenz gelegen, ist es zugleich an Größe und Volksmenge des Reiches zweite Stadt, obgleich es nur 20,000 Einwohner zählt.

Mein Herz klopfte „wild beweglich und beweglich wild“ als der Polhem seinen Anker auswarf; all meine Gedanken weilten schon bei Ebba. Zwar wußte ich nicht, wo ich sie treffen würde, doch hätte ich auch Haus bei Haus fragen müssen, finden mußte ich sie. Augenblicklich wollte ich vom Schiff, aber ein Zollbeamter trat hemmend meiner stürmischen Liebesgluth in den Weg, und ich war gezwungen, ihm mein Felleisen zu eröffnen. Er durchwühlte es; ich stand auf Kohlen — endlich konnte ich fort. Da sah ich am Ufer einen großen Wagen halten, denselben, der uns gestern bei Trollhätta be-

gegnet war. Ein rosenfrisches Mädchengesicht lachte heraus . . . es war Ebba! Sie warf mir eine Kußhand zu, der Kutscher schwang die Peitsche, und das Fuhrwerk rasselte den Quai entlang. Wie ein Blitz flog ich nach; es bog um eine Ecke; dreißig Secunden später hatte auch ich die Straße erreicht. Dann ging's wieder linksum, und Mensen Ernst, der Norweger, hätte, wenn er noch lebte, mich beneidet, wie ich so rasend hinterdrein jagte. Aber es half mir wenig. Gleich darauf war mir die Carosse im Straßengewirr entschwunden; ich lief rechts, ich lief links, fragte überall, und mußte endlich stillhalten, denn der Athem fehlte mir.

Himmel und Erde! So hatte ich fast einen vollen Tag mit Ebba im engen Raum des Schiffes verlebt, ohne es zu ahnen. Kein Zweifel, sie war es selbst gewesen, die am vorigen Abend mir ihre Schneeglockenhand gereicht, daß ich ihr daraus wahr sagen solle. Sie hatte mich mystificirt, hatte mich zum Spiel ihrer Laune benutzt! Ich wollte sie verachten, wollte gar nicht mehr an sie denken. Aber einmal ging das nicht so leicht, und dann — wer konnte behaupten, sie sei wirklich böse und falsch. Vielleicht kam sie nur deshalb in eifriger Nachtlust auf's Deck, um sich mir zu vertrauen. Vielleicht hatte sie mir noch heute beim Abgange von dem Polhem das Nähere sagen wollen. Ich saß in einem dichtverwachsenen Holzwege fest. Umkehren oder weitergehn, das war hier die Frage. Die Verkaunst sagte: „umkehren!“ die Leidenschaft rief: „weiter gehn!“ und meine Beine folgten der Letzteren.

Ich lief den Hafendamm hinab. Derselbe führt

an einem großen Canal entlang, welcher die Stadt von Osten nach Westen durchschneidet, und auf dem starke Seeschiffe fahren können. Zwei schmälere Canäle kreuzen diesen; hochgewölbte Steinbrücken leiten darüber hin, und man hat Gothenburg deshalb das nordische Venedig genannt, doch das ist plumpe Schmeichelei. Uebrigens säumt eine schöne, gediegne Häuserfronte den Hauptcanal, und die hohen Gebäude haben schon einen Anflug von architectonischer Kunst. Dort rannte ich also auf den Trottoirs, stand überall still, und blickte nach den breiten Spiegelscheiben empor, ob dahinter nicht Ebba zu entdecken wäre. Die dicken, wohlhabigen Kaufleute, die mir begegneten, sahen mich mißtrauisch vom Kopf bis zu den Füßen an. Im Ganzen war es aber sehr ruhig in Gothenburg, es lag eine tiefe, nordische Sonntagsstille über der Stadt. Sogar auf den Fahrzeugen des Canals schwieg alles; sie hatten ihre Segel zum Trocknen aufgehängt, und ein schlapper Wind klappte zuweilen mit der nassen Leinwand.

So kam ich an eine Insel mitten in der Stadt, auf welcher breite Lindenbäume recht schattige Alleen bildeten, und deren Erdboden sauber mit Kies bestreut war. Hinter den Bäumen sah ich eine lange offene Halle, ich ging hinein, und fand darin kahle Wände mit vielen Messinghähnen und Tafelchen darüber. Auf den Letzteren las ich: Karlsbad, Marienbad, Eger, Rissingen und die Namen andrer deutschen Heilquellen; es war also eine Brunnenanstalt. Das wunderte mich nicht, denn reiche Kaufleute sind überall unterleibskrank. Eine ein-

zige alte Frau saß in der Halle, und ich fragte dieselbe, ob ihr Ebba nicht bekannt sei?

„Ebba? Ebba?“ wiederholte sie, indem sie mir den bestellten Becher Seltersbrunnen füllte. „Ja, die kenne ich!“

Wer ist sie? Wo wohnt sie? rief ich begeistert aus.

„Nun, das wird sich leicht ermitteln lassen,“ sprach die Alte mit unerträglicher Kaltblütigkeit. „Sie hat rothe Haare und ein Feuermal auf der Nase.“

Ich rannte davon, als ob die ganze Hölle mich verfolgte, als ob die rothhaarige, feuermalige Gothenburgerin dicht auf meinen Fersen sei und mich festhalten wolle.

Frommes Sonntagsgeläute verjagte meine Angst; ich stand vor einem Gotteshause, in das mehrere Leute traten. Es war die „deutsche Kirche“, und ich ging hinein. Wohin man auch kommen mag: der Britte findet stets ein englisches Schiff, der Gallier eine französische Zeitung und der Germane eine deutsche Kirche. „Suum cuique!“ wie der schwarze Adlerorden sagt. Orgelton und Gesang lockten mich, durch die offene Kirchthür zu schreiten, doch meine Seele war heute nicht zur Frömmigkeit gestimmt; ich betete Ebba an und konnte sie nirgends entdecken. Auch hier verweilte sie nicht, deshalb verließ ich still das Gotteshaus, und fing meinen Lauf von neuem an.

Ein Buchhändler lehnte in seiner Ladenthür, und das Vorurtheil meiner Kinderzeit: so ein Buchhändler müsse unendlich viel, beinahe alles wissen, regte sich abermals in mir. Bescheidenlich erkundigte ich mich, ob

er mir nicht Auskunft über Ebba geben könnte? Er kniff das Antlitz nachdenkend in Falten und sprach darauf:

„Hm! — Ebba? — D ja! — Sie meinen ohne Zweifel Ebba Brahe, die schöne Geliebte Gustav Adolpfs. Er hatte sie zur Gemahlin erwählt, doch seine Mutter wollte eine fürstliche Schwiegertochter, und verband Ebba deshalb mit dem Grafen Jacob de la Gardie. Da kann ich Ihnen freilich einige gründliche historische Werke nachweisen — — —“

„„Um Gotteswillen, hören Sie auf!““ beschwor ich den unleidlichen Schwäger, dessen Redestrom, nachdem er einmal flüssig geworden, gar nicht zu hemmen war. „„Jene Ebba meine ich nicht.““

„Nicht? — Was denn für Eine?“

„„Die heute Morgen mit dem Polhem angekommen ist. Die Ebba aus dem Prophetengarten zu Mem.““

„Nein, diese Ebba kenne ich nicht! Sie können sich drauf verlassen, geehrter Herr!“ sagte der Mann gar zu höflich, und drückte sich dabei in die Ecke, als fürchtete er, daß ich ihn beißen würde. „Aber gehn Sie nur hier nebenan, zwei Treppen hoch“ — fuhr er fort — „dort wohnt der Stadtphysicus, der wird sich Ihrer gewiß annehmen.“

„„Herr!““ rief ich wild. „„Sie halten mich für einen Narren, und sind selbst Einer!““ — Damit ging ich ab.

Vor mir lag ein großer Gasthof. Reisewagen standen neben der Thür, Pferde werden gefüttert, und im Innern herrschte lauter Verkehr. Vielleicht ist sie hier, dachte ich, und begab mich in das weitläufige Parterrezimmer. Jubel und Willkommenruf scholl mir

stürmisch daraus entgegen; die Hälfte meiner Reisegefährten saß um einen Tisch, der unter der Wucht einer riesigen Bowle fast einzubrechen drohte. Man ergriff mich, zog mich heran, und ich sollte trinken. Alles Protestiren fruchtete nicht, und der Engländer sprach: „Nur gut, daß wir sie haben! Sie sind uns von gestern noch eine deutsche Geschichte schuldig.“ — „„Ja wohl!““ schrie der Chorus. „„Sie müssen erzählen, sonst kommen Sie nicht fort!““ Was sollte ich machen? Die Weinseligen hatten mich völlig blockirt, und je länger ich mich sträubte, um so mehr Zeit verlor ich. Deshalb faßte ich mich in Geduld, und wollte beginnen, doch — es ist immer ein Wagestück, acht deutsche Geschichten vorzutragen. Unentschlossen saß ich, bis ich mich zum Glück aus Hans Sachs eines Schwanks erinnerte, den der wackere Schuster und Meisterfänger in seiner gewohnten treuherzigen Weise erzählt, und ich fing also an:

„Es begab sich eines Tages, daß zu Frankfurt Halsgericht gehalten wurde über einen sehr jungen Bösewicht. Dieser war ein hurtiger Reitersmann, wohlgewachsen, schön von Antlitz, mit einem gar höflichen Gange, und war schmuck und sauber gekleidet. Als man ihn zum Gericht hinausführte, kam der Zug bei einer großen Herberge vorbei, worin viel fremden Adels lag, der da einen Vertrag mit der fränkischen Ritterschaft machen wollte. Die Herren sahen den Burschen, der kaum zwanzigjährig war, in guter, höflicher Gestalt daherschreiten, und es dauerte sie des jungen Blutes. Ging der Adel also wohlgemuth zu dem Rathe und legte eine demüthige Bitte für ihn ein, daß er nicht

sterben möchte, sondern vom Schwert errettet würde.

Da fragte der Rath: Ihr lieben Getreuen! Sagt, wisset Ihr, was der Knabe gethan hat, darum er soll gerichtet werden?"

Der Adel sprach: „Das wissen wir nicht, allein uns reuet die junge Person, um die Jedermann ein sonderlich Mitleid bezeiget.“

Antwortet der Rath: „Ihr lieben Getreuen! So erfahret denn, daß der Knabe ein Straßenräuber ist, welcher mit seiner Rotte auf dem Speffart den Kaufleuten ihre Wagen aufgehauen, sie gefangen und hart geplündert hat. Deshalb wollten wir ihn hinrichten lassen, doch weil Ihr so große Bitte für ihn einlegt, soll ihm — Euch zu Ehren — das Leben geschenkt sein, und wir werden ihn frei aller Bande entlassen.“

Als die Adelligen diese Worte hörten, sprachen sie mit Entsetzung: „Wie? Hat dieser Bengel sich schon unterstanden, auf dem Speffart die Kaufleute zu plündern, und ist doch nicht von ritterlicher Art? Das haben wir nicht geahnt, darum nur eilends fort mit ihm, und lasset ihm den Kopf abschlagen. Euer Urtheil ist gerecht und milde. — Ei, seht doch! So ein Bauerlünmel will uns das Brod vom Munde fortnehmen, und sich durch Straßenraub ernähren, was doch mit Ehren allein dem frommen Adel zusteht!“ — Hierauf nahm der fromme Adel Abschied, und war des Urtheils wohl zufrieden.“

Nachdem ich fertig war, sagte ich den Reifecameraden Lebewohl, und entzog mich ihren halbtrunkenen Liebkosungen durch schleunige Flucht. Abermals lief ich

durch die Straßen, und vom Markte her schmetterten mir gelbe Trompetenklänge entgegen. Dort machten die Artilleristen recht hübsche Wachparaden-Musik, und ein Kreis junger Offiziere stand müßig dabei — just wie bei uns. Beinahe hätte ich sie nach Ebba gefragt, aber ich besorgte, es könne mir wieder wie bei dem Buchhändler gehn. Ohne etwas entdeckt zu haben, langte ich endlich todmüde vor dem neuen Badehaus an. Ein solch elegantes Bad hatte ich in Gothenburg nicht erwartet. Es ist im Rotundenstyl erbaut, das Licht fällt von oben in den kreisförmigen Salon, und von diesem führen ringsum Thüren in die einzelnen Zellen. Hinter jeder Zelle befindet sich noch ein kleines Gemach, dessen Fenster nach außen geht, und es giebt sehr anmuthige Fernsichten hier. Frische, blühende Landschaften sieht man, zwischen denen die Göthaelf sich schlängelt; starre Felsen mit grausteinernen Forts; eine schattige Gartenvorstadt, aus welcher die bunten Sommerhäuser lustig hervorblinzeln, und im Hintergrund das brausende, schäumende Meer.

Mehrere Badezellen waren besetzt, und ich hatte den Blick fest auf die verschlossenen Thüren gerichtet. Ich hoffte immer noch, Ebba würde plötzlich hervortreten. Aber Eine nach der Andern that sich auf, und wildfremde, uninteressante Gestalten kamen heraus: stuzerische Kaufdiener, alte Muhmen und Basen, unbezahlbare Engroshändler nebst ihren bleichen, mitgiftstolzen Töchtern, und dergleichen mehr. Nun verließ ich seufzend das Badehaus. Ach! es gab in ganz Gothenburg keinen Ort, wo ich nachforschen konnte,

oder ich hätte gerade das Innere der Wohnungen visitiren müssen. Draußen traf ich Holst, der mich athemlos suchte. Er hatte lange nach mir gefragt, hatte mein Gepäck, das herrenlos umher gelegen, bereits ans Dampfboot schaffen lassen, und jetzt sollte ich mit ihm in die Barke steigen. Ich weigerte mich, aber er erkannte meinen Zustand, faßte mich entschieden beim Arm und zog mich ins Boot. Die Schiffer stießen ab, ein schwarzer Wind durchfröstelte uns, und wir ruderten eine Meile weit nach der Rhede hinaus, wo wir schweigend das große Dampfboot „Christiania“ erkletterten.

XIX.

Auf der „Christiania.“

Gegen das Unvermeidliche hilft kein Stammen und Sträuben; es muß getragen werden, sonst trägt es uns. Dieser Grundsatz hat so früh in mir Wurzel gefaßt, er ist so in mein Leben und Weben übergegangen, daß er mich auch diesmal vor thatlosem Hinbrüten schützte. Kaum hatte ich den Fuß auf die Christiania gesetzt, da erwachte ich aus meinem ängstigen Liebestraum. Ich rieb mir die Augen hell, ich gab der schönen Ebba im Geist einen Abschiedskuß, und war wieder der Alte.

Die Christiania setzte ihre Maschinen in Bewegung, und das mächtige, prächtige Boot, auf welchem die

königlich norwegische Flagge wehte, begann seinen Lauf. Wir kamen, wo die Gøthaelf sich in die Nordsee mündet, beim Castell Neu-Elfsborg vorüber, das im Fünfeck auf einer Felseninsel erbaut ist. Der dänische General Tordenskjöld griff 1717 diese Feste an, und hatte seinem Könige versprochen, sie so schnell zu nehmen, als er eine Pfeife rauchen würde. Elfsborg war schlecht versorgt mit Mannschaft und Munition, und die schwachen Werke unterlagen dem Bombardement. Mauern und Brustwehre stürzten, die Kanonen wurden demontirt, und ein Pulverhaus flog in die Luft, gräßliche Verwüstung anrichtend. Allein der Commandant Lilje war ein tapftrer Mann, und er drohte, jedes Parlamentär-Boot in den Grund zu schießen. Einen Brief Tordenskjölds schickte er unerbrochen zurück, und ließ ihm sagen: „Lilje sei kein Danckwardt, und Danckwardt kein Lilje. Lieber wolle er sich wie ein todter Lilje, als wie ein lebender Danckwardt nach Gothenburg führen lassen.“ — Und Tordenskjöld mußte abziehen, ohne sein keckes Wort gelöst zu haben.

Nun erreichten wir das Kattegatt, den bösen, klippenvollen Nordseebusen. Zur Linken sahen wir noch immer schroffe, unnahbare Granitgestade; das Meer war beinahe schwarz, und an den Felsklippen brandete es mit weißem Zischen empor. Aus Südwesten rollte der Wind große Wellen voll gegen die Planken, unsere Fahrt schien bedenklich werden zu wollen, und die neuen Gefährten konnten nicht genug schildern, was sie — von Christiania kommend — für eine Schreckensnacht durchlebt hatten. Jetzt befand sich die Gesellschaft in-

dessen recht munter, es knüpften sich freundliche Bekanntschaften, und ich gewann Muße, die einzelnen Charactere zu beobachten. Da war ein deutscher Graf mit Frau und Tochter, der in der trübseligen Angelegenheit des Sundzollcs unterhandeln sollte; da war ein junger Kaufmann aus Hamburg, der von Lappland heimkehrte, und alle fünf Minuten an seinem Pelzrock, ob er den Lederduft noch nicht verloren habe; da waren zwei sehr schöne Damen, und Holst hatte Jugendfreundinnen in ihnen wiedergefunden. Die Uebersahl der Passagiere aber bestand aus Norwegern.

Wie Viele dieses Volkes ich auch bisher auf der Reise getroffen, ich vermied absichtlich, irgend eine Phrase über den Nationalcharacter zu sagen, weil ich weiß, wie unsicher solche Urtheile sind — der Reisende ist immer anders, als der Mann in seiner Heimath. Hier aber, unter der Flagge des Landes, also gewissermaßen auf norwegischem Grund und Boden stehend, darf ich nicht ganz davon losmachen. Wenn man bei uns früher von Norwegern sprach, so dachte man unwillkürlich an granitne Riesen, die ohne Schuhe und ohne Bildung im Schnee des Kjölengebirgs waten, um auf die Bärenjagd zu gehn; man glaubte, dort im Nordcap-Lande wohnten noch immer jene Hünen, mit denen uns die Heimskringla bekannt gemacht hat. Seit etlichen Jahrzehenten sind solche Kinderträume freilich seltner geworden — und Norwegen wurde uns durch Henrik Steffens, Johann Dahl und Ole Bull mit Worten, Farben und Klängen gemalt. Trotzdem können wir uns eines leisen Erstaunens kaum erwehren, wenn

wir sehn, daß die Leute dort nicht größer sind als wir, daß sie gleich uns an den Nerven leiden, und durch all unsre modernen Interessen lebhaft erregt werden. Wir halten anfangs jeden Einzelnen für eine Ausnahme, nur um den hergebrachten Köhlerglauben nicht zu opfern.

Norwegens Volkscharacter ist fest und stark wie seine Uferfelsen, und eher mag es der wallenden Meerfluth gelingen, diese fortzuspülen, ehe jener den unerschütterlichen Freiheitsinn einbüßen wird. Man muß die Geschichte des Landes andeuten, wenn man auf dessen politische Entwicklung hinweisen will. Zu Ende des zehnten Jahrhunderts taufte König Dlof die Normänner mit Feuer und Blut, und sein Nachfolger benutzte die neue Religion, um sich der kleineren Fürsten des Reichs zu entledigen. Hierauf eroberte Knud der Große, ein Dänenkönig, das Land, allein es blieb nur wenige Jahre in seiner Gewalt, und mehrmals herrschten sogar norwegische Fürsten über Dänemark. Seit Margarethe Anno 1387 die scandinavischen Reiche vereinigt hatte, wurden Dänemark und Norwegen, das seine eigne Verfassung behielt, bis 1814 nicht mehr getrennt. Nach der Schlacht bei Leipzig sollte Norwegen an Schweden abgetreten werden, doch widersetzte sich der Statthalter, Prinz Christian von Dänemark, diesem Act, und das Volk schwur in allen Kirchen feierliche Eide, daß es Gut und Blut für seine Selbstständigkeit einsetzen wolle. Da rückte Bernadotte, Schwedens erwählter Thronfolger heran, und nach einigen unbedeutenden Gefechten, hatte er das Land im Besitz. Man gab damals dem Verdacht geheimer Unterhandlungen Raum.

Schwedens König nahm die am 17 Mai 1814 vom versammelten Storting zu Eidsvold entworfene Verfassungsurkunde an, welche auf folgenden eisernen Fundamenten ruht: Norwegen bleibt ein ungetheiltes, unabhängiges Königreich. Auf den norwegischen Münzen wird im Titel des Königs Norwegen vor Schweden genannt. Ein Vizekönig oder Statthalter wohnt in Christiania, und drei Normänner vertreten das Land stets in Stockholm. Die ausübende Macht hat der König, die gesetzgebende aber der Storting, aus Abgeordneten der ganzen Nation bestehend, welche in der hohen Kammer, Logthing, und in der zweiten Kammer, Odelsting, verhandeln und abstimmen. Zweimal darf der König den Beschluß des Storthings zurückweisen; geht derselbe zum dritten Male durch, dann hat er unumstößliche Gesetzeskraft, und niemand kann ein Veto dagegen sprechen.

Die bombenfesten Wälle einer solchen Verfassung müssen jeder Nation vollständige Sicherheit bieten; dahinter kann sie gedeihen und fortschreiten nach ihrer eigenen Kraft. Norwegen hat denn auch — trotz seiner geographischen Abgeschlossenheit von den Mittelpuncten europäischer Bildung — am großen Entwicklungsgang Theil genommen; ja! in manchen Stücken ist es tonangebenden Staaten voraus. Die Schneckenwege der Bureaucratie sind abgekürzt, der Beamtenwust ist vereinfacht, und in ganz Christiania giebt es nur 25 Civil- und Militairbeamte, während das Zoll- und Steuerwesen des 5800 □ Meilen großen Landes nur 150 höhere und niedere Beamte erfordert. In Schweden geht alle Gerichtsbarkeit noch den inquisitorischen Gang, aber beim

Obergerichte zu Christiania sind lange schon Öffentlichkeit und Mündlichkeit eingeführt.

Den Norwegern hatte es nicht an Gelegenheit gefehlt, in ihrem Nachbarstaate die tiefen, unheilbaren Nachtheile kennen zu lernen, die eine festgewurzelte Aristocratie dem Lande zufügen kann. Schon auf den Stortings von 1815 und 1818 war deshalb der Vorschlag durchgegangen, den Adel aufzuheben, ohne daß derselbe des Königs Zustimmung erhalten hätte. Zwar warnte der Landesherr den Reichstag vor schrecklichen Folgen, aber nichts destoweniger beschloß dieser 1821 die Abschaffung des Adels zum dritten Mal, und nun bedurfte sie keiner Bestätigung mehr — sie war zum Gesetz erhoben. Seitdem giebt es in Norwegen keinen Adel, auch eine Censur existirt dort nicht, und trotz solch einer Heidenwirthschaft blüht das Reich einig und kraftvoll empor.

Dem Schweden ist der Normann nicht besonders hold; er blickt vornehm auf den glatten, zierlichen Nachbar herunter, der — seiner Meinung nach — so viel unnütze Worte macht. Er hält dabei mit fast pedantischem Ernst auf seine Vorrechte, und als ich einen Norweger fragte, warum sie das schwedische Papiergeld nicht auch bei sich einführten, da bekam ich ein finstres Gesicht zur Antwort. Anderseits liebt der Schwede seine adoptirten Brüder gleichfalls nicht zu sehr, und hier ist es wohl ein wenig Neid um die gereifere Verfassung, was sich trennend in die Gefühle mischt. Ein viel festeres Band umschlingt Dänen und Norweger; die lange Verbindung ihrer Länder lebt noch unvergessen, und beide

Völkerschaften reden dieselbe Sprache. Die Letztere aber ist ein Kitt, den so leicht keine wechselnde politische Witterung ablösen kann; er widersteht den feinsten Diplomatenkniffen und sogar dem eignen Willen oft, wie wir's im Elsaß sehn.

— Norwegen hat erst einige versuchsweise Anfänge von Literatur, und es bedarf der dänischen nothwendig. Um so unbegreiflicher scheint es daher, wie man seit neuerer Zeit von einer „norwegischen Sprache“ reden kann. Dieselbe weicht in Wahrheit nicht so sehr von der dänischen ab, als z. B. die Mundarten Sachsens und Böhmens verschieden sind. Solche nutzlose Behauptungen sollten die Norweger einstellen; anfangs lächelt man zwar darüber, doch jemehr sich beide Dialecte von einander absperrten, um so eifriger vermeidet jeder das neue Wort, welches der andre aufgenommen, und nach hundert Jahren sind dann wirklich wieder zwei verschiedene Sprachen fertig — man versteht einander nicht. Das wäre aber sehr schlimm, denn ich dünkte, schon läge genug Sprachverwirrung trennend zwischen den Völkerschaften Europa's, und wenn wir alles verwinden, den babylonischen Thurmbau verwinden wir in Ewigkeit nicht.

Es geht so viel Jovialität durch den Character der Norweger, daß sich ungemein gut mit ihnen verkehren läßt, und sie brachten fortdauernde Heiterkeit in die Reisegesellschaft. Nur der Capitain des Schiffes, ein junger Marineoffizier, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: wir müßten uns vorbereiten auf widerwärtigen Wind und schlimme Fahrt. Bald fing auch das Rattengat an, gewaltige Wellen zu treiben, der Wind raste,

die Nasen wurden lang und bleich, einzelne Invaliden bogen sich über Bord. Als nun gar ein rechter Seeregen losbrach, da floh alles in die Gemächer, und auch Freund Holst zog sich zurück. Nur der deutsche Graf mit seiner hübschen Tochter — die halb Kind, halb Jungfrau war —, ein Norweger, Namens Krogh, Mitglied des höchsten Gerichts in Christiania, und ich hielten noch Stand. In der kleinen Kajüte, die auf dem Deck für Raucher errichtet ist, saßen wir dicht an einander gedrängt, und blickten von dem traulichen Winkel, sicher und doch zusammenschauernd, in den Aufruhr der Elemente hinaus.

Später theilten sich die Wolken, und wunderschöne Momente tauchten aus dem finstern Chaos hervor. — Da liegt sie düstergrau die weite, empörte See; nach dem Horizonte zu entdeckt man einzelne starre Felskegel, an denen die Brandung von Zeit zu Zeit aufsprüht, daß es anzusehen ist, als ob dort große Silberpalmen wüchsen, die stets im Nu wieder verschwunden sind. Im Westen röthet sich der Himmel — nicht goldig, nicht purpurn; es ist ein gräuliches Brandroth. Aber die Wolken öffnen ihren trüben Vorhang; man sieht die Sonne untergehn. Unten auf den Wellen lagern Dunstballen wie Gebirge, und auf den Gipfeln glüht ein energisches Schwefelgelb mit einzelnen Feuerlichtern — es gleicht einem Vulkan, der seine brennende Lava in Strömen ergießt. Darüber kommt wieder ein stahlblauer Wolkenstreif, in groteske Formen ausgeschnitten, und von diesem steigen drei Feuermeteore empor, riesig, flammend, blendend. Es sieht wie eine Gigan-

tenkrone aus, und wirft seinen schrecklichen Schein über die sturmerregten Wogen.

Nun wird es Nacht. Rabenschwarz folgt eine lange Rauchfahne dem Schiff, die Wellen branden, der Wind geht hohl. Alles ist öde; aus dem Salon schimmern matte Lichter durch's Fensterglas; im Maschinenwerke lodert und stampft es. Ruhig, unerschüttert steht der Steuermann, eine Laterne muß ihm den Compaß beleuchten, und vorn hält ein Matrose Wacht. Sonst sah man auf dem Verdeck kein lebendes Wesen mehr. Die kleine Gräfin hatte endlich dem Meergott auch unterliegen müssen, und eine Stunde vor Mitternacht begab ich mich in den Salon. Man glaubte dort in ein großes, unheimliches Lazareth zu treten. Die Planken dröhnten, die Ampel flog wie ein Perpendikel hin und her, die Symptome der Seekrankheit grollten rings, dem Ton der Wassersprützen und abgerissnen Trommelschlägen ähnlich. Holst lag auf seiner Matratze, still, wach, seekrankheitsergeben. Ich ließ mir meine Hangematte dicht neben ihn legen, der Stewart stellte mir noch jenen verhängnißvollen schwarzen Napf hin, und wünschte mir „gute Nacht!“

Gute Nacht! —

Früh um fünf Uhr stand ich wieder oben auf dem Deck. Goldig schien die Sonne, Himmel und Meer waren blau. Das Wetter, zur Nacht ein schnaubender Panther, hatte sich in eine sanfte Turteltaube verwandelt. Vor uns lagen die Küsten von Seeland, an die sich eine eigne Sage knüpft. Betrachtet man nämlich auf der Landkarte ihre Umrisse, so scheinen sie aus dem

gegenüberliegenden schwedischen Ufer, in dessen Vorgebirge sie genau hineinpassen, geschnitten und ein Stück ins Meer gedrängt zu sein. Die Sage erzählt: Gefion ist die schönste Afsenjungfrau, und zu ihr wandeln alle gestorbenen reinen Mägdelein, um in ihrem Palast zu wohnen, der an Glanz und Pracht alles überstrahlt. Einst kam sie an den Hof des Königs Gylfe, und bat ihn daß er ihr Land schenken möge. Sie sang so holdselig, so liebeberauschend, daß er die Bitte nicht verneinen konnte, und seine Söhne verliebten sich alle Vier in die reizende Fee. „Wohl!“ sagte der Fürst, „ich will Dir so viel Land geben, als Du in einem Tage und in einer Nacht umpflügen kannst.“ Als nun die Prinzen um Gefion warben, erwiderte sie: „Soll ich auf eure Wünsche hören, so müßt ihr euch in Dachsen verwandeln, damit ihr mir beim Pflügen helfen könnt.“ Sie thaten's, und die Fee pflügte sich ganz Seeland ab, welche Insel dann von Gylfe's Reich getrennt und ins Meer geschoben wurde.

Eine spätere Entstehung der Sage läßt sich kaum verkennen, und namentlich ist die Idee der in Dachsen verwandelten Prinzen ganz modern.

Herrliche, uralte Buchenwaldungen, ein Wahrzeichen Dänemarks bedeckten die Gestade, und die Feste Kronborg erschien, auf deren Wällen ein dänischer Soldat im ziegelrothen Mantel Wache hielt. Die Fenster des schönen gothischen Schlosses glänzten in der Morgensonne, und ich gedachte der unglücklichen Königin Mathilde, welche hier gefangen saß. Das Gebäude ist im gothischen Styl errichtet, und hat so viel einzelne Flü-

gel, Thürme, Plateforme, Vorsprünge und Wendeltrep-
pen, daß die Verfasserin von „Godwin Castle“ jedenfalls
einen guten Romanstoff darin finden würde. Eine voll-
ständig gerüstete Fregatte, nebst mehreren großen Schif-
fen, schaukelte auf der Rhede, und der ganze Horizont
war von weißen Segeln erfüllt, denn hier ist der Ort,
wo der Sundzoll bezahlt wird. Dies wohlconditionirte
Stück Mittelalter steht auch noch wie ein häßlicher Po-
lyp im Angesicht von Europa, und muß durchaus ope-
rirt werden. Freier Verkehr ist für die Länder der un-
gehemmte Blutumlauf des Körpers, und da schon so
viel Landschlagbäume gefallen sind, weicht wohl auch
dieser Meerschlagbaum der fortschreitenden Bildung bald.

Dicht an Kronborg schließt sich Helsingör, ein Ort,
der so bekannt wie Shakespeare's Hamlet ist. Ein
Hang zum Müßiggehn trieb den Horatio von Witten-
berg hierher zurück, wobei mich's nur Wunder nimmt,
daß der Jüngling, wenn er das dolce far niente einmal
genießen wollte, sich keine andre Stadt gewählt hat.
Helsingör liegt mit öden und blöden Augen da; es
schaut eben auch nicht lebenslustiger in die Welt, als
das stockprotestantische Wittenberg, und Kronborg ge-
mahnt an die königl. preuß. Citadelle, die sich dort be-
findet. Ein von schattigen Buchen eingeschlossener Platz,
nahe bei Helsingör, heißt im Munde des Volkes „Ham-
let's Grab“, und man sieht also, daß ein geschriebenes
Wort doch nicht ganz spurlos über die Erde weht. Die
Dichtung weiß Fabeln im Gewande der Historie hinzu-
stellen, und die Historie bleibt gewiß ewig lebendig, wenn
der Dichtung Feuerathem sie durchglüht. Wer zu zit-

tern hat, den kann man's nicht verdenken, wenn er zittert vor dem Wort der Poesie.

Gegenüber, auf der andern Seite des Dresunds, zeigt sich Schonens Küste mit der Stadt Helsingborg. Dort sieht man auch die Insel Hveen, welche Friedrich II., König von Dänemark, dem großen Tycho de Brahe übergab. Auf dem Eiland baute der Letztere sich sein Uranienburg nebst einer unterirdischen Sternwarte, Stjerneborg, und in tiefster Einsamkeit, nur zuweilen von einem wißbegierigen Fürsten besucht, schuf er hier das Weltssystem, in welchem die Bewegung der Erde geläugnet wird.

Unterdeß quollen am seeländischen Ufer die blau-grünen Buchenwäldungen immer schöner, immer voller; helle Dörfer und Landhäuser lachten dazwischen; von allen Himmelsgegenden kamen Schiffe. Ein sonnenbeschienenes Häusermeer mit Thürmen und Palästen tauchte auf — es war Kopenhagen, und eine Stunde später legte die „Christiania“ im Hafen an.

XX.

Kopenhagen.

Herr Christian Dehn, ein deutscher Schriftsteller, sagt: „Kopenhagen sei eine junge, züchtige Hausfrau, die wohl gefallen, aber nicht reizen, die wohl Freude und Behagen, aber keine Bewunderung erregen will.“ Solch Lob klingt etwas zweifelhaft; man denkt sich die

Frau oder die Stadt sehr reinlich und prüde, sehr häuslich und etwas dumm. Das würde nun zu Kopenhagen gar nicht passen, denn der Ort ist eher eine lebenswürdige, geistreiche Wittwe, die freilich ihr großes Auge sinnend niederschlägt, die aber, wenn sie den schwärmerischen Blick erhebt, unbewußt eine leise Koketterie hineinlegt. Und warum sollte Kopenhagen auch nicht ein wenig kokett sein, es ist ja noch gar nicht so alt, und hat noch alle Ansprüche ans Leben zu machen. — Ich will in möglichster Kürze seine Biographie erzählen.

Wo heute die Zinnen der dänischen Hauptstadt ragen, sah man vor siebenhundert Jahren noch Wiesen und Felder, und eines unbedeutenden Fischerdorfs Hütten waren regellos umhergestreut. Wie und wann Kopenhagen entstanden ist, wissen die Gelehrten nicht, doch trösten sie sich damit, daß Anno 1043 der Name zum ersten Male vorkommt. Der Ort blieb ohne jede Wichtigkeit, bis der berühmte Bischof Arsl ihn besaß und dabei 1168 eine starke Feste, „Arslhuus“, zum Schutz gegen die Seeräuber erbaute. Die Insel, worauf das Castell lag, wurde später Schloßholm genannt, und diese Bezeichnung hat sich bis zur Gegenwart erhalten. Ein Canal umgiebt den Stadttheil, dessen Mittelpunkt die große und prächtige Christiansburg bildet. Nach Christian VI. heißt der Palast, denn dieser Fürst ließ die alten wüsten Gebäude abbrechen und ein neues Schloß aufführen, dessen Felsenfundamente, dessen colossale Mauern der zerbröckelnden Zeit furchtlos ins Auge schauten. Mehr als tausend Menschen bewohnten diesen herrlichen Palast; er glich einer kleinen Stadt.

Doch 1794, in stürmischer Februarnacht, brach Feuer darinnen aus, und nach wenigen Stunden war er ein hohles Mauerngespenst. Steffens hat die wilde Brandscene in seinen „Familien Walslet und Leith“ mit hinreißender Lebendigkeit geschildert. Nun wurde das jetzige Schloß erbaut, ein majestätisches Werk mit großen Schwibbögen, Säulen, Portalen, Seitenflügeln und Höfen, welches wunderschöne architectonische Perspektiven bietet. Sein Inneres schmücken reiche Kunstschätze, und es bedarf keiner breiten Aufzählung, wenn man nur Thorwaldsens Alexanderszug nennt.

— Kopenhagen war um 1350 aus einer bischöflichen eine königliche Stadt geworden, aber noch lebten die Bewohner hauptsächlich vom Fischfang und Fischhandel. Lehmhäuser mit Strohdächern bildeten die Straßen, und dazwischen lagen überall Gärten oder Höfe, mit Bretterzäunen, oft auch mit grünen Dornhecken umhegt. Trotzdem wuchs des Ortes Reichthum immer mehr, und alle Feinde sahen eine Plünderung Kopenhagens als gute Beute an. So zogen im Jahre 1428 die Hansestädte, furchtbar gerüstet, mit 260 Schiffen gegen die Stadt, und König Erik der Pommer floh, aber seine Gemahlin Philippa konnte zeigen, daß sie eben so kühn als edel sei. Sie ermunterte das Kriegsvolk, rief alle wehrbaren Jünglinge zusammen, und jeder gehorchte der milden, gütigen Königin gern. Weder der Stadt, noch dem Hafen konnten die Hanseaten Schaden thun, und ärgerlich mußten sie wieder dorthin segeln, von wannen sie gekommen waren.

Seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts schlu=

gen Dänemarks Fürsten ihre Residenz in Kopenhagen auf, und bald darauf wurde die Universität gegründet. Der alte „Studienhof.“ zerfiel 1807 beim Bombardement der Stadt, und ein neues Universitätsgebäude erhebt sich jetzt auf dessen Platz. Man nimmt durchschnittlich sieben bis achthundert Studenten an, und Kopenhagen besitzt wahrhaft großartige Mittel, auch ärmeren Jünglingen die academische Laufbahn zugänglich zu machen. In vier Gebäuden finden die Musensohne freie Wohnungen, und außerdem hat die Universität viele Stiftungen, Legate und Stipendien zu vertheilen. Das ist vortrefflich, denn die Wissenschaften dürfen kein Monopol der Reichen werden. Auch eine militairische Verfassung haben die hiesigen Studenten. Alle academischen Bürger in Kopenhagen bilden nämlich das „Leibcorps des Königs“, welches 1801 und 1807 unter dem Donner der Kanonen errichtet wurde. Damals gedachte man des unerschütterlichen Muthes, womit die Studenten in früheren Belagerungen die Stadt geschützt hatten, und so entstand das nachahmungwürdige Institut, dessen Mitglieder, gleich der indischen Priesterkaste, Feder und Schwert zu führen wissen, und dessen Bestimmung ist, die Hauptstadt gegen den Feind zu schirmen.

Ein ähnliches Waffencorps besteht unter der Kopenhagener Bürgerschaft; es theilt sich in Infanterie und Artillerie, und zählt gegen fünftausend Mann. Die Uebungen werden sehr regelmäßig betrieben, und dies Militär macht sowohl durch hübsche Uniform, als durch untadelhafte Haltung einen angenehmen Eindruck. Da sieht man die jungen Bürgersöhne zum Exercierplatz

gehn; die feine, knappe Scharlachuniform steht ihnen gut, und sie tragen das Gewehr zwanglos auf der Schulter, während eine Cigarre in ihrem Munde glimmt.

— Als Christian der Tyrann 1513 Dänemarks Scepter nahm, ließ er sogleich die Holländerin Sigbrit und ihre Tochter Dyrwika, „das Täubchen von Amsterdam“, nach Kopenhagen kommen. Die Letztere soll weit und breit im Norden das schönste Mädchen gewesen sein; dabei war ihr Herz so mild wie ihr Angesicht. Nur sie allein besaß die Macht, Christians starren Sinn zu lenken, und er hing mit glühender Leidenschaft an ihr. — Dieser Fürst war es, der 1516 holländische Bauern nach Dänemark einlud, um die Insel Amack zu bevölkern, und guten Gartenbau einzuführen. Das Eiland liegt südlich von Christianshafen und ist beinahe zwei Meilen lang. Ihre Bewohner, sechstausend an der Zahl, stammen von jenen Ansiedlern, und sie haben sich Sitten, Lebensweise und Tracht die ganze Zeit hindurch unverfälscht erhalten. Auf allen Gemüsemärkten Kopenhagens sieht man ihre Frauen mit absonderlichen Hüten und ungeheuren Schuhen, welche massiv aus einem tüchtigen Holzstamm gearbeitet sind. Die Amacker führen der Hauptstadt Gartengewächse, Früchte, treffliche Milch und Fische zu, und man bemerkt recht blühende holländische Gesichter unter den Mädchen.

Im Jahre 1517 starb Dyrwika plötzlich, und man verdächtigte Torbern Dre, der hoch in ihrer Gunst gestanden, sie vergiftet zu haben. Des Königs ganze zügellose Wildheit wachte nun von Neuem auf. Er

klagte Torbern beim Rathe an, daß er das königliche Lager besleckt, aber der Rath sprach ihn vollkommen frei, weil nicht Dyrwika, sondern die Königin Isabelle des Herrschers Gemahlin sei. Wuthschnaubend holte sich Christian zwölf Bauern herein, die Zitternden mußten Torbern verurtheilen, und dieser wurde, trotz aller Fürbitten, enthauptet.

Christian, dem kein milderndes Wesen mehr zur Seite stand, gab sich nun völlig der Grausamkeit hin. Das Blutbad von Stockholm erschreckte die Völker, und jeden seiner Schritte bezeichnete Blut. Er wurde aus Schweden verjagt; auch Dänemark empörte sich endlich und sprach die Thronentsetzung über den Tyrannen aus. Er mußte fliehn, nur die Hauptstadt blieb ihm noch treu, und sie hatte dafür das Elend einer harten Belagerung zu ertragen. Christian's Oheim, Friedrich I., erhielt die Krone, und unter seiner Herrschaft gewann der Adel maäßlose Macht, während die Leibeigenschaft gefestigt wurde. Als er starb, brach eine furchtbare Bauernempörung aus; sie verjagten die Bewohner der Edelhöfe, und ihr Wahlspruch war: „Man muß den Wolf erschlagen, damit er keine Jungen hinterläßt.“ Zwar huldigte der Adel Christian III., Friedrichs Sohne, aber Bürger und Bauern wollten ihn nicht anerkennen. Er fand an Gustav Wasa einen Bundesgenossen, und zog gegen seine aufwieglerischen Unterthanen ins Feld, welcher Krieg den Namen „die Grafenfehde“ erhielt. Kopenhagen hatte abermals eine schwere Belagerung zu bestehn; Gustav Wasa unterstützte Christian mit ausgesuchten Truppen, und er nahm die Hauptstadt ein.

— Anno 1588 gelangte Christian IV. zur Regierung. Derselbe war damals erst eils Jahre alt, deshalb verwalteten einige Rätthe das Reich, und musterhaft sorgten sie dafür, daß Körper und Geist des künftigen Herrschers gleichmäßig gebildet wurden. Den jungen König fesselte das Seewesen, und erfahrene, schiffahrtskundige Männer machten ihn zum Meister dieses Fachs. Neunzehn Jahre alt, bestieg er selbst den Thron, und entfaltete so treffliche Eigenschaften, trug so viel zur Blüthe seines Landes bei, daß ihn das Volk wahrhaft anbetete — ja! die Dänen sprechen noch jetzt seinen Namen mit solcher Ehrfurcht und Liebe aus, als ob sie ihn selbst gekannt hätten. Sparsam ging er mit den Staatseinkünften um, und wo es galt, da trat er muthig an die Spitze seines Volks. So unternahm er einst eine große Seereise nach Norwegen, umschiffte das Nordcap, und wies fremde Eingriffe in den Handel jener entlegenen Provinzen zurück. Er erwarb Besitzungen in Ostindien, gründete Handelsgesellschaften, richtete die ersten Posten ein, und gab den Gesetzen sichere Pfeiler.

Das dänische Heer und die dänische Marine müssen ihn als Gründer betrachten. Die Seemacht besteht gegenwärtig — nach dem Raubzuge der Engländer — noch aus 21 größeren Schiffen mit 880 Kanonen und aus etwa 90 kleineren Fahrzeugen. Alle zur Flotte gehörigen Gebäude, Magazine und Werkstätten liegen auf etlichen Eilanden, die Holme genannt. In einem besondern Hafen sieht man die nicht benutzten Kriegsschiffe, gleich ungeheuren Sceletten fossiler Riesenthiere,

auf dem Trocknen ruhn. Auch die neuen Buden, „Nyboder“, hat Christian IV. erbaut. Das ist eine eigne kleine Stadt für Seesoldaten, Matrosen und Marinearbeiter, wo sehr gleichmäßige, lange Häuserlinien die breiten, luftigen Straßen bilden. Tausende von Menschen finden, für geringes Geld, gute Wohnungen hier; die Fenster schimmern überall spiegelblank, und eine solche Reinlichkeit herrscht in der Marinestadt, daß selbst Offiziere nicht verschmähn, ihre Quartiere darin zu nehmen. Das Pflaster ist mit rother Lohe bestreut, und auf diesem weichen Teppich spielen, gruppenweise, die zahlreichen Kinder der Seeleute, welche durchgehends ein sauberes und gesundes Ansehn haben.

Was Christian IV. für die Verschönerung Kopenhagens gethan, das läßt sich nur mit kürzesten Worten hier anmerken. Er gewann der See feste Bauplätze ab, und legte die beiden Stadttheile Christianshafen und die Neustadt an. Zwei Gotteshäuser baute er, die Holmens- und die Trinitatiskirche, welche Letztere gewöhnlich „die runde Kirche“ heißt. Sie hat den Namen von ihrem runden Thurm empfangen, der ein sehr interessantes Gebäude ist. Im Innern desselben schlängelt sich bis zum Plateau, statt der Wendeltreppe, ein ebener Schneckenweg empor, sich rechts an die Außenmauer, links an einen starken Hohlpfeiler lehrend. Oben ist die Sternwarte und eine herrliche Aussicht. Alle Straßen und Plätze der Residenz, mit ihrem bunten Treiben, liegen übersichtlich vor dem Auge ausgebreitet. Der Blick fliegt in die grünen Waldgründe des Thiergartens, zum azurnen Spiegel des Meers, wo die

Segel wie weiße Schwäne kommen und gehn, und zu der Küste von Schweden hin. Als Peter der Große in Kopenhagen war, besuchte er das Observatorium oft; zur Bequemlichkeit ritt er dann gewöhnlich hinauf, und einmal hat ihn seine Gemahlin Catharina in vierspänniger Carosse begleitet.

Auch ein Freihaus für hundert unbegüterte Studenten, ein Proviandmagazin und ein Arsenal gründete König Christian, und ließ mitten in der Stadt die liebliche Rosenburg errichten. Unmuthige, kühle Gartenpartien umringen das Schloß, und statt der Rosen glühen dort holde Kindergesichter, denn die Wärterinnen ziehen mit ihren kleinen Pfleglingen in ganzen Schwärmen hierher. — Jener Fürst wußte wohl, daß der Handel ein Nerv des Staates sei, und deshalb suchte er ihn auf alle Weise zu beleben. Die Kopenhagner Börse ist sein Werk. In den Jahren 1622—1642 entstanden, sieht man an ihr den Uebergang von reiner Großartigkeit des Gothenstils zur gekünstelten Schnörkelei des Rococo. Ein seltsamer Thurm schmückt das Gebäude, und giebt ihm eine zwar abentheuerliche, aber doch malerische Form. Seine Spitze wird nämlich durch vier Drachen gebildet, welche auf den Bäuchen ruhn und ihre gezahnten Rachen nach allen Himmelsseiten recken. Die Schlangenteiber ringeln sich aufwärts um einander, und bilden eine hohe, sehr spitz zulaufende Zinne, in drei Kronen endigend.

Den weitläufigen Mittelraum der Börse hat man zum Bazar etablirt, und ein buntes Quodlibet hübscher Waaren lacht dem Beschauer dort entgegen. Im west-

lichen Theil des Bauwerks liegt der große Säulensaal, und darin befindet sich ein Gemälde: Christian IV. besucht als junger Prinz Tycho de Brahe auf der Insel Hveen. Man wollte hierdurch wohl andeuten, wie sehr der König die Wissenschaften überhaupt, und besonders die Mathematik, wegen des wichtigen Einflusses, den sie auf Seefahrt und Handel übt, zu ehren verstand. Das Bild ist gewiß viel besser gemeint, als ausgeführt, und es macht den Effect einer bloßen Decorationsmalerei.

Wie anders sieht der Fürst dagegen in der Statue aus, welche Thorwaldsen modellirt hat. Kein stolzer Purpurmantel umwallt ihn, kein griechischer Harnisch bedeckt seine Brust. Ein Christian IV. kann solchen Comödiantenputzes entbehren. Er trägt ein wehrhaftes dänisches Kleid, hohe schwere Reiterstiefeln und sein schlagfertiges Schwert. Die starken Züge prägen eben so viel Festigkeit und Muth, als herzliches Wohlwollen aus, und vorn über die Schulter fällt ihm der lange, geflochtene Haarzopf. So kennt ihn das ganze Land, und es gibt gewiß einen rechten Festtag für Dänemark, wenn die Bildsäule einst auf offnem Platze errichtet wird.

— Eine Reihe von schwachen Regenten stieg nur auf den Thron, und das Land büßte dabei Frieden und Wohlstand ein. Eine blühende Provinz nach der andern ging verloren, das Volk seufzte unter anhaltendem Kriegesdruck, und Kopenhagen erlitt mehrmals heftige Belagerungen. Die Hülfquellen Dänemarks sind schwach; nur weise Mäßigung und ein streng geordneter Haushalt können das Staatsschiff vor dem Leck bewahren,

und es läßt sich schwer kalfatern, wenn sich ein solcher fand. Friedrich III. fühlte lebhaft, der Adel sei die Klippe, gegen welche das Fahrzeug immer stoßen müsse, wenn sie nicht endlich im Grunde gesprengt würde. Deshalb gab er 1665 das „souveräne Königsgesetz.“ Dasselbe macht den König zum unumschränkten Herrscher, und fordert nur: derselbe solle lutherischer Confession sein und die Grundverfassung nicht antasten. Hierdurch ist Dänemark die vollständigste Blüthe der Monarchie geworden, denn das Gesetz gilt heutigen Tages noch, und die Einführung berathender Provinzialstände geht wie der Schatten einer Sonnenuhr über dessen Felsenfundamente hin. Jene Stände zeigen wohl die Zeit an, aber sie ändern nichts. — Christian V. Reiterbild, aus Blei gegossen, steht auf dem Königs-Neumarkt, man hält es aber für eine allegorische Darstellung der Hypochondrie, wenn man zuerst daran vorübergeht. Nun, er hat kein besseres verdient!

— Im Jahre 1749 ließ Friedrich V. die Friedrichsstadt bauen, und vier symmetrische Paläste erheben sich dort, welche man zusammen unter dem Namen „Amalienburg“ begreift. Diese Schlösser wurden, als die Christiansburg abbrannte, Residenz der königlichen Familie, und blieben es seitdem. Auf dem schönen Rundplatz, den die Gebäude formen, hat die asiatische Handelscompagnie Friedrich dem Fünften ein Denkmal gesetzt, und dasselbe sieht auch mehr asiatisch als europäisch aus. Dieser König wollte den neuen Stadttheil mit einer prächtigen Kirche aus weißem Marmor schmücken, und Anno 1749 begann der Bau. Allein

die Mittel waren nicht gehörig berechnet, ungeheure Summen verschlang das Werk, und es konnte nicht vollendet werden. Da liegt sie nun, großartig und schön, die mächtige Ruine, von Gärten und Höfen eingeschlossen. Ihre unfertigen Mauern bröckeln ab, die starken Säulen stürzen und grüne Sträucher fassen Wurzel in den Fugen der Marmorquadern. Eine erschütternde Lehre steht im Lapidarstyl auf dem Gebäude hingeschrieben, und verkündet: daß überschätzte Kraft nur Schwäche ist.

Den häßlichen Struensee'schen Roman — der in den Jahren 1768—72 spielte — übergehe ich mit Absicht.

— Fünfzehn Monate nach dem Schloßbrand, im Juni 1795, ergoß abermals eine wilde Feuerbrunst ihre rothen Wellen über Kopenhagen. Die Nicolaiikirche, ein herrliches Denkmal gothischer Architectur, das Rathhaus und beinahe hundert Wohngebäude gingen unter in der Gluth. — Das neue Rath- und Gerichtshaus wendet dem Neumarkt seine Säulenfaçade zu, hinter welcher eine offne Treppe zu der großen Vorhalle führt. Oben drüber liest man im Giebelfelde die Inschrift: „Med Lov skal man Land bygge.“ Diese Worte eröffnen nämlich das treffliche jütländische Gesetzbuch, welches Waldemar I. im Jahre 1240 seinem Volke gab, und sie heißen: „Mit Rechten und Gerichten soll man das Land bauen.“

— Am zweiten April 1801 wurde auf der Rade von Kopenhagen zwischen der dänischen und englischen Flotte jene ungeheure Seeschlacht geschlagen, deren Donner im Buche der Geschichte widerhallt. Nelson, der

kühne Admiral, der allemal seekrank war und doch die Schlachten gewann, Nelson sagte davon: „er habe mehr als hundert Treffen auf dem Meere mitgemacht, aber so fürchterlich sei keins gewesen.“ Tausend tapfere Dänen blieben in dem Kampf; man legte sie in eine große Gruft auf dem Holmskirchhofe, und thürmte, nach altnordischer Weise, einen Grabhügel darüber auf.

Jener Angriff der Britten konnte noch vertheidigt werden, aber sechs Jahre später kamen sie wie gemeine Seeräuber nach Kopenhagen. Eifersüchtig sah man in England Napoleons Ländermacht immer gigantischer anwachsen, und suchte drum die Meeresherrschaft ungetheilt zu erringen. Dänemarks Flotte war dem Krämervolk ein Dorn im Auge, denn sie hatte 1801 gezeigt, daß der Dannebrog der brittischen Flagge Achtung einzulösen wisse. Da berieth das Ministerium, die dänische Seemacht zu vernichten, und brach die Gelegenheit vom Zaun. Eine starke Zahl von Schiffen erschien im Sund, und forderte, damit Dänemark nicht in den Strudel der napoleonischen Continentalpolitik hineingezogen werden könne, ein Schutzbündniß, oder die Auslieferung der Flotte als Unterpfand. Man lehnte beides ab. Nun überfielen die brittischen Piraten mitten im Frieden die dänische Flotte, setzten Lord Cathcart mit einer starken Armee ans Land, und Kopenhagen wurde genommen. Noch weigerten die Dänen sich, Großbritanniens Forderungen anzunehmen. Da ließ Cathcart die Hauptstadt drei Tage lang beschießen, 400 Häuser, 1300 Menschen rissen die Kugeln nieder, und Kopenhagen capitulirte. Die Britten führten Dänemarks

ganze, wohlgerüstete Flotte fort; darauf befanden sich, kriegesgefangen, die Seeleute, welche so todesmuthig gekämpft hatten, und niemals ist ein Schiff zurückgegeben worden.

Wie ein Schmachtfleck ruht diese That auf Englands Geschichte. Im gewöhnlichen Leben würde man sie einen Diebstahl schelten, und würde den Räuber mit entehrender Strafe belegen. Staaten können keinen Diebstahl begehn; die Diplomatie nennt solches recht- und ehrlose Verfahren diplomatisch, die Politik nennt es politisch, und unter dem Deckmantel dieser Terminologie kann alles verübt werden. Aber die Dänen haben ihre Flotte noch nicht verschmerzt, und ältere Männer weinen fast, wenn sie von den Tagen des Verraths und Grausens sprechen.

Beim Bombardement war das Ziel, wonach die sonst so religiösen Engländer ihre Bomben richteten, der Thurm auf der Frauenkirche, und er stürzte endlich zusammen, ringsum schaurige Verwüstung säend. Dieser Dom war seit alten Zeiten Metropolitankirche des Reichs, worin viele Könige gekrönt und Bischöfe geweiht worden, doch nun lag er als ein Schutthausen da. Man hat ihn neu aufgebaut, und wenn die „Frue Kirke“ jetzt in ihrem Baustyl auch weder Großartigkeit noch Anmuth zeigt, so birgt sie doch im Innern das Großartigste und Anmuthigste moderner Kunst. Ich meine den Heiland und die Apostel, welche Thorwaldsens Hand aus weißem Marmor schuf. In diesen dreizehn Gestalten liegt ein göttliches Gedicht, eine ewig

blühende Messiade, viel dauernder und schöner, als jene andre, die Klopstock dichtete.

— Dänemarks letztverstorbenen König, Friedrich VI., hatte nicht die Absicht, für einen gelehrten oder geistreichen Fürsten zu gelten; er führte keine strahlenden Paläste auf, und strebte niemals, ein Beschützer der Künste zu heißen. Davon verstand er wenig, und gab sich auch gar nicht das Ansehn, als verstünde er viel davon. Aber er war ein Vater seines Volks, oder gerade und offen gesagt, wie er es liebte — er war ein braver Mann. Bei allem Unglück, das er erfuhr, blieb er fest, ruhig, sicher, und noch heute beweint man seinen Tod. Handel und Seewesen zu erheben, war sein Lieblingswunsch, und die „neuen Buden“ wurden durch ihn bedeutend ausgedehnt. Früher, als es in irgend einem andern Staate geschah, verbot er den Clavenhandel, und alle leibeigenen Bauern erklärte er frei. Draußen vor dem Westerthor, an bewegter Landstraße, haben die Letztern ihm dankbar einen Obelisk errichtet, und dieser ist gewiß das würdigste öffentliche Denkmal, welches Kopenhagen besitzt.

— Hier schliesse ich die Biographie, und empfinde mit Bedauern, der Leser wird daraus kein Bild gewonnen haben. Allein Kopenhagen ist auch ein ziemlich verwickeltes Buch, und es läßt sich nicht so bequem darin lesen. Sonst liegt die Stadt vortrefflich zwischen Buchenwald und See; breite, stattliche Häuser reihen sich zu Straßen, und blicken den Fremden aus großen Spiegelscheiben voll freundlicher Neugier an. Waarenlager erfüllen die Erdgeschosse, im muntern Strom wogt die

Menschenmenge hindurch, und auf dem Königsneumarkt raffelt und tost ohne Unterlaß ein eben so elegantes als geschäftiges Treiben. Kopenhagens Bauart wirkt nicht drückend und beengend; im Gegentheil, man fühlt sich immer frei und wohl. Hier ist ein Haus tiefer zurückgebaut, und ein hübscher Garten stellt die ununterbrochene Linie her; dort rauschen auf einem Kirchhof kühle Buchen und Kastanien. Hier halten die großschuhigen Insulanerinnen von Amack ihre grünen Gemüse feil; dort fluthet ein breiter Canal durch die Stadt, hochmastige Schiffe tragend, und reicht bis dicht an den schönsten Platz der Residenz. Waaren werden ausgeladen, bunte Emsigkeit herrscht am Quai, und ein singender Matrosenchor hängt arbeitend oben in den Tauen. Auf dieser Seite sieht man am Ende einer Straße den Wall mit schattigen Bäumen; drüben glitzert der tiefblaue Strich des Meeres, und dort schaut gar eine klappernde Windmühle herein. Kopenhagen ist nirgends düster, eng oder bekloffen, und reizende Spaziergänge schlingen sich, wie ein frischer Kranz von Laub und Seeblumen, rings um die Stadt.

XXI.

Ein Stück Italien.

Wenn man eine interessante Person zum ersten Male sieht, dann bemüht man sich, Aehnlichkeiten zwi-

schen ihr und früheren Bekannten zu ermitteln. Wohl weiß ich, daß solches Streben mit vollem Rechte trivial heißt, und doch kann man es oft nicht lassen. Bei interessanten Städten stellt sich dasselbe Gelüsten ein, und auch in Kopenhagen wurde ich davon ergriffen. Es ist übrigens gar nicht leicht, hier den Vergleich zu finden. In Bezug auf Schweden fallen weit mehr Unterschiede, als Aehnlichkeiten in's Auge, z. B.:

Schweden ist ein Land der Felsen, Dänemark ein Land der Wälder. Dehlenschlägel nennt Letzteres „das grasfrische“; man darf aber wohl noch „das waldkühle“ hinzufügen.

Die schwedische Sprache klingt weich und melodisch, die dänische scharf und accentuirt. Jene eignet sich besser zur lyrischen, diese zu dramatischen Poesie.

Wenn ein Schwede lacht, sieht er immer noch ernsthafter aus, als ein Däne, der verdrießlich ist. Dort bleibt das Volk ruhig bei seinen liebsten Vergnügungen; hier giebt es kein Vergnügen ohne Lärm.

Eben so verschieden äußern sich beide Nationen, wo es politische Fragen gilt. Jenseits des Sundes geschehen alle Demonstrationen mit finstern Zorn, diesseits mit schlagendem Wit. Darüben wenden sie Bomben an, hier wirft man lichte Raketen in die cimmerische Nacht.

Die Schweden haben viel Pressfreiheit und wenig Humor; die Dänen haben viel Humor und wenig Pressfreiheit. Jene besitzen ein choleric = melancholisches, Diese ein sanguinisch = phlegmatisches Volkst temperament.

Während der schwedische Nationalhaß auf Rußland

ruht, ist der dänische auf Großbritannien gerichtet. Finnland und die Flotte gehen als mahrende Gespenster um.

Drüben zieht man alle Augenblicke den Hut, hier giebt man einander die Hand. Der Schwede ist höflich und schlau, der Däne einfach und bieder.

Die schwedischen Nachtwächter stoßen beim Stundenwechsel ins Feuerhorn, und die dänischen singen, durch die Straßen gehend, fromme Lieder ab.

— Auch mit Deutschland findet sich kaum ein Zug hervorstechender Aehnlichkeit. Dänemark kommt mir immer wie die Zunge der Waage vor, welche zwischen Schweden und Deutschland schwankt, sich stets nach der Seite senkend, wo das schwerste Gewicht liegt. Darum neigt es sich in literarischer Beziehung zu uns, in politischer zum andern Nachbarvolke hinüber.

Am leichtesten läßt das Land sich mit Italien vergleichen, und — ob sich der Leser auch wundern wird — mir ist Kopenhagen wie ein blühendes Stück Rom im Norden erschienen. Zum Theil mag hieran Thorwaldsen Schuld sein, denn wo er wirkt und schafft, da glaubt man sich von jener vollen, warmen Südluft umweht, in welcher Pflanze und Geist üppiger glühn und erzeugen. Als er in die Heimath zurückkehrte, da gab's einen Festtag für die ganze Bevölkerung der Stadt, und während ihn gepußte Matrosen ans Land ruderten, überwölbte plötzlich ein Regenbogen den Horizont. Doppelt laut jubelte die Menge am Ufer, denn sie sah, daß der Himmel seinen farbenreichsten Baldachin ausspannte, um den Liebling zu feiern.

Man hatte mir gesagt, ich würde Thorwaldsen nicht

treffen, weil er bei der Gräfin Stampe sei. Diese Dame ist etwa vierzig Jahre alt, und von jener schwellenden Blüthe des Fleisches, die an Frauen zuweilen den Verlust der Jugendfrische ersetzt. Sie lernte den Meister in Italien kennen, und wußte ihn so zu fesseln, daß er ihr seine sämmtlichen Zeichnungen, die von unschätzbarem Kunstwerthe sind, zum Geschenk machte. Man grollt ihr deshalb, aber um gerecht zu sein, muß man auch anerkennen, was ihr Thorwaldsen zu danken hat. Kaum war derselbe nämlich in Kopenhagen angelangt, da stürmte eine wahre Armee von Dejeuners, Diners und Soupers auf ihn ein. Jedes distinguirte Haus wollte den Gefeierten bei sich sehn, und weil man ihn als Gutschmecker kannte, so bogen sich die Tafeln unter einer Wucht köstlicher Gerichte. Der alte, kernige Mann, der niemals krank gewesen, bekam ein blaßes Ansehn, verlor die Arbeitslust und wäre gewiß bald an Indigestionen gestorben. Jetzt trat die Gräfin Stampe rettend ins Mittel; sie nahm ihn mit auf ihr freundliches Landgut, und richtete ihm dort ein Atelier ein. Schnell kehrte ihm Gesundheit, nebst jener vollen Thatkraft zurück, die ihn immer ausgezeichnet, und munter grub sich sein Spatel wieder in den feuchten Thon.

Kaum hatte ich nach meiner Ankunft in Kopenhagen, den Tritt auf die Straße gesetzt, da sah ich Thorwaldsen mir entgegen kommen. Eine Täuschung war nicht möglich, denn wer dies schöne, wohlwollende Antlitz mit dem langen Silberhaar, die klare Himmelsstirn und den selig lachenden Mund einmal erblickt, wer einmal in die feurig blauen Götteraugen geschaut hat,

worin so unendliche Formenschönheit ruht, der vergißt sie nicht. Viele, die ihn nie gesehn, denken sich den Künstler von hoher Gestalt, aber das ist er nicht. Und ich habe mich immer seines kraftvollen, eher kleinen Wuchses gefreut, denn daran fühlt man froh, daß auch er nur ein Mensch ist, der uns sonst wie ein Wesen andrer Art erscheint.

Ich ging auf Thorwaldsen zu und redete ihn an. Er erkannte mich sogleich, drückte mir die Hand mit jener bezaubernden jovialität, welche sein alleiniges Eigenthum, und lud mich zu sich ins Haus. Er bewohnt die Charlottenburg, ein altes Schloß am Königsneumarkt, und über den innern Hof schreitend, gelangt man in sein Atelier. Das waren meine schönsten Momente zu Kopenhagen, wenn ich ihn dort an den Götter- und Heroengestalten schaffen sah, er selbst der Größte von Allen. Da leuchten sie, die ewig lebendigen Gruppen, bald wunderbar lieblich, bald erhaben wie ein Gedanke der Unendlichkeit. O, es muß ein göttliches Gefühl sein, so unter ihnen dazustehn und sagen zu können: ich bin euer Schöpfer. Welchen überschwenglichen Reichthum wechselnder Formen und Lagen er auch darstellt, Thorwaldsen bedient sich fast niemals der Modelle. Er hat das alles in sich, er weiß wie es sein muß — so und nicht anders. Wenn man diese Fülle der Bildungen anstaunt, dann fragt man sich unwillkürlich: wo nahm er nur das Alles her? — Sein neuestes Werk waren zwei riesige allegorische Figuren, Simson und Aesculap. Den Ersteren fand ich bereits in ganzer Vollendung, und Aesculaps bärtiges Antlitz trat vor meinen

Augen immer klarer aus dem Thon. Beide gehören zu einem Cyclus sinnbildlicher Gestalten, welche die Königsburg schmücken sollen. Sie deuten Kraft und Gesundheit an.

Eben so liebenswürdig, wie im Atelier, ist Thorwaldsen als Privatmann in seinen Wohnzimmern. Die Mitte des Einen Gemachs nimmt ein vierseitiges Sofa ein, das ihm die schönen Hände der Kopenhagenerinnen zierlich mit der Nadel gestickt haben. Den ganzen Raum der Wände aber bedecken Delbilder, theils herrlich ausgeführt, theils von minderer Kunstbedeutung. Denn Thorwaldsen kaufte sie nicht immer wegen ihrer Vortrefflichkeit — oft that er es, um junge Maler zu unterstützen, die arm und hülflos lebten im weiten Rom. Mit seiner blauen Leinwandblouse bekleidet, zeigte und erklärte er mir diese Gemälde, und auch nicht der leiseste Zug von Stolz that sich an ihm kund. Zwar ist er Conferenzzath, zwar trägt er eine Anzahl Ritterorden, zwar warf sich Bettina vor ihm aufs Knie, aber er sagt sich gewiß: alles, was mir die Fürsten gaben, wiegt meine Kunst nicht auf; diese habe ich von Gott, und Gott ist auch nicht stolz gegen die Menschen.

So war er seit früher Jugend, und immer durchathmete ihn ein prächtiger Humor. Vor manchem Jahr gehörte er zur Kopenhagner Liebhabertheatergesellschaft, welche neue Stücke aufführte, und nach deren Statuten jedes Mitglied selbst einmal mitspielen mußte. Man ertheilte Thorwaldsen eine kleine Rolle, doch als er auf die Bühne trat, hatte er alles vergessen. Ruhig steht er da, die Scene ist für den Moment unterbrochen.

Rabeck, der berühmte Schriftsteller, auch Einer von den Acteurs, ruft ihm halbleise zu: Nun, so rede doch! — „Ich weiß nichts!“ erwidert Thorwaldsen. — Sprich, was Dir einfällt! ermuntert ihn jener, und er antwortet mit comischer Betrübniß: „Ja! Mir fällt aber gar nichts ein!“ — — Das ganze Publicum hört diese Unterhaltung, und das Lachen will kein Ende nehmen.

Dieselbe unvergleichliche Laune besitzt er heute noch, der siebenzigjährige Jüngling. Mit welcher Heiterkeit hat er mir folgendes Geschichtchen erzählt: „Die Architecten sind eigensinnige Leute“ — fing er an — „und man muß mit ihnen umzugehen wissen. Nun, Gott sei Dank, ich verstehe mich so ziemlich drauf! Als die Frauenkirche errichtet wurde, hatte der Baumeister im Innern auf jeder Seite sechs Nischen angebracht, und da sollten die Apostel hinein. Ich setzte mehrmals auseinander: man wolle Statuen von allen Seiten betrachten, und durch die Wand könne keiner sehn; ich bat, ich schmeichelte — es nuzte alles nicht. Da dachte ich denn: wer ein rechter Kerl ist, hilft sich selbst! und machte die Bildsäulen einen guten halben Fuß höher als die Blenden waren. Nun gab es lange Gesichter, doch es ging mit einem Mal. Die verdammten Schilderhäuser wurden zugemauert, und meine Apostel durften frei auf ihren Postamenten stehn . . . Sie werden's ja wohl bemerkt haben, als Sie die Kirche besuchten!“

Thorwaldsen hängt mit herzlichster Liebe an Kopenhagen, und hat der Stadt all seine Werke und Kunstsammlungen, einen großen, reichen Schatz, unter den Bedingungen geschenkt: man solle ein passendes Local

dazu einrichten, und das Museum solle seinen Namen führen. Der König gab für diesen Zweck einen Flügel der Christiansburg her; die Aufforderung zur Subscription fand stürmischen Anklang, und schon steht das Gebäude unter Dach. Dasselbe ist prunklos im pompejanischen Geschmack erbaut, und seine großen heitern Fensterreihen werden ein helles, entschiedenes Licht über die Marmorgruppen ausgießen. Einstweilen wurde die Mehrzahl der Statuen und Gemälde im Residenzschlosse aufgestellt, und Thorwaldsen ließ mich durch seinen treuen Diener zwischen jener Masse von blendender Kunstschönheit umherführen.

Durch den Meister also ist hauptsächlich eine nahe Beziehung Dänemarks zu Italien ermittelt worden. Wie in einem Taubenschlage flatterten, als er noch in Rom lebte, seine Landsleute dort ein und aus, und sie gewannen lebhaften Sinn für Kunst. Mit einer mehr als nordischen Unbefangenheit stehen die jungen Mädchen und Frauen vor Thorwaldsens nackten Gebilden, und brauchen nicht vor dem Herbst zu zittern, wo die keuschen Feigenblätter abfallen werden. Thorwaldsen hat es nämlich von jeher verschmäht, der classischen Nacktheit diesen romantischen Alex der Schaamhaftigkeit anzukleben, welcher sie künstlerisch verunstalten und sie zugleich der kindlich unbewußten Reinheit berauben würde.

Auch eine namhafte Anzahl dänischer Maler sind fortbauerd in Italien, und die Kunst der Farbengebung steht hier auf einer ganz andern Stufe, als in Schweden. Dänemarks innige Neigung für den Süden trug der Malerei gute Früchte, und hiesige Bilder blühen oft

in hesperischem Glanz und Schmelz. — Das Conservatorium der Musik zu Kopenhagen ist durch den Professor Siboni, einen gebornen Italiener, gestiftet worden; man baute auf den Fundamenten fort, die er gelegt, und so mußte auch in dieser Kunst eine besondre Vorliebe die melodiosen Compositionen der Südländer fördern und verbreiten. — Nicht minder glüht in der dänischen Poesie eine ächt südliche Lyrik, und unbezwingliche Sehnsucht treibt die Dichter nach den schönen Ländern hin, wo Tasso und Ariost ihre goldnen Lieder gefunden haben. Der König begünstigt diesen Drang, und wer sich nur durch Ein gelungenes poetisches Werk hervorgethan, empfängt aus der Staatskasse die nöthigen Mittel, um einige Jahre Hesperiens Pracht genießen zu können.

Die moderne Kunst hat sich zwar überall ähnliche Anklänge aus Italien geholt, aber auch Leben und Treiben der Kopenhagner bietet südliche Momente genug. Zur Johanniszeit, wenn die Elfen aus der Erde kommen, wenn über verborgnen Schätzen blaue Flämmchen tanzen, und wenn alle zauberhaften Heilkräfte der Natur zur Vollreife gelangt sind, dann ziehen die Residenzbewohner schaarenweis durch's Thor. Im Mittelpunct einer Waldgegend, welche der Thiergarten — dänisch: „Dyrehaven“ — heißt, fließt ein heller Brunnen, die „Kirsten = Pils = Quelle“. Vor Jahrhunderten, als das Volk noch catholisch war, wurden dem Quell ganz eigne, wunderthätige Wirkungen beigelegt, und es hat sich von diesem Glauben noch ein leiser Schatten erhalten. Aber die Hauptsache ist freilich jetzt das Vergnügen geworden

Während der Brunnenzeit eilen täglich Jung und Alt, Arm und Reich nach dem Thiergarten, entweder in eigener Carosse, oder auf großen, viersitzigen Korbwagen, von denen eine ganze Wagenburg an der Stadtbarrière aufgefahren steht, oder ganz zu Fuß wie die Apostel. Draußen hat sich dann im Baumschatten auf dem grünen Rasen ein wahrer Meßjubiläum etablirt: Zelte und Caffeehäuser, wilde Thiere und Harfenmädchen, Seiltänzer und Guckkästen, spanische Reiter und ägyptische Taschenspieler, Marionetten, Schaukeln, Carouffels und alle Arten ähnliche Hundekünste. Die Leute schlürfen den Genuß in vollen Zügen, drei Wochen hält der Spectakel an, und manche Familie spart das ganze Jahr, um nur die Thiergartenzeit recht flott mitmachen zu können. Sie ist das Carneval der Kopenhagner, welches, climatischer Verhältnisse wegen, im Hochsommer gefeiert wird.

Der Thiergarten liegt anderthalb Meilen von der Stadt, und der Weg dorthin führt den Strand entlang, an vielen hübschen, freundlichen Villen vorüber. Hat man ihn erreicht, so befindet man sich in keinem steifen Zierpark, wo die Scheere des Gärtners alle Waldpoesie vertilgt hat. Nein! man ist in einer weiten stillen Buchenforst voll Kräuterduft und Schatten. Die uralten, mächtigen Bäume recken ihre Nester wie verschlungne Runen ineinander, und lassen an dichtbewachsenen Stellen nur hin und wieder einen gelben Sonnenstrahl durch ihr Blätterdach. Offne grüne Waldwiesen zeigen sich zuweilen; starke Rudel von Hirschen, Rehen und Dammwild — manchmal zu Hunderten an der Zahl — äßen sich dort, und fliehen, sobald man ihnen naht,

lustig ins Gehölz. Auch einzelne Hügel findet man, wo es freie Blicke durch den dunklen Baumschlag giebt. Plötzlich sieht man das reizende Gestade mit Dörfern und Schiffen vor sich, und das Meer fliegt, ein blauer Riesenadler, mit breiten Schwingen am Horizont dahin.

Zwar hatte ich die rechte Johanniszeit versäumt; der Thiergarten war still geworden, aber es wogte dafür ein recht munteres Sommerleben in Charlottenlund, einem Lustwäldchen, das der Stadt näher ist. Hier gab es eine ganze Zeltstraße, von Restaurants errichtet, und überall schmeichelten die Klänge der Musica, daß man eintreten möchte. Während diesseits prager Studenten aus Treuenbrizen ihre Stücklein spielten, sangen drüben zwei veritable Tyrolerinnen aus Halberstadt. Es cursiren in Kopenhagen viel deutsche Musikanten und finden guten Verdienst. Die Zelte waren Abends immer gefüllt; zahlreiche Familien mit ihrer ganzen Nachkommenschaft saßen essend und trinkend um die Tische. Draußen lockten kecke Walzermelodien, es wurde im Freien getanzt, Schaukeln flogen hoch durch die Wipfel, welche des Ballsaals Kuppel formten, einzelne Lichter schimmerten im Baumgrün, und kosende Pärchen schlüchelten die dunklen Gänge hinab. — Es war viel Italien in diesen Bildern.

Das Volk hat wirklich eine so unwandelbare Lach- und Lebelust, wie man sie im Norden nimmer erwartet. Wo Polichinell im Puppenspiel seine saftigen Späße macht, da stehn die Leute völlig angewurzelt; sie können gar nicht fort. Zu den neuerfundenen Carrouffels, die, durch Dampf getrieben, eine vollständige

Eisenbahn mit Locomotive, Tender, Waggons, Conduc-
teur und Bahnwärter darstellen, drängt sich jedes Alter,
jeder Stand im dichtesten Strom. Längst würden die
Stockjobbers der Berliner Börse davon Notiz genommen
und Kopenhagner Actien auf hundert und vierzig oder
funfzig Prozent gesteigert haben, aber ein einziger Um-
stand störte sie. Die hiesige Eisenbahn geht nämlich,
wie gesagt, en ronde, und jene Actienspeculanten wissen
wohl, daß sie nicht frei vom Schwindel sind.

Ein gleicher Andrang findet auch zum Pantomim-
mentheater, einer ächt italienischen Volksbelustigung,
statt. Auf dem Wege nach Friedrichsberg, vor dem
Westerthore liegt das „Moerskabstheatret,“ schmucklos
aus Holz erbaut, und wenn dort Pierrot's „fortryllende“
— d. h. verzauberte — Reise, oder ein ähnliches Pracht-
stück gegeben wird, kann im Parterre, selbst an den
wärmsten Sommerabenden, kein Apfel zur Erde. Alles
freut sich über den täppischen Pierrot, über den steifen
Pantalon und den aalglatten Arlequin, und kommt ein
recht derber Scherz vor, so will der Jubel lange nicht
enden. Oben in der Loge aber sitzt unser lieber alter
Thorwaldsen mit seinen blühenden Enkeln; selbst noch
ein Kind im Herzen, lacht und klatscht er fröhlich bei
jeder lustigen Scene. Auch lebende Bilder, nach treff-
lichen Originalen, werden hier vorgeführt; sie sind im-
mer gut arrangirt und finden lauten Beifall beim Pu-
blicum, das doch hauptsächlich aus Bürgern und Hand-
werkern besteht. Wo sich dieser Stand so warm für
Formen- und Farbenschönheit interessiren kann, da muß
der Kunstsinne recht ins innerste Mark gedrungen sein.

Glaubt man, daß die Tracht der Dänen den Eindruck eines südlichfrischen Volkslebens schwäche oder gar verlösche, so irret man sich. Der Professor von Bologna trägt auch keine rothe Lazzaronimütze, und römische Marchesinnen kleiden sich, gleich dänischen Gräfinnen, nach dem Modenjournal. Nationaltrachten haben sich jetzt beinahe überall in die Dörfer zurückgezogen, und die Landleute aus der Kopenhagner Gegend brauchen sich ihres Costüms nicht zu schämen. Dasselbe ist glänzend und malerisch. Die Männer tragen runde Hüte und dunkelblaue, mit Scharlachtuch gefütterte Jacken, deren Schmuck in langen blanken Reihen kugelförmiger Zinnknöpfe besteht. Pittoresker wissen sich die Mädchen zu kleiden. Kraus umwallt der dunkelgrüne Rock, mit bunten Säumen geziert, ihre Hüften; die Nieder sind eng, und am Oberärmel blüht ein goldner Treppenstreif. Breite weiße Hemdstriche und eine saubere Musselinschürze stehen gut hierzu, aber die meiste Pracht wird auf den Kopfsputz verwendet. Bald ist er glatt anliegend aus klarem Weißzeug geformt, dessen ausgenähte Zipfel in den Nacken fallen; bald zeigt er gar köstliche bunte Hauben, schwer mit Gold gestickt, und ganz breite Bänder von purpurrother Seide flattern frei über die Schultern herab. Frische Bauerdirnen in dieser originellen Tracht findet man an jedem Ort, denn sie kommen schaarenweis zu den Festlichkeiten, und in Kopenhagen sind sie die Ammen, an deren Brüsten sich hoch- aber siechgeborne Sprößlinge Kraft zum Leben trinken sollen.

Während meines hiesigen Aufenthalts — im Augustmonat — war die Witterung so gefällig, meine cisal-

pinische Illusion durchaus nicht zu zerstören. Eine große Kuppel von Lapis lazuli blieb der Horizont, und der Sonnenball schmückte sie als ein strahlender Diamant. Zogen auch kleine Wölkchen daran vorbei, so lassen sie sich doch nicht einmal mit Schwänen vergleichen; höchstens die Größe weißer Tauben hatten sie. Heiß waren die Tage, das laue Seebad kühlte kaum, und kam die Nacht, dann sank ein weicher, träumerischer Duft auf die Erde. Nur eines einzigen Momentes entsinne ich mich, wo die climatischen Abweichungen des Nordens sichtbar wurden. Ich ging Abends mit Freund Holst aus dem anmuthigen Waldpark von Friedrichsberg zurück. Der Himmel lag mit seinen Sternen ruhig da, eine dunkelblaue Prairie, über welche der Mond, ein einzelner, einsamer Wanderer, hinzog. Plötzlich wird es hell, feurig hell; ein großes Flammenmeteor saust durch die Atmosphäre, zerspringt knallend, und löst sich in hundert blendende Phosphorkugeln auf. Unmittelbar darauf steigt weißer Dunst aus dem Erdboden, die Sterne glitzern matter. Hier wallt und wogt der Nebel in abentheuerlichen Bildungen über Wiesen und Teiche, dort tanzt er silbern zwischen dem laubigen Baumschlag, bis er nach und nach ganz undurchdringliche Schleier webt. — Aus solchen Naturerscheinungen müssen die Elfsagen entstanden sein.

Schreitet man dagegen bei heitrem Wetter am Ufer des Sundes entlang, dann hat die Gegend einen rein südlichen Farbenzauber. Zur Linken dehnt sich auf Hügelwellen der Thiergarten aus, und man blickt tief in sein geheimnißvolles Waldgrün hinein. Vorn liegt der

Spiegel des Meeres, klar und glatt, cyanenblau. Runde Schiffboote von Schonen schwimmen zahlreich nach allen Richtungen, und mit ihren blutrothen Segeln sehen sie wie tunesische Piraten aus, die auf den Wogen kreuzen. Zur Rechten vereinen sich Horizont und See, und durch eine optische Täuschung scheinen die entfernteren Fahrzeuge in freier Luft zu segeln. Nun werden die Conturen sichrer, die Tinten leuchtender, und in Lila, Violett und Blau ziehen sich die Leßtern bis zu den Landzungen hin, zwischen denen das Meer in tiefen Buchten ruht. Lachende Villen ragen dort, und etwas weiter zurück zeigt sich Charlottenlund mit Musik und Tanz, mit Jubel und Gesang — — Genug, ich bleibe dabei: es ist ein Stück Italien im Norden!

XXII.

Die dänische Poesie der Gegenwart.

Die dänische Poesie hat Aehnlichkeit mit einem jungen Mädchen. Wir haben sie als blaßes, scheues Kind gekannt, und haben uns seitdem kaum um sie bekümmert; sie schien uns nicht bedeutend genug, ihr unsre Aufmerksamkeit zu widmen. Kehren wir jetzt zu ihr zurück, so finden wir überrascht eine volle, feurige und schöne Jungfrau wieder, die sich in reicher Blüthe entfaltet hat, und nur mit halbem Ohr nach unsern

Schmeicheleien hört. — Früher, als Jens Baggesen sich so in die deutsche Poesie stürzte, daß er darüber fast seine Muttersprache vergaß; als Friederika Brun, gleich einer emsigen Brieftaube, herüber und hinüber flatterte; als Dehlenschläger, ein poetischer Dualist, für Dänen und für Deutsche dichtete, da knüpfte ein festes Band die Literaturen beider Völkerschaften aneinander. Längst ist das Band morsch geworden, und wir wissen wenig mehr vom dänischen Schriftenthum in Deutschland. Nur aus irgend einer einsamen Literaturzeitung klingt hin und wieder ein lobendes Wort, einer Stimme in der Wüste vergleichbar. Zwar können wir genügende Auskunft ~~zu~~ geben über russische, indische, persische und samojedische Poesie, aber der Reichthum unsrer Stammverwandten wurde uns fremd. Bringen auch die Uebersetzer mitunter ein einzelnes Stück, so ist ihre Einsicht doch keineswegs ausreichend, um die wichtigsten, bezeichnendsten Leistungen zu wählen, und uns dadurch einen vollen Ueberblick des Fortschritts zu verschaffen.

Es wird aber wahrlich nothwendig, daß wir ernsthaft anfangen, auf die schönwissenschaftliche Literatur der Dänen unser Augenmerk zu richten. Haben doch selbst die Franzosen, denen wir so gern ihren Indifferentismus in Bezug auf Fremdes vorwerfen, bereits begonnen, sich mit derselben vertraut zu machen. Marmier eröffnete ihnen eine Perspective auf die Geschichte jener Literatur und suchte deren Bedeutung durch Uebersetzungen in helleres Licht zu setzen. Wie lückenhaft und anfänglich seine Versuche nun auch sein mögen, so waren sie doch immer ein erster lobenswerther Schritt, der

sich reich belohnte. Denn die dänische Poesie ist ein duftiger Rosenzweig, der auf den starken Eichenstamm deutscher Dichtkunst gepropft ward, und der nun Blüthen von ganz eigenthümlicher Farbe und Frische trägt.

Der Uebergang von der alten zur neuen Schule ist bald bezeichnet, denn er geschah plötzlich. Jens Baggesen lehnte in ruhigem Behagen auf dem Thron der Poesie; seine Werke, ein Abdruck französischer Lebenswürdigkeit und Eleganz, galten für das erfüllte Ideal poetischer Schönheit, und er wurde „der Sänger der Grazien“ genannt. Jetzt machen Baggesens Gedichte zwar den Eindruck eines Puzzimmers im Rococogeschmack, aber dennoch kam ihm jener Name zu. Denn zwischen den goldenen Muschelschnecken, zwischen den antiquirten Göttern und Nymphen lauschen auf glattem Porzellan gar liebliche, farbenheitre Bilder, mit feinem Pinsel ausgeführt. Baggesen war immer grazios, selbst wenn er schilderte, wie seine Heldinnen sich ein Fußbad machen.

So saß er also auf dem Thron; ein überaus milder Herrscher. Mit Scepter und Krone hielt er sein Mittagsschläfchen, nicht träumend, daß es jemanden einfallen könnte, ihn zu verdrängen. Da trat Dehlenschläger still und anspruchlos auf. Baggesen freute sich seiner, lobte seine Gedichte, und hätschelt ihn, so lange er ihn für gefahrlos hielt. Plötzlich schleuderte aber der junge Titan den „Aladdin“, diesen orientalischen Zauberberg voll klingender Goldadern, in die Welt; er schrieb die wunderbar schöne „Helge“, und ein begeistertes Hosannah wurde ihm von Dänemarks Jugend zugerufen. Sie jauchzten, als der Bopf gefallen war, als sie statt des französischen

Puderstaubs nun freie deutsche Bergluft athmeten. Aber Baggesen runzelte die Stirn, sein Auge umwölkte sich und mit gewaltigen Blicken wollte er den kecken Dichterjüngling niederschmettern. Er richtete deshalb das critische Schwert zunächst wider Dehlenschlägers Singspiele, welche freilich nicht auf der Höhe des guten Geschmacks stehn; allein das genügte ihm keineswegs, und er suchte noch andre Lücken der Rüstung, um seine Waffe hindurchbohren zu können. Solche Lücken fehlen nicht . . . es macht den Dehlenschläger eben so liebenswürdig, daß er bei seinem großen Talente auch eine gute Menge von Achillesfersen hat.

Derselbe war damals an der Kopenhagner Universität wohlbestallter Professor der Aesthetik geworden; ein Amt, zu dem er etwa ebenso gut paßte, als wenn man einen Professor der Aesthetik als Dichter anstellen wollte. Dehlenschläger, der ein wahrer, wirklicher Dichter ist, besitzt gar keinen philosophischen Fond; ja, er erklärte selbst, es fehlte ihm aller Sinn für Philosophie. Auch die scholastische Kunst, sich in antiken Sprachen auszudrücken, geht ihm ab, und doch nöthigte ihn seine Stellung jetzt, hin und wieder vor öffentlicher Versammlung lateinische Reden zu halten. Da kommen denn nicht selten die spaßhaftesten Sprachschneider vor, und Baggesen hörte mit feinem Ohre darauf und schrieb mit beißender Satyre darüber. Der Professor hatte einmal von einem gemeinen Soldaten reden wollen und hatte ihn miles simplex genannt, weshalb sein Gegner, in sarcastischer Critik, einen Offizier, zum Unterschiede, miles compositus nannte. Aber die Studenten hingen mit feuriger Liebe am Deh-

lenschläger, und mehrere schreiben in eben dem hastigen und beleidigenden Style gegen Baggesen, der seine Angriffe auf Dehlenschläger bezeichnete. Unter diesen jungen Kämpen befand sich mancher Name, dessen Klang später siegreich durch Dänemark zog, z. B. Johann Carsten Hauch. Sie forderten auch Baggesen, der sich so breit auf dem Lotterbett seiner classischen Sprachbildung hin-streckte, zu einer lateinischen Disputation heraus, aber er war klug genug, den Handschuh liegen zu lassen.

Baggesens Mond verblich immer mehr, je strahlender Dehlenschlägers Sonne emporstieg. Dieser schüttete nun ein ganzes Füllhorn von Dramen über das dänische Land aus, und ich brauche darüber nicht speciell zu sprechen, denn sie sind ja bekannt unter uns. Obgleich er auf reine Tragödienform gar kein Gewicht legt, obgleich vor einer Masse von romantischen und sententiösen Blumen die Charactere nicht in Blut und Leben gehn, so übt doch Dehlenschlägers genialische Behandlung stets einen sehr frischen und innigen Reiz. Dieser Reiz wirkt aber doppelt in Dänemark selbst, denn es ist nicht genug zu loben, daß er fast immer vaterländische Stoffe wählte. Darum sind die Stücke so kräftig verwachsen mit der dänischen Bühne, daß man sie alljährlich wieder und wieder vor vollen Häusern spielen kann. „Dina“, des Dichters neuestes Trauerspiel, hat den Grafen Uhlfeldt zum Helden, den Liebling Christian IV., der ihm seine Tochter, die schöne Eleonore, zur Gattin gab. Das Stück ist jugendlich frisch, in den colossalen Vorzügen sowohl, als in den colossalen Fehlern. Da tönt noch jene anmuthige Diction, da

glüht noch jene feurige Phantasie, die den Dichter stets bezeichnet haben — da wuchert aber auch noch¹ jene Ueberfülle von Blumen, worunter man fast ersticken muß.

Die Dänen waren entzückt, als „Dina“ auf der Bühne erschien; der Jubel wollte gar kein Ende nehmen. Die Alten sahen ihre beste Jugendzeit noch einmal wiederkehren, und die Jungen verloren das Grauen vor dem Altwerden . . . sie kamen zu der Erkenntniß: das Genie altere nicht. So machte die Tragödie unerhörtes Glück, und hatte Dehlenschläger die Kränze auch mit Fru Heiberg, der unvergleichlichen Künstlerin, welche die „Dina“ gab, zu theilen, so wuchs des Lorbeers doch eine solche Fülle, daß er hinreichte, sie beide würdig zu krönen.

Schweden bleibt in der Bewundrung des Dichters hinter seinem eignen Vaterlande nicht zurück, und man erklärt dort Dehlenschläger unumwunden für den größten lebenden Dichter. Dieser Euphemismus ist vorbereitet worden durch Esaias Tegnér, und er hat Wurzel geschlagen in den Spalten der scandinavischen Felsen. Was dort aber einmal steht, wird so leicht von keinem Sturmwind ausgerissen. Einige Zeit vor Göthe's Tode beging nämlich die Universität Lund eine große Feierlichkeit. Dehlenschläger war dazu eingeladen, er kam, und man empfing ihn mit jenem phraseologischen Pompe, worin die Schweden unübertrefflich sind. Tegnér setzte ihm öffentlich die Dichterkrone aufs Haupt, hielt ihm eine Festrede in Hexametern, und nannte ihn:

„Erbe des Throns im Reiche der Dichtkunst —
der Thron ist an Göthe.“

Dehlenschläger hat seine Werke größtentheils auch deutsch verfaßt, und gehört somit unserer Literatur an, aber es ist immer gewagt, in solchem Dualismus sich behaupten zu wollen. Deutschlands Literaturhistoriker erwähnen seiner nur so obenhin, und unsre höhere Critik hat sich fast gar nicht mit ihm beschäftigt. Nun zürnt er den Deutschen und glaubt sich zurückgesetzt. „Sie wollen mir keinen Ehrenplatz am Tische anweisen,“ ist sein gewöhnliches Wort darüber. Freilich nimmt Dänemark regern Antheil an seinen poetischen Leistungen; hier ist er der Mittelpunkt alles dichterischen Seins, und der einfachste Bürger besitzt seine Schriften.

Eine so ungestüme Anerkennung ist jedoch in Deutschland, bei der Fülle von überwiegenden Literaturschätzen, billigerweise nicht zu verlangen. Dänemarks Poesie ist noch im Frühling, und man jauchzt der ersten Lerche entgegen . . . doch die Nachtigallen kommen, und dann kühlt sich jener Enthusiasmus ab. Nach dreißig oder vierzig Jahren wird man auch dort gewiß andere Büsten vor Dehlenschläger's stellen. Mich beschleicht beim Niederschreiben dieser Worte eine gewisse Wehmuth, aber ich sage das weder um Dehlenschläger's Talent, noch um die Pietät der Dänen zu beleidigen. Ich sage es, weil ich es sagen muß, und keine leere Prophezeihung ist es, sondern innerste Ueberzeugung. Dänemarks Poesie wird nicht stehen bleiben, da sie bereits angefangen hat mit muthigen Schritten fürbaß zu gehn.

Uebrigens haben wir doch manches Werk von Deh-
lenschläger nur sehr unzureichend durch Uebersetzungen,
oder gar nicht kennen gelernt. Zu dem Bedeutendsten

gehört sein episches Gedicht; „Nordens Guder — die Götter Nordens“, welches uns Legis in trefflicher Sprache wiedergab. Dasselbe kam beim Erscheinen in eine Zeit hinein, wo die Academie der Wissenschaften zu Kopenhagen eben die Frage angeregt hatte: „Sind die nordischen Gottheiten ein Stoff für moderne Poesie, oder nicht?“ Dehlenschläger antwortete bejahend durch sein Epos, das er zugleich als Argument beibrachte. Hierdurch scheint mir aber der ästhetische Zweifel noch keineswegs erledigt zu sein, denn die Gestalten der scandinavischen Mythe nehmen sich, wie sie so wohl lautend auf den Stelzen südlichen Versbaues einherschreiten, recht entfremdet und verweichlicht aus. — Wofür wir in Deutschland dem Dichter noch ganz besonders dankbar sein müssen, das ist die Uebertragung der Holbergschen Lustspiele. Darin liegt ein wahrer Schatz von Humor, von scharfer Characterzeichnung und dramatischer Lebendigkeit. Das glüht und spricht, das webt und athmet heute noch so munter, das trifft und geißelt noch so scharf, wie vor hundert und vierzig Jahren.

Seine Werke glättet und feilt Dehlenschläger mit großer Sorglichkeit, und in den neuen Ausgaben treten sie immer sauberer vor's Publicum. Aber der Polirstrahl vertilgt nicht selten das schönste Gold und wischt die feinsten poetischen Linien aus. Es ist die jugendliche Romantik abgefallen; aus ihrem wilden, üppigen Baumwuchs sollen kunstreiche Hecken entstehen, und der Verstand, ein Gärtner mit scharfer Scheere und plumphen Händen, stutzt sie zu. Verstand ist stets weniger Dehlenschlägers Sache gewesen, als Phantasie, und es

ist übel, daß ihr nun jener ins Handwerk pfuschen soll. Der poetische Ungestüm, die reine Unmittelbarkeit war jaßt eine der schönsten Bierden, welche seine Gedichte zu verlieren hatten. — Nur Ein Beispiel mag hier stehn, wie Dehlenschläger verbessert. In seiner lieblichen Romanze: „der Ritter an der Elfenhöhe“, kommt ein ritterlicher Jüngling in später Nacht zu einem Hügel, legt sich dort nieder und schlummert ein. Drei lustige Jungfrauen nahen sich, umschweben und küssen ihn, und Morgens ist er todt. So schloß vormals das Gedicht. Jetzt aber hat der Poet noch einen Vers hinzugefügt, worin erzählt wird, daß die drei aus Nachtlust und Thau geborenen Wesen nichts anders, als . . . Erkältung, Schnupfen und Rheumatismus waren. Klingt das nicht gerade wie Parodie?

Dehlenschläger war nicht daheim, ich bekam ihn also nicht zu sehn, und kann von seiner Persönlichkeit nur mittheilen, was mir Andre sagten. Er hatte nämlich eine Sommerfahrt nach Norwegen hinüber gemacht, wo seine Tochter in Bergen verheirathet ist. Sonst bewohnt er während des Sommers ein Landhaus in Frederiksberg, dessen waldbestillter Park mit seinen prächtigen Baumgruppen und mit den blauen Wasserspiegeln, die dazwischen ruhn, recht zum Sinnen und Dichten geeignet ist. Wenn der Winter kommen will, zieht er nach der Stadt, führt dort ein behagliches, genußreiches Leben, und möchte keinen Abend das Theater versäumen. Volk und Fürst bringen ihm Lorbeerkränze in Hülle und Fülle dar; Dehlenschläger freut sich ihrer und nimmt sie dankbar an. Diese Dankbarkeit ist ein

hervorstechender Zug seines Characters, und sie muß um so ehrenvoller anerkannt werden, je seltner sie bei berühmten Männern ist. Oft stachelt Eitelkeit dieselben zur Unzufriedenheit; alles erscheint ihnen zu gering als Lohn ihrer immensen Verdienste, und ein mürrischer Ton verstimmt die Harmonie ihres Wesens. Ruhe und Wohlbehagen aber haben den Dehlenschläger jung erhalten; er sieht wie ein Fünfziger aus, obgleich er bald vier und sechzig Jahre zählt. Kräftig und elastisch ist sein Körperbau, volles schwarzes Haar bedeckt sein Haupt, und aus den Augen flammt ihm ein schöner Strahl — der Götterstrahl des Genius.

Dehlenschläger hatte den Zündstoff ausgeworfen, und poetische Blüthen loderten nun reichlich hervor, eine glühende Flora. Zunächst stand Steensen Blicher auf, der am 11. October 1782 geboren ist. Anfangs führte er den Namen Spentrup, den er von seinem Pfarrdorfe in Jütland entlehnte, und erst später nahm er den eignen an. Zwar hat Blicher auch Gedichte herausgegeben, doch in der Prosa ruht seine eigentliche Kraft. Seine Novellen sind heimathlich, ursprünglich und wahrhaft bedeutend. Wenn er Jütlands Kreideufer malt, an denen die Wellen der Nordsee branden — die öden, spärlich bewohnten Haiden und Moräste, wo sich nur hin und wieder grasreiche Sahvannen finden — wenn er die armen Bewohner zeichnet, die kraftvoll und fleißig sind — wenn er beschreibt, wie sie unter fortbauernenden Mühen und Gefahren sich ihre Nothdurft erwerben, dann steht er auf dem Gipfel des Styls, dann reißen seine naturwahren Schilderungen

den Leser hin, dann verdient er den Namen eines dänischen Walter Scott. Aber Blicher ist ein autochthonischer Poet; die Muse hat ihm nur Jütlands Steppen zum Eigenthum gegeben; sobald seine Phantasie hinaustritt, irrt sie kraft- und heimathlos durch die Lande. Charakteristisch für seine Leistungen ist es, daß er zu den wenigen dänischen Dichtern gehört, welche nie von Italiens Südluft umweht wurden.

So war der junge Blicher, mit dem der alte kaum eine Aehnlichkeit hat. Er erinnert an Glaukos. Gleich diesem lebte er friedlich an einem Gestade, das noch kein fremder Fuß betreten, dessen Grasufer noch niemals abgemäht worden, aber dämonische Mächte lenkten ihn in die Tiefe hinab. Da wuchs ihm ein struppiger Bart, und die Schenkel gestalteten sich zu einem häßlichen Fischschwanz. Auch Blicher hat sich hinuntergestürzt in die schmutzigsten Tiefen der Tagesereignisse, und taugt nun so wenig für die Poesie, als für den geistlichen Stand. Er ist ganz gesunken, ganz verloren. Vor einiger Zeit gab er ein Buch heraus, und bat öffentlich: man möchte doch subscribiren, damit er vom Erlös seine Schulden bezahlen könne. Und der Mann ist fast sechszig Jahre alt.

Ein anderer Geistlicher, welcher in der dänischen Literatur eine hervorstechende Rolle spielt, ist Nicolai Frederik Severin Grundtvig, den 8. September 1783 zu Udby in Seeland geboren. Er lebt als Priester in Kopenhagen, und ist ein kleiner Mann, unter dessen gebleichten Haaren ein geistvolles Apostelgesicht hervorschaut. Grundtvig hat mit rechtem Feuereifer für das

Studium altnordischer Geschichte angeworben; glühende Vaterlandsliebe leitete ihn dabei, und er war es, der das Augenmerk der Dänen auf die Chronikbücher Saxo's und Snorro's zu lenken wußte. Seine Worte fielen in frischen, guten Boden, man gewann Theilnahme, und nun brachte Grundtvig den Landsleuten zwei Quartbände einer Uebersetzung des Saxo Grammaticus. Früher schon hatte er auch die Mythen des Nordens in dichterischer Form behandelt, und zwar auf so sprudelnd geniale Weise, daß er mit Dehlenschläger um den Lorbeer stritt. Saft- und kraftvoll war seine Sprache; tiefer Ernst und Ideenreichthum lagen, wie edle Perlen, unter der rauschenden Meerfluth seiner Verse, und freudig empfing man alles, was er dichtete.

Aber ein stürmischer, ungezügelter Eifer riß ihn zur wilden Polemik hin. Er schrieb die „Weltchronik“ und fand ein Genügen daran, die Fackel des Streits in Theologie und Literatur zu schleudern. Nun verunstaltete sich seine poetische Ausdrucksweise durch bizarre Symbolik und angestrengte Originalität — er wurde Belot, und büßte viel von der allgemeinen Theilnahme ein. In den spätern Gedichten mischt Grundtvig das nordische Heidenthum und die christliche Religion so chaotisch durch einander, daß die Productionen wunderlich und wüßt werden. Dies ist wohl der Grund, weshalb sein Name gelöscht wurde aus den Reihen populärer dänischer Dichter, zu denen er durch Talent, Begeisterung und innige Vaterlandsliebe ursprünglich gehört.

Nach Bernhard Severin Ingemann hat einen

Theil des Ruhmes zugesetzt, der ihn einst in voller Springfluth überströmte. Ingemann wurde den 28. Mai 1789 zu Thorkildstrup auf der Ostseeinsel Falster geboren, und studirte die Rechte. Aber es ging damit nur schwach, denn fortwährend kam der ernsthaften Jurisprudencia die heitre Muse des Gesanges in die Quer und trug endlich über jene alte kalte Dame den Sieg davon, wie Ingemann das selbst in anmuthigen Versen beschrieben hat. Der Sieg brachte reiche Liederfrüchte, und diese erschienen in zwei Bändchen 1811—12. Dehlenschläger's Beispiel und Muster spiegelte sich deutlich darin ab, und konnte des Jünglings Phantasie auch nicht auf Adlerschwingen zum Himmel emporziehn, so schwebte sie doch auf weißen Taubensittigen leicht und schön im Abendroth daher.

Ingemann bekam schnell einen Ruf. Bei seinem tiefsinnigen Gefühl und seiner trefflichen Sprachbehandlung würde dieser auf sicherem Fundament geruht haben, hätte nicht eine weichliche Sentimentalität, gleich dem Schwamm im Hause, die Mauern zerstört. Weil seine allegorischen Poesien besondern Anklang gefunden, schrieb er eine große romantisch-allegorische Epopoe: „De sorte Ridderne = der schwarze Ritter“, in neun Gesängen. Die Allegorie ist aber immer ein Gemachtes, ein künstlich Erfundenes, und je mehr sie in die Länge gedehnt wird, um so greller fühlt sich das heraus. Darum kam der schwarze Ritter, trotz wahrhaft poetischer Einzelheiten, ohne Lebenskraft zur Welt.

Im Drama versuchte er sich gleichfalls, und nachdem seine ersten Trauerspiele fast spurlos vorüberge-

gangen, machte 1815 „Masaniello“ bedeutendes Glück. Noch in demselben Jahre erschien die Tragödie „Blanca“, und erhielt sich lange als ein Lieblingsstück schwärmerischer Mädchen und hysterischer Frauen auf den Brettern. Die folgenden Dramen entsagten theils dem Theater, theils mußte das Theater ihnen entsagen. Ingemann gab noch eine größere Erzählung, „die Unterirdischen“, und machte dann, in den Jahren 1818—19, eine Reise nach Deutschland, Frankreich und Italien. Seit 1822 ist er als Professor der dänischen Sprache bei der Ritteracademie zu Sorø angestellt, und dort schrieb er mehrere umfangreiche historische Romane, als: „Waldemar Seier“, „Erik Mendviéd's Barndom“ ic. Damals hatte er in Dänemark großen Ruhm, und die deutschen Uebersetzer lauerten wie Wegelagerer auf seine Werke. Aber die Zeit eilt, und die Sentimentalität ist nicht wichtig genug, um mitgenommen zu werden. Als Heiberg seine aristophanische Comödie „Weihnachtscherz und Neujahrspossen“ schrieb, als er darin Ingemann's sentimentale Liebeschwärmerei und seinen seufzenden Platonismus, wie er sich namentlich in Blanca breit macht, ergötzlich parodirte, da lachte man der unmännlichen Weichheit, und die meisten Anhänger des Dichters fielen von ihm ab. Ueber das Matthe vergaß man aber auch das Treffliche, was er geschrieben, und nur ein Kreis von Frauen bewundert ihn noch.

Ingemann ist ein freundlicher anspruchloser Mann, und alle, die ihm nahe stehn, verehren seine Persönlichkeit. Es geht ein poetischer Duft durch sein Leben. Er hat dieselbe Dame als Gattin heimgeführt, der

seine schmachtenden Elegien gewidmet waren, zwar besitzen sie keine Kinder, doch sie sind selbst Kinder geblieben, und ihre Ehe ist ein reines, liebliches Idyll. Darum weiß der Dichter auch, wie unschuldige Herzen zum Himmel beten, und in seinen „Psalmen für Kinder“ weht ein wunderbar inniger Ton.

Neben Jngemann lebt in Sorø Johann Carsten Hauch, einen Lehrstuhl für Naturhistorie bekleidend. Er wurde zu Friedrichshall in Norwegen am 17. März 1791 geboren und stammt aus adliger Familie. Sein Vater war Excellenz, und ärgerte sich von frühe an, daß der Sohn sich ganz den Wissenschaften und der Poesie hingab, denn er hätte ihn lieber mit dem Kammerherrnschlüssel, als mit der Dichterkrone schmücken lassen. Aber die Freiheitsgöttin hatte schon in der Wiege Hauch's Herz und Auge geküßt, und so war er nicht zu verwenden für das glatte Parquet des Hoflebens. Niemals hat er seinen Namen mit dem Abzeichen des Adels versehen, doch wenn er denselben auch, wie ein nutzloses Geräth, in die Kumpelkammer warf so war er doch in allen ritterlichen Künsten wohlerfahren, und sein Geist, seine Seele drückten stets den wahren, ächten Männeradel aus.

Von Jugend auf ein eifriger Verehrer Dehlenschläger's, stand Hauch in der vordersten Reihe derer, welche für ihn gegen Baggesen stritten. Er kämpfte, dichtete und liebte. Als er nach Italien ging, ließ er dem Mädchen seiner Wahl den Verlobungsring zurück. Auf Capri hatte er aber das Unglück, ein Bein zu brechen, und es mußte ihm amputirt werden. Hauch, der so

gern tanzte, ritt und voltigirte, er, der Meister in des Körpers kühner Grammatik, war nun ein Krüppel, und daheim wartete seiner die blühende Braut. Verzweiflung ergriff ihn, allein bald kehrte ihm der Muth zurück; sein Mädchen blieb ihm treu, und als er das Vaterland wieder sah, wurde er am Altar mit ihr verbunden.

In rechter Fülle sprudelte ihm nun der poetische Born, und zwei kräftig-schöne Trauerspiele, „Bajazet“ und „Liber“ entstanden (1828) schnell nach einander. Tieck sagte: es wären die besten Dramen der Neuzeit, und das Urtheil paßt hauptsächlich auf den Bajazet, wenn man nämlich von einem Drama nicht verlangt, daß es bühnengerecht sein müsse. Hauch's Tragödien verlieren sich viel zu sehr in eine stolze epische Breite, und ihr begeistert fluthender Strom läßt sich nicht in die engen Couliissenräume einschachteln. Er hat viele Reisen gemacht, aber zu wenig in Residenzen gelebt, darum kennt er den kleinen Mechanismus des Theaters nicht genug. Die Bühne ist wie ein kokettes Weib; sie verlangt jahrelange Hingebung, aufmerksames Studium ihrer verstecktesten Launen, wenn sie ihre Gunst dem Dichter schenken soll. Weil Hauch ihr jene Aufmerksamkeit versagte, wollten seine dramatischen Poesien bei der Darstellung keinen Anklang finden. Wohl staunte das Publicum die Schönheit ihrer Sprache, die Größe ihrer Characterzeichnung an, doch es blieb kühl und beschaulich, es wurde nicht hingerissen von unwiderstehlicher Gewalt.

Seitdem schrieb Hauch noch mehrere Dramen, in

denen die Hand des Meisters waltet, allein er sendete sie gar nicht mehr zur Aufführung ein. Von denselben müssen besonders das Drama „Don Juan“ und das aristophanische Lustspiel „den babylonische Taarnbygning i Mignature“ anerkannt werden. Später wendete er sich mehr dem Romane zu; „En polsk Familie“ ist wahrhaft classisch, und auch gegenwärtig beschäftigt ihn ein Gebilde in derselben Form. Als Lyriker besitzt Hauch wohl kühne, begeisterte Kraft, aber ihm fehlt jener rythmische Schmelz und Duft, welcher den Poesien ihren eigenthümlichen Reiz verleihen muß.

Wir stehen jetzt an der Grenze eines neuen Abschnitts der dänischen Poesiegeschichte. Bisher herrschte tiefer Frieden in dem Dichterwald; seit Baggesens Zeit hatte kein critischer Sturm die Wipfel mehr geschüttelt. Elstern und Späzen wiegten sich so ungestört, wie Nachtigallen und Turteltauben auf den grünen Zweigen, sie zwitscherten oder sangen, und saßen brütend auf ihrem Nest. Der Staar nannte den Wiedehopf einen begeisterten Minnesänger, und der Wiedehopf pries dagegen die treffliche Sprache des Staars. Es war eine so zünftige Gemüthlichkeit, daß man sie von der Cameraderie kaum unterscheiden konnte. Auch Deutschland hat nach dem zweiten Pariser Frieden eine ähnliche Periode durchgemacht, eine Periode, in der viel süße Worte, aber wenig Thaten erklingen sind. Zu dieser Zeit trat Johann Ludwig Heiberg auf, ein durchaus feiner Geist, der wohl fühlte, daß die Literatur keine Lobversicherungsanstalt sei. Wie Apoll trug er die Leier des Gesanges in der Hand, während auf seinem Rücken die silbernen

Pfeile der Satyre flirrten. Er wollte keiner blindanerkannten Größe trauen, wenn er sie nicht selbst mit kritischem Barometer gemessen hatte; seine reiche ästhetische Bildung berechtigte ihn vollkommen dazu, und er brachte die edlen Pflanzen zur bessern Blüthe, indem er das Unkraut niedertrat.

Heiberg, der Sohn eines ausgezeichneten Elternpaares, wurde am 14. December 1791 zu Kopenhagen geboren. Als er achtzehn Jahre zählte, widmete er sich dem Studium der Medicin, doch wurde ihm bald klar, daß er zu einer andern Anatomie berufen sei, als zu der, welche ihr Messer in menschliche Leiber senkt. Nun gerieth er ins Schwanken und wußte nicht ob er Dichter, Musiker oder Naturforscher werden sollte. Talent und Wissenschaft fehlten ihm zu allen diesen Fächern nicht. Doch der innerste Drang zog ihn auf die Bahn der Poesie, und gab ihn so derjenigen Kunst zurück, für welche ihn die Natur recht eigentlich geschaffen hatte. Einige seiner dramatischen Jugendarbeiten weckten bedeutende Hoffnungen, und Heiberg stieg, mit den Fruchtbergen der Classicität gründlich vertraut, nun auch zu den kühnen Felsenkuppen südlicher Romantik empor. Ein Schauspiel: „Dristig vovet halv er vundet — Frisch gewagt ist halb gewonnen“, und eine höchst geistreiche Dissertation: „De poeseos dramaticae genere hispanico et praesertim de Petro Calderone de la Barca“ waren die Ausbeute dieser Wanderung. Für die letztere Arbeit wurde ihm 1817 der Doctorgrad ertheilt. Noch in demselben Jahre erschien ein mythologisches Schauspiel: „Psyche's Weihe“, und eine aristophanische Comödie:

„Julespøg og Nytaarsløcic — Weihnachtscherz und Neujahrspossen“, welche eine Fülle von sprudelndem Humor, dichterischer Annuth und treffender Satyre verrieth.

Heiberg ging nach Paris, lebte dort von 1819—22 in den angenehmsten Verhältnissen, und machte das französische Theater zum Mittelpunkt seiner Beobachtungen. Als er heimkehrte, wurde ihm zu Kiel eine Professur der dänischen Sprache übertragen. Heiberg, ein Mann des Lebens und der Kraft, schwankte nicht lange in idealer Ungewißheit, sondern faßte sein neues Amt von vorherein mit muthigem Griffe an, und schrieb eine brauchbare Sprachformenlehre. Aus einer Reihe von Vorlesungen entstand auch die „Nordische Mythologie“, welche mit dem feinen Auge des Naturforschers die Göttersagen anzuschauen und ihre Entwicklung so klar darzustellen weiß, daß man sie gleich Crystallen in nothwendiger Bildung um einen bestimmten Kern anschießen sieht.

Heiberg verließ indeß 1825 den academischen Lehrstuhl und kehrte nach Kopenhagen zurück, um freier und kräftiger eingreifen zu können in Leben und Literatur. Die Bedeutung der Bühne warm empfindend, konnte er es nicht ruhig mit ansehen, wie die Oper immer breiteren Platz gewann, das Drama verdrängend. Er suchte den Zeitgeschmack und die nationale Comödie zu vermitteln, und dies geschah durch Vaudevilles, deren er beinahe zwanzig schrieb. Dieselben haben die dänische Bühne viele Jahre lang beherrscht, und dabei trefflich eingewirkt, denn jede Nachahmung der Franzosen lag ihnen fern; ein schöner, heimathlicher Reiz umwebte sie.

Auf localem Grunde sind Volkscharactere mit sichern, treuen Farben gezeichnet; das Publicum sitzt vor dem Spiegel, wenn es diese Vaudevilles sieht, und so wissen sie sehr geschickt das Volkslustspiel zu ersetzen. Eine heitre, angenehm verwebte Intrigue verschlingt die Situationen, und schöne lyrische Blüthen duften in dem irischen Kranz.

Im Jahre 1824 war Heiberg in Berlin gewesen, hatte dort Hegel, den Philosophen des Jahrhunderts, und dessen System genau kennen gelernt. Wie wach Heibergs's Seele war, jedem Athemzug des Fortschritts zu belauschen, das zeigte bereits seine Schrift; „Ueber die menschliche Freiheit“, welche 1824 erschien. Mit dem Jahre 1827 aber gründete er die „Fliegende Post“, ein ästhetisches Wochenblatt, und alles staunte ihn an, denn so war die Critik bisher in Dänemark noch nicht gehandhabt worden. Dehlenschläger hatte, vermöge seines frischen Talents, einen sehr unmittelbaren, dreist romantischen Ton in der Literatur angegeben. Seine Einfachheit, sein blühender Muthwille schienen leicht nachzuahmen; alle Späßen, alle Zaunkönige wollten zwitschern, wie er sang, und eine sichere, prüfende Critik war sehr notwendig geworden.

Da kam Heiberg hinzu, der Mann von edlem Geschmack, geläuterten Urtheil und sprühendem Wiß. Die fliegende Post brachte eine Reihe Critiken über Dehlenschläger, welche, auf festen ästhetischen Standpuncten fußend, das Wesen der Poesie besprachen, und eben so, wie sie des Dichters Schönheiten hervorhoben, auch seine Fehler zeigten. Dehlenschläger zieh den braven Heiberg,

etwas kindlich, des Undanks, „weil er dessen Singspiele immer so gern gesehen und stets belobt habe“, aber außerdem fiel ein ganzer Wespenschwarm über ihn her. Ihn störte das nicht; mit überschwenglicher Laune handhabte er die Fliegenklatsche, und auch auf Hauch fiel mancher tüchtige Hieb. Jenehr die Literaten vor dem Blatte zitterten und darauf schimpften, mit um so größerer Lust wurde es im Publicum begrüßt, und seine scharfsinnigen Critiken, welche stets die reine Kunstschönheit zu ermitteln strebten, haben einen namhaften Einfluß auf die Geschmacksbildung der Nation geübt.

1833 schrieb Heiberg „Ueber die Bedeutung der Philosophie für die Gegenwart“, und gab sich dadurch offen als Anhänger Hegels zu erkennen, lebhaftes Interesse für ihn in Dänemark erweckend. Heiberg hat das unbestrittene Verdienst, die Wunderblume jener Philosophie in seinem Vaterlande acclimatistirt zu haben. Als Mitstrebender stand ihm dabei Martensen treu zur Seite, der jetzt Professor der Theologie, und auch in Deutschland durch sein Buch: „Ueber Lenau's Faust“ rühmlich bekannt ist. Hierauf schrieb Heiberg eine treffliche Einleitung zur Logik, und gab seit 1837 die Vierteljahrsschrift „Perseus“ heraus. Dies Journal sprach gleich im Titel als Tendenz aus: die ideenlose Meduse des Empirismus niederzuwerfen, und Andromeda — die barbarisch gefesselte Idee — zu befreien. Diese Zeitschrift erschien nicht lange, und Heiberg redigirt nun seit 1842 das „Intelligenz-Blatt.“

Von seinen dramatischen Werken fordern besonders noch folgende Erwähnung. Das Schauspiel „Mina“

(1824) hat einen sehr schwierigen Stoff, denn die Heldin wird aus Liebe wahnsinnig, und es gehörte ganz die Feinheit Heibergs dazu, um einen so grellen Zustand zur harmonischen Anschauung zu bringen. Eines wahren Sturmes von Beifall hatte sich das romantische Drama „Elverhøi — der Elfenhügel“ zu erfreuen, als es 1828 auf der Bühne erschien, und nahe an hundert Male wurde es bei gedrängt vollem Hause aufgeführt. Die Sage vom Elfenkönig auf dem Stevensgebirge ist der Zaubercrystall, auf dem die lieblichen Gestalten vorüberziehen, und unter ihnen auch Christian IV., der wackre Dänenkönig, dessen Name, wie der eines Gottes im Wolke lebt. Reiche blühende Diction umschlingt das Werk, und schöne Volkslieder sind, gleich seltenen Seebäumen, in den anmuthvollen Strauß hineingeflochten. Der Elfenhügel ist ins Deutsche übersetzt, und — wenn ich nicht irre — zu Immermanns Zeit auf der Düsselborfer Bühne gespielt worden. Grabbe sagt jedoch: „die Uebersetzung hat den Trab zweier Hamburger Miethgäule; im Lyrischen sitzt sie ganz im nassen Sande.“ Dagegen bezeugt er: es sei ihm noch kein Mystificationsstück vorgekommen, das solche Frische, so keck gezeichnete Figuren und Situationen hätte.

Heiberg's „Prinzessin Isabella“ wurde 1829 nach einem Stoff Lope de Vega's gedichtet; es ist ein festliches Prachtstück, aber der Feenglanz seiner Sprache überstrahlt alles, was Malerei und Musik für ein Drama irgend wirken könnten. Vor zwei Jahren gab Heiberg „Neue Gedichte“ heraus, und darunter befindet sich eine apocalyptische Comödie, „die Seele nach dem Tode“,

welche recht ins moderne Leben eingreift, und mannigfache literarische und philosophische Fragen berührt. Tief und innig ist die Himmelsdecke des Humors über diese Dichtung ausgebreitet, und auf ihrem nachtblauen Grunde funkelt, goldnen Strahlen gleich, der strahlendste Wig.

Wenn man von Heiberg spricht, darf man nicht versäumen, eines anonymen Schriftstellers zu gedenken, den er in die Literatur eingeführt hat. Die fliegende Post brachte nämlich eine Novelle: „En Hverdags-Historie — eine Alltags-Geschichte“ betitelt, die durch Form und Geist ein ungemeines Aufsehen machte. Andere Erzählungen folgten ihr, doch wie goldig auch das Lob am Angelhaken blinkte, der Autor ließ sich dadurch nicht bestimmen, aus der undurchschaubaren Fluth seiner Anonymität hervorzutreten. Man rieth hin und her, man zerbrach sich den Kopf, und die jungen Schöngelster, die sonst alles wissen, kamen völlig in Verzweiflung, denn diesmal waren sie nicht im Stande, die brennende Neugier ihrer Gastfreundinnen zu stillen.

Drei Bände von jenen räthselhaften, wie aus einer andern Welt kommenden Novellen gab Heiberg heraus, und noch sieben oder acht Bände folgten ihnen nach. An Tiecks beste Novellen mahnen diese saubern poetischen Gebilde, und wenn in den spätern die Frische und die volle Blüthenkraft der Phantasie einigermaßen im Abnehmen ist, so athmet doch auch hier noch eine dichterisch veredlende Auffassung des Alltagslebens. Ihr Verfasser ist von Rechts wegen der Vater Frederike Bremers, doch er würde gewiß sein Kind verläugnen, wie die unnatürliche Mutter des Richard Savage. Die

feine fast microscopische Beobachtung unscheinbarer, aber tief psychologischer Züge in den Erzählungen läßt auf eine Verfasserin schließen, während die crystallreine Form und die hohe Intelligenz andeutet: eine Männerhand müsse ordnend und ausführend über die schönen Scizzen hingegangen sein. In der Kürze entwickelt, sind das die Gründe, welche man dafür angiebt, daß Heibergs Mutter die Schöpferin jener lieblichen Gebilde sei, denen ihr Sohn dann noch die blizenden Lichter und die gedankentiefen Schatten verliehen habe.

Man zeihe mich nicht der Indiscretion, man denke nicht, ich wolle den dichtgewebten Schleier irgend einer feltnen Bescheidenheit zerreißen, sondern ich erzähle nur, was man in Kopenhagen allgemein darüber sagt. Und wohl mag es sein, daß man hier das Rechte getroffen hat, denn die Gräfin Gyllenborg gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Frauen unserer Zeit. Sie hat das Leben geschaut in allen seinen wechselnden prismatischen Abspiegungen; tausendfältig sind ihrem scharfen Auge die interessantesten Charactere entgegengetreten, und sie hat einen Schatz von Erfahrungen gesammelt. Schriebe sie ihre Memoiren, so müßten dieselben von höchster Bedeutung sein, denn seit mehr als funfzig Jahren existirte keine Berühmtheit in Dänemark, der sie nicht persönlich nahe gestanden hätte.

Sie war zuerst an den Lustspieldichter und Politiker Peter Andreas Heiberg (geb. 1758) vermählt, der jedem Dänen unvergeßlich ist. In seinem Hause verkehrten Baggesen, Münster, Rahbeck, Wense und andere geistreiche Männer jener Zeit. Er gehörte aus inniger

Ueberzeugung zur liberalen Partei, und alles, was er aussprach, war so feurig, so gründlich und wahr, daß es manch zartes Trommelfell sehr unangenehm berührte. Heiberg wurde durch richterlichen Spruch aus dem Vaterlande verbannt, ging nach Paris, und bekam unter Napoleon eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen. Zwar glaubte er, daß seine Gattin ihm folgen würde, allein sie trug auf Trennung an, was ihn tief betrübte. Als Napoleon Frankreich verlassen mußte, forderte er seinen Abschied, und erhielt eine Pension von dreitausend Francs, bis er im Jahre 1841 starb.

Bald nachdem seine Frau von ihm geschieden war, kam der schwedische Graf Gyllenborg, der in die Revolution verwickelt und des Landes verwiesen worden, nach Kopenhagen, und Frau Heiberg vermählte sich mit ihm. Derselbe gab eine Zeitung in französischer Sprache heraus, allein je vorzüglicher die Artikel waren, die darin gegeben wurden, um so sicherer fühlte man sich überzeugt, daß nicht er, sondern seine Gattin sie geschrieben habe. Nun war ihr Haus abermals der Brennpunct, welcher alle geistigen Strahlen vereinigte, denn die Noblesse der Refügie's aus Schweden und Frankreich sammelte sich dort, und die Gräfin Gyllenborg stand hochverehrt in ihrer Mitte.

Als Gyllenborg starb, wurde der Wittwe Sohn ein berühmter Schriftsteller, ihre Schwiegertochter war eine gefeierte Künstlerin, und wiederum sah sie sich in einem Cirkel der ausgezeichnetsten Leute. Man kann aber auch wahrlich nirgendwo ein Trifolium gottbegabter Menschen so eng vereinigt finden, als hier. Die Ma-

trone selbst, welche beinahe siebenzig Jahre zählt, ist eine stille und sehr bescheidene Frau; sie sträubt sich, eine öffentliche Rolle zu spielen, und lehnt deshalb die Auctorschaft der Novellen auf's Bestimmteste ab. Dazu nun ihr Sohn, der Professor Heiberg, der ein geborner Aristocrat der Schönheit ist. Sein hochgebildeter Geist wiegt sich auf den rhytmischen Wellen des Ebenmaasses und der Vollendung, und das prägt sich nun auch deutlich in seiner ganzen äußeren Erscheinung aus. Es ist alles nobel und schön an ihm; man merkt es gleich, daß ihn jedes Rohe und Unschöne recht innerlich verletzen muß. Sein geniales Auge glüht voll Wohlwollen, und so scharf satyrisch sich Heiberg oft in seinen Schriften erweist, eben so mild und versöhnlich findet man ihn im Umgange.

Die dritte Zacke des liebenswürdigen Kleeblatts bildet seine Gemahlin. Im Jahre 1832 vermählte er sich mit einer jungen Schauspielerin, Johanne Louise Pätges, welche sehr viel versprach, und sich nun zu einer dramatischen Künstlerin entwickelt hat, wie es wenige giebt. Es umweht eine solche Wahrheit und Unmittelbarkeit alle Charactere, die sie darstellt, daß auch die kältesten Zuschauer fortgerissen werden in das Reich der Phantasie. Die fremden Diplomaten, die am Hofe zu Kopenhagen leben, versäumen das Schauspiel fast nie, sobald Frau Heiberg auftritt, und wenn sie auch kein Wort von der dänischen Sprache verstehn.

Diese drei seltenen Erscheinungen bilden Eine Familie. Sie bewohnen im Sommer eine Villa vor dem Thore, im Winter aber einen Palast der Stadt, und Alles,

was Kopenhagen an Geist, Schönheit und Rang besitzt, vereinigt ihr Salon an traulichen Abenden.

Wir haben es also — wie schon oben gesagt worden — jetzt mit einer neueren, jüngeren Dichterschule zu thun, und da muß denn, nächst Heiberg, Christian Winther genannt werden, der am 29. Juli 1796 zu Fensmark geboren ist. — In Kopenhagen liegt ein großes, etwas antiquirtes Gebäude, „die Regenz“ genannt, das für hundert Studierende freie Wohnungen enthält. Eine ungemeine Sauberkeit sieht man über die ganze Anstalt verbreitet; hinter großen, spiegelklaren Fensterscheiben schimmern recht freundliche Zimmer, rothwangige Musensohne schauen heraus und blasen den Rauch ihrer langen Pfeifen durch die Luft. Die Regenz bildet ein Viereck, im Innern einen geräumigen Hof umschließend, und mitten auf dem Lestern steht ein uralter Lindenbaum, unter dessen breitem Wipfel die lustigen Commerce gehalten werden.

In diesem Hause wohnte vormals auch Winther als ehrfamer Candidatus theologiae, obgleich er weder Lust, noch Anlage zur Gottesgelahrtheit in sich verspürte. Reisen, dichten, lieben und träumen wollte er, dazu hatte ihn die Natur geschaffen, aber sein Vater, der Bischof auf der Insel Laaland war, wollte durchaus einen Priester aus ihm machen. Winther lebte sich zurück in eine frühere, kindlich poetische Zeit; er sang, was die Erinnerung ihm ins Herz flüsterte, und so entstanden seine „Traesnit-Holzschnitte,“ eine Sammlung reiner, nationeller Gesänge. Keiner hat gleich ihm den wunderbaren Ton der Volkslieder wieder getroffen, und

seine Gedichte, die anfangs nicht genügend beachtet wurden, schlugen nach und nach immer tiefer Wurzel in der Nationalität. Sie sind jetzt der dänische Ruhreizen geworden. Wohl eilt der Däne gern zum Süden hin, doch wenn er draußen, weit draußen in Italien ein Winther'sches Lied vernimmt, dann denkt er an die grünen Buchenwälder und an die blauen Mädchenaugen seines Vaterlandes, und er kann weinen vor Heimweh.

Zwar folgte nun bald eine Ausgabe dieser Lieder der andern, doch trugen sie dem Dichter wenig goldne Früchte ein, und er litt beinahe Mangel. So war er im Jahre 1829 eines Tages ausgegangen, um eine kleine Anleihe zu machen, und als er nach Hause kam, fand er ein Schreiben mit stattlichem Gerichtssiegel auf seinem Tisch — Winther hatte 25000 dänische Thaler geerbt. Unverzüglich reiste er nach Italien ab, wohin ihn seine Sehnsucht seit lange schon gezogen hatte. Sparen und rechnen ist jedoch nicht Sache des Genies, und als Winther ein Jahr später nach Kopenhagen zurückkehrte, war sein Capital auf weniger als die Hälfte zusammengesmolzen. Auch der Rest schwand bald in alle Winde, und statt der Ducaten strömten ihm Lieder zu. Er gab neue Poesien heraus, und wenn diese einen minder großen Eindruck machten, so liegt der Grund wohl darin, daß die Holzschnitte ganz primitiv waren, während sich in die späteren Gedichte erkünstelte Sentimentalität und wüste Romantik nachtheilig einmischten.

Winther war einmal nahe daran, Renegat zu werden und sich der deutschen Poesie zuzuwenden. Als er nach Italien ging, verweilte er nämlich längere Zeit am

Rhein, und dort klangen ihm unsere Volkweisen so voll und warm in die Seele, daß er noch im römischen Lande ihre bald heitern, bald wehmüthigen Klänge vernahm.

„Es schwebten leicht im blühenden Hain
Der Lorbeern und Cypressen.
Die kleinen Lieder von Lieb und Wein,
Von Erinnern und Vergessen.

Spisohrige Faunen guckten hervor
Aus dunklen Hecken und Lauben;
Es sammelte sich der Nymphen Chor
Mit Tambourinen und Trauben.“

Ein poetischer Drang, ein Gelüsten nach deutschem Ruhm ergriff ihn, und er begann ein lyrisch episches Gedicht, das die Historie der „Judith“ zum Stoff hatte. Aber kaum war er wieder am heimischen Strand, da tauchte eine zürnende Gestalt aus der Meerfluth herauf, und rief ihm zu:

„Laß ab, Berwegner! o fühlst du es nicht,
„Daß mehr als den fremden Zungen
„Stehst du den Tönen in heiliger Pflicht,
„Die an deiner Wiege geklungen!“

Da ließ ich den Kranz, wonach ich gezielt,
Dem eitlen Herzen zu fröhnen. —
Ein Freund hat das Lied mir nachgespielt
In vaterländischen Tönen.

Dieser Freund ist H. P. Holst. Mit einer dänischen Uebersetzung von ihm, erschien die „Judith“ 1837 als Fragment, und Fragment blieb sie auch. Da-

rum läßt sich nichts Abschließendes über das Gedicht sagen; man findet jedoch einzelne poetische Schönheiten darin, und muß bekennen, daß Winther die deutsche Sprache für einen Ausländer mit vieler Gewandtheit zu behandeln weiß. Namentlich wo es einem sinnlichen Zauber gilt, gerathen ihm die Bilder sehr gut, und es blüht wirklich ein gewisser orientalischer Farbenreiz aus dem Liede hervor.

Winther ist ein Mann mit angenehmen Zügen und einem weichen, schwärmerischen Blick; sein Embonpoint steht ihm nicht übel. Er liebt immer, und fühlt sich dabei immer unglücklich. Denn ehe er erhört wird, reißt ihn die heiße Sehnsucht beinahe auf, und wenn ihn Amor mit dem Rosenkranz des Sieges krönt, dann fühlt er sich so enttäuscht, so öde, daß er nur noch Klagen und Schmerzen kennt. Dieser Zustand dauert fort, bis er sich von neuem verliebt. Obgleich sieben und vierzig Jahre alt, hat er doch viel Glück in der Liebe, und darum kommt er aus dem Unglück gar nicht heraus. Als der Kronprinz von Dänemark sich im Frühjahr 1841 vermählte, wollte seine junge Gemahlin den Versuch machen, die Sprache ihres neuen Vaterlandes zu erlernen, und Winthern wurde die angenehme, ehrenvolle Stellung, ihr Lehrer zu sein. Zwar hörte der Unterricht bereits nach einem Jahre wieder auf, allein Winther behielt den Professortitel und einen lebenslänglichen Jahrgehalt von tausend Thalern.

Haben wir in Winther einen genußsuchenden Lebensmann kennen gelernt, so wenden wir uns jetzt einem poetischen Einsiedler zu — Es dämmerte ein klarer, schöner Augustabend, als ich mit einem Freunde von

Charlottenlund nach dem königlichen Thiergarten hinschritt. Die Sonne sank eben in's Meer, und ihre Strahlen ließen den Thau, der die Wiesenflächen bedeckte, wie Rubinen und Granaten schimmern. Weit umher lag die tiefste Stille ausgebreitet, und über den dunklen Buchenwaldungen des Thiergartens stieg bereits der goldne Mond empor. Da begegnete uns ein kleiner Mann im dunklen Ueberrocke; mein Begleiter redete ihn an, und stellte uns einander vor . . . es war Henrik Hertz. Sein Gesicht war voll, aber bleich; es hatte etwas Gedunselnes, Krankhaftes, und die Augen versteckten sich hinter einer schwarzen Hornbrille. Um die schmalen Lippen schwankte ein nervös satyrischer Zug; seine Sprache tönte klanglos, wie es bei Schwerhörigen oft der Fall ist, und Hertz hört nicht gut. Aus der persönlichen Erscheinung des Dichters lernt man sein Schriftstellerleben begreifen, und man muß mit seiner Biographie vertraut sein, um die Persönlichkeit nicht mißzuverstehn — sie commentiren sich gegenseitig.

Hertz ist am 25 August 1798 in Kopenhagen geboren. Seine Eltern waren Juden und erzogen den Sohn in ihrer Religion. Er studirte Jura, gab aber daneben, ohne seinen Namen zu nennen, seit 1826 mehrere Lustspiele heraus. Dieselben zeigten vom Studium Holberg's und von dramatischem Geschick, machten jedoch keinen besondern Eindruck. Da erschienen im Jahre 1830: „Geisterbriefe, oder poetische Episteln aus dem Paradies“, und brachten eine große Aufregung in die dänischen Literaturinteressen. Sturmglocken schallten, auf allen Bergen loderten Feuerzeichen; die sichere Ruhe

war gestört. Baggesens ganze Eigenthümlichkeit wurde im Ton der poetischen Briefe treu wieder gegeben, doch das Buch glich jenen Diaphan-Bildern, die sich verwandeln, sobald man sie gegen das Licht hält. Sah man es nämlich genauer an, so bemerkte man, daß hinter der zierlichen Roccoco-Maske ein moderner Genius, eine kräftige Individualität stecken müsse. Die Episteln berührten alle tiefsten Eleusinien der Literatur, und stöberten jeden Schlupfwinkel auf, allein ein trefflicher Humor milderte das Grelle, und wußte selbst das Gemäuer der Kloaken mit grünen Ranken zu umspinnen. Allet andre war hierüber eine Zeit lang vergessen, und man sprach nur von den Geisterbriefen, obgleich ihr Verfasser unbekannt blieb.

Derselbe gab nun eine „Anonyme Neujahrs-gabe für 1832“ heraus, in welcher ein schönes Lehrgedicht: „Naturen og Kunsten“, enthalten war. Den lautesten Beifall aber fand ein Prolog: „Die Schlacht auf der Rhede“, der auf der Bühne am Vorabende jenes Tages gesprochen wurde, wo dreißig Jahre früher die Engländer über Kopenhagen herfielen. Endloser stürmischer Jubel begrüßte das glühende Poem; Herz war nicht im Stande, vor den eifrigen Nachforschungen seine Verschleirung zu bewahren, und er mußte aus der Wolke treten. Nun schüttete sich ein so schwellend reiches Füllhorn von Ruhm und Ehren über den Dichter aus, als ob es ihn erdrücken und ersticken wolle. Herz bekannte sich damals zur protestantischen Kirche, und der König gab ihm ein Stipendium, um nach Italien reisen zu können, was in Dänemark stets zur öffentlichen Anerkennung eines Poeten gehört.

Von der dauernden Begründung seines Ruhmes überzeugt, machte er sich auf, und durchzog, ein froher Wandervogel, den Süden. Als er aber wieder zur Heimath kam, fand er Alles kühl und kalt; laute politische Fragen hatten sein Andenken übertönt, er sich fast vergessen. Herz ließ einige sehr gelungene Poesien drucken, doch man gab nicht Acht darauf. Nun schrieb er 1837 ein Buch: „Stemninger og Tilstande — Stimmungen und Zustände“ betitelt, das ganz geeignet war, neues Aufsehen zu machen. In Romanform schilderte es das Leben und Treiben der liberalen Partei, und bohrte so, mit scharfer Satyre, in ein volles Wespennest hinein. Anfangs waren die Blätter, welche zur Fahne der Angegriffenen gehörten, ganz still über die Schrift; ihre Redacteurs hatten wahrscheinlich den Plan verabredet, durch Nichtbeachtung das Spottbuch in den Lethe zu versenken. Aber die conservativen Journale brachten lange Excerpts daraus, die schwüle Stille war unterbrochen, und das Gewitter brach los. Herz wurde von hundert Blitzen getroffen, und nichts konnte die Zürnenden wieder versöhnen, auch nicht sein liebliches Drama: „Ovend Dyrings Haus“, das bald darauf erschien.

Dasselbe hatte Ton und Geist aus einem altdänischen Riesenliede geschöpft, es führte Volk und Helden der frühesten Zeit lebendig vor's Auge, und die glühende Frische, womit dieß geschah, gab dem Werk einen ganz eigenen, unmittelbaren Zauber. Oft, und mit immer neuem Beifallsrauschen, ging es über die Bretter; die Dänen fühlten stolz ihre Verwandtschaft mit jenen treuen, kräftigen und freien Gestalten, und so wirkte das Stück

erhebend auf das Nationalbewußtsein. Aber die Partei der Gegner blieb unveröhnlich; sie jagte den Verfehmten so lange umher, bis er müde, todmüde wurde. Jetzt sieht man ihn krank, mürrisch, hypochondrisch, und auf abgelegenen Pfaden macht er einsam seine Spaziergänge.

Unter denjenigen Schriftstellern, welche Herz in den Geisterbriefen mit der Momusgeißel traf, war auch Hans Christian Andersen. Dieser ist jedenfalls ein sehr origineller Character, und muß schon deshalb mit Aufmerksamkeit betrachtet werden, weil seine Werke in Deutschland berühmter sind, als selbst in Dänemark, im kleinen Dänemark, dem es doch wahrlich nicht an Muse fehlt, den Kreis seiner Autoren sorgsam zu würdigen. Außer Dehlenschläger ist Andersen der einzige dänische Dichter, der bei uns eine Popularität gewonnen hat, während jenseits der Ostsee andere Poeten bedeutend über ihn gestellt werden. Daraus geht hervor, daß entweder der Geschmack drüben eine andre Richtung nahm, als bei uns, oder daß wir, durch künstliche Mittel getäuscht, eine Ungerechtigkeit begehn. Zu breiten critischen Untersuchungen fehlt mir der Raum, und so will ich denn einfach die Lebensgeschichte des Dichters erzählen; vielleicht gelingt es dem Leser, die Lösung jener schwierigen Frage selbst zu finden.

Andersen wurde am 2 April 1805 zu Odense auf Fünen geboren, und er hat manche romantische Specialitäten aus seiner Kindheit mitgetheilt. Seine Großeltern besaßen früher ein eignes Landgütchen, doch verarmten sie, und ihr Sohn mußte Schuhmacher werden. Derselbe verheirathete sich; das junge Paar war sehr be-

dürftig, und kaufte zum Ehebett das Trauergestell, auf welchem kurz zuvor ein gräßlicher Sarg geprangt hatte. Manches Jahr später sah man noch die schwarzen Leisten und die Wachsflücke daran, allein dies hinderte nicht, daß Hans Christian Andersen darauf zur Welt kam. Früh starb sein Vater, die Mutter hatte wenig Zeit für ihn, und er genoß nur den kümmerlichsten Schulunterricht. Nachdem er confirmirt war, sollte er zu einem Schneider in die Lehre, da prophezeigte ihm die Kartenlegerin: er würde sehr berühmt werden, und man würde, ihm zu Ehren, einst die Stadt Odense illuminiren.

Nun reiste er nach Kopenhagen, um eine Ausstellung beim Theater zu suchen. Seine Casse bestand aus dreizehn Riksdalern, und er erreichte an einem Septembormorgen 1819 die Residenz. Ueberall wies man ihn zurück, seine Baarschaft schwand dahin, und er machte den Versuch, bei einem Tischler zu arbeiten, gab ihn aber bald wieder auf. Weil er eine helle, wohlklingende Stimme besaß, ging er zum Professor Siboni, der damals Director des königlichen Conservatoriums war; ihm wollte er sein Schicksal vertrauen. Dieser hatte just eine muntere Tischgesellschaft bei sich, worunter sich auch Baggesen und der joviale Componist Weyse befanden. Man ließ Andersen ein, und lachte anfangs über den unschönen Knaben, der zu declamiren und zu singen anfing. Als er jedoch, mit Thränen im Auge, seine traurige Geschichte vortrug, da wurden alle ergriffen. Weyse brachte durch eine Collecte sogleich siebenzig Thaler für ihn zusammen, und Siboni versprach, seinen Gesang auszubilden.

Zwar verlor Andersen die Stimme während des Unterrichts, doch wohlthätige Menschen nahmen sich seiner an. Der Dichter Guldberg gab dem vernachlässigten Knaben Lectionen in der dänischen und deutschen Sprache, der Schauspieler Lindgreen ertheilte ihm Anleitung zur dramatischen Kunst, und ein Solotänzer führte ihn in die Tanzschule. Er trat in einigen Ballets auf, sang auch im Chore mit, und schrieb nebenbei noch Trauerspiele. Der Conferenzrath Collin, ein vortrefflicher Mann, wurde Theaterdirector, und merkte bald, daß Andersen mehr Anlage zum Dichter als zum Schauspieler habe. Er brachte ihn auf's Gymnasium, wo der siebzehnjährige junge Mensch neben kleinen Knaben sitzen mußte, doch gelangte er im Jahre 1828 zum Examen, und wurde Student.

Mit einem kleinen humoristischen Gemälde: „die Fußreise nach Amack“ begann er nun die literarische Laufbahn; bald steigerte sich die Theilnahme für seine Leistungen, und die lyrischen Gedichte (1830) sowohl, als die „Phantasien und Scizzen“ (1831) fanden lebhaften Anklang. Andersen unternahm eine Reise nach dem Harz und der sächsischen Schweiz, wobei er die Bekanntschaft mehrerer deutschen Dichter machte. Auch Chamisso war darunter, und dieser sagte von ihm: „Mit Wit, Laune, Humor und volksthümlicher Naivität begabt, hat Andersen auch tieferen Nachhall erweckende Töne in seiner Gewalt. Er versteht besonders, mit Behaglichkeit aus wenigen, leicht hingeworfenen, treffenden Zügen kleine Bilder und Landschaften ins Leben zu rufen, die aber oft zu örtlich-eigenthümlich sind, um

den anzusprechen, der in der Heimath des Dichters nicht selbst heimisch ist.“ — Andersen beschrieb seine Fahrt, und diesem Büchlein folgten mehrere einzelne Gedichte und Operntexte. Im Jahre 1833 wirkten ihm angesehene Männer vom Könige ein Reifestipendium aus; er ging zuerst nach Paris, dort freundliche Verhältnisse mit Victor Hugo und Heinrich Heine anknüpfend, bezug sich dann nach der Schweiz, und zog über die Alpenkette, um Italien zu erreichen.

Als Ergebniß dieser Reise ist der zeibändige Roman „Improvisatoren“ zu betrachten, ein Buch, das nicht auf dem Gipfel poetischer Schöpfung steht, aber doch anzieht durch lebenvolle Schilderungen und ein reichschimmerndes italienisches Colorit. Unter den bunten Südfarben liegt des Verfassers Silhouette; er hat das eigne Jugendleben beschrieben und die Familienkreise seiner Kopenhagener Wohlthäter. Dies Hervorstellen seines auf irgend eine phantastische Art ausgeschmückten „Ich,“ ist überhaupt ein Vorwurf, von dem Andersen nicht freigesprochen werden kann, und es läßt uns auf eine behagliche Selbstgefälligkeit schließen.

Dem Improvisator folgte 1837 der Roman „D. L.,“ welcher uns in das stille wechsellose Leben und Weben des Nordens führt. Weder hier noch drüben hat das Buch Glück gemacht, und während die Deutschen glaubten, es müsse den Dänen besser gefallen, waren diese überzeugt, es werde in Deutschland den rechten Anklang finden.

Jetzt kommen wir zu des Dichters vorzüglichstem Werke, dem er, in unbegreiflicher Verblendung, einen ge-

ringern Werth, als den Romanen, beilegt. Es sind dies seine Kindermährchen — „Eventyr, fortalte for Børn“ — von denen sechs Hefte erschienen sind. Hier weht Frische und Absichtslosigkeit; reine, freie Phantasieschöpfungen lachen uns mit ihren sinnigen blauen Kinderaugen an, und der Vorhang, der uns von den funkelnden Feenmährchen unserer frühen Jugend trennt, rollt noch einmal empor. Jeder Mensch, der nicht ganz als Philister zur Welt kam, hat ja seine tausendundeine Nacht durchlebt, und träumt sich gern dahin zurück. Dies träumerische Sein, das auf einem Blüthenhain wohnt, der, von der Erde abgelöst, in Lüften schwebt, ist Andersens eigentliches Feld. Dort sollte er verweilen, und uns holde Wundergeschichten herniederrufen.

Den schönen Mährchen folgte wieder ein Roman: „*Kun en Spillemand — Nur ein Geiger!*“ betitelt. Auch hier steht des Verfassers Persönlichkeit in der Mitte, er selbst ist der Held, seine Schicksale und Erlebnisse werden geschildert. Man muß aber von aller Eitelkeit Abschied genommen haben, oder man muß blind vor Eitelkeit sein, wenn man sein innerliches Leben auf solche Weise zur Schau stellen kann. Dieser Geiger, dieser Christian ist ein Mensch ohne Wissen, ohne Thatskraft, ein wahrer Waschlappen von einem Character, der trotzdem ein berühmter Mann werden will. Das gelingt ihm nicht, weil er gar keine Anlage dazu hat; er wird nun fromm, liest in der Bibel, und stirbt endlich. Die eigentliche Heldin des Buches ist Naomi, und ihre Gestalt biegt sich allein mit warmen Athemzügen aus dem Roman hervor. Alle übrigen Gesichter sind von Wachs

ihre Augen Glas, und man wird so rastlos auf wüßromantischen Zuständen hin und hergeworfen, daß es den Eindruck macht, als ließe man sich schaukeln.

Im Sommer 1837 besuchte Andersen das benachbarte Schweden. Sein nächstes Erzeugniß war das „Bilderbuch ohne Bilder“, worin der Mond dem Dichter kleine Geschichten erzählt — eine recht lieblich poetische Idee. Aber die Ausführung ist noch nicht unbeanfänglich, nicht objectiv genug. Der Mond kann nur sehn, er darf niemals reflectiren, das ist seiner ganzen Natur zuwider, und wenn er es doch thut, so lacht man ihn aus, weil er über Dinge redet, von denen er gar nichts versteht.

Andersen ging 1840 abermals nach Rom, dann nach Griechenland und Constantinopel, und auf dieser Reise gewann er sich wieder ein zweibändiges Werk: „En Digters Bazar“ betitelt. Es sind flüchtig hingeworfene Reiseskizzen eines flüchtig Reisenden, doch manche schöne Phantasieblume mischt sich in den Kranz der einzelnen Bilder und Träume. Er hat das Werk in zehn Bücher abgetheilt, und jedes Buch einem andern Freunde dedicirt. Alle diese Letzteren aber sind berühmte Leute, gerade als ob unberühmte nicht zu Freunden taugten, und da klingen den zehn stolze, hochgefeierte Namen: Dehlenschläger, Prokesch-Osten, Thalberg u. s. w.

Dhne bitter zu sein, darf man wohl sagen, das Motiv solchen Verfahrens sei Eitelkeit, und eitel ist Andersen über die Maassen. Das Lob gehört ihm zur Lebensluft, jeder Tadel verlegt ihn schneidend. Auf dieser

Sandbank strandete seine Fortbildung, und auch sein Talent wird darauf zu Grunde gehn, wenn er sich nicht ändert. Er kennt alle die kleinen Toilettenkünste der Literatur, macht sich den theatralischen Apparat gehörig zu Nutz, und weiß sogar mit seiner romantischen Lebensgeschichte zu kokettiren. Einst wurde ein neues Buch von ihm gedruckt, und eine schwedische Zeitung brachte die Notiz: „Dasselbe habe die Kopenhagener entzückt, denn es übertreffe fast seine frühern Werke an Interesse noch.“ Aber unglücklicher Weise hatte es in der Druckerei eine nicht erwartete Verzögerung gegeben, und das interessante Buch — war noch gar nicht erschienen.

Andersens vielfache Reisen in's Ausland haben gleichfalls dazu beigetragen, seinen Ruf verbreiten zu helfen, und diese Reisen brachten ihn noch einen andern Gewinn. Sein poetischer Springquell ist nicht reich und stark genug, um dauernd aus demselben schöpfen zu können; es müssen sich von außen Bilder und Ereignisse abspiegeln auf der Fluth — Andersens Phantasie bedarf eines Anhaltspuncts. Seine hauptsächlichste Gabe besteht darin, gegebene Zustände, und wenn sie auch sonst ziemlich kahl wären, mit poetischem Auge anzuschauen. Dann umweben die Elfen sie mit dem Farbensglanz ihrer Perlmutterschwinger, und es taucht ein Gemälde, blühend und anmuthvoll, aus dem Chaos hervor. Was man im prosaischen Leben Uebertreibung und Lüge nennen würde, das gereicht seinen dichterischen Gestaltungen zum Ruhm.

In diesen Schranken muß Andersen sich aber auch halten; eilt er darüber fort, so geht's ihm wie Noah's

Raben: er findet nirgends Rast auf der großen Wasser-
öde. Seit Jahren verkünden die dänischen Journale, er
arbeite an einer gigantischen Welttragödie „Ahasverus“,
welche uns in fünf Dramen den ganzen Raum der
christlichen Zeitrechnung und darin die totale Fortbildung
des Menschengeschlechts vor Augen führen solle. Aber
das ist eine Aufgabe, welche weit hinausfliegt über die
gegebne Norm künstlerischen Maasses, und nur ein Goe-
the'scher Riesengeist würde vielleicht sie zu bewältigen im
Stande sein. Andersens hübsches Talent müßte sich
aber die Ikarusflügel daran versengen, und wenn er sie
nicht aufgibt, stürzt er gewiß ins Wasser hinab.

Wir verlassen nun Andersen, und wenden uns zu
zwei andern Dichtern, die man in Deutschland nur we-
nig kennt, obgleich sie doch, nach dem Urtheil der Dä-
nen, den Ersteren überragen an poetischer Kraft. Sie
traten Beide zu gleicher Zeit in die Literatur. Die „Ge-
sellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften“
hatte nämlich im Jahre 1830 einen Preis auf die vier
besten Romanzen ausgesetzt; Dehlenschläger gehört zu
den Richtern, und mehr als siebenzig Kämpen drängten
sich zum Wettstreit heran. Zwei junge Poeten wurden
gekrönt, sie hießen Holst und Paludan-Müller,
und man täuschte sich nicht, als man glaubte, sie wür-
den entschlossen vorwärts streben auf der betretenen
Bahn. Ihre Namen haben jetzt einen guten Klang
im dänischen Lande.

Ferderik Paludan-Müller ist am 7 Februar 1809 zu
Kjerteminde geboren. Er studirte Jura, doch ohne rechten
Drang; die Göttin der Poesie sang ihm ihre Firmentlie-

der, er mochte wachen oder träumen. Durch jene gelungenen Romanzen in die Literatur eingeführt, schrieb er andere Gedichte, und eine Sammlung derselben ist unter dem Titel: „Trochæer og Jamber“ erschienen. Immer stellt die Form sich tabellos dar, ein sehr gebildeter Geschmack waltet in diesen Poesien und läßt für den Leser einen ungetrübten Genuß daraus erwachsen. Hierauf lächelte ihm die dramatische Muse freundlich lockend, der schuf ein Schauspiel, „Kjærlighed ved Hofset — die Liebe am Hofe“, das im buntromantischen Style gehalten ist. Laune und Pathos flattern darin, wie neckische Colibri's und ernsthafte Pfauen, durcheinander.

Schon immer hatte Lord Byron einen unlängbaren Einfluß auf Valudan-Müller geübt, und das Studium dieses Dichters, verbunden mit inniger Liebe zu demselben, brachten ihm ein schönes Resultat. Es war ein größeres lyrisches Epos: „Dandserinden — die Tänzerin“, (1834), das, ohne irgend nachzuahmen, wohlverwandt an Childe Harold erinnert. Die phantastereiche Ausführung sowohl, als die feinbehandelte ottavische Form, gewannen dem Gedichte die allgemeine Gunst, und auch ins Deutsche ist es übertragen worden. Das folgende Werk von Valudan-Müller war ein mythologisches Drama, „Amor und Psyche“ betitelt. Es bildet die Blütenkrone seiner bisherigen Schöpfungen, und mit vollem Rechte scholl ihm begeisterte Anerkennung entgegen. Form und Sprache sind hier Eins geworden; moderne Bildung und griechische Götterfage umschlingen sich grazienhaft, und das Ganze läßt den wohlthuendsten Eindruck zurück. Ich würde mehr über das classische Werk

agen, aber ich höre, daß Herr Bennet — der sich bereits durch die „Dania“ bekannt gemacht hat — mit dessen Uebersetzung beschäftigt ist, und da möge denn das deutsche Publicum selbst lesen und sich erfreuen.

Paludan-Müller erhielt jetzt ein königliches Stipendium und im Jahre 1837 trat er die übliche Wallfahrt nach Italien an. Eine bestimmte Ausbeute von diesem Römerzuge gab der Dichter nicht. Sein letztes Buch erschien 1841; es heißt „Adam Homo“, und ist ein episches Gedicht. Da der zweite Theil desselben bisher noch fehlt, so läßt sich darüber freilich kein abschließendes Urtheil fällen, aber man kann wohl sagen, daß die Darstellung — wenn sie auch hin und wieder gar zu sehr in's Breite greift — mit ihrer plastischen Schönheit imponirt. Leider wird die glänzende Sprache durch Obscönitäten verunziert, häßlichen Schmutzflecken gleich, die das reine Weiß einer Alabastergruppe entstellen.

Paludan-Müller hat eine schöne, jugendlich schlanke Figur, eine hohe Apollostirn, und in seinem edlen Profil lebt der Geist des Dichters.

Hans Peter Holst ist am 22. October 1811 zu Kopenhagen geboren. Er besuchte die „Schule für Bürgertugend“, und mit siebzehn Jahren kam er zur Universität. Nachdem seine Romanzen 1830 den Preis erhalten, wurden sie gedruckt, gefielen sehr, und haben sich so fest in der Gunst des Publicums behauptet, daß noch vor Kurzem eine neue Auflage nöthig war. Durch das laute Lob, das man ihm so frühzeitig spendete, wurde Holst übermüthig; alle literarische Production schien ihm nur ein heitres Spiel, er achtete der eigentlichen

Künstlerorgfalt nicht. Gedichte und Novellen gab er heraus, worin die Sprache zwar leicht und gewandt behandelt war, allein sie flatterten gar zu ungebunden, beinahe liederlich daher, wie bunte Bänder, die um einen Maibaum fliegen. Außerdem machte man ihm den gerechten Vorwurf, daß sich Reminiscenzen aus Dehlenschläger in seinen Erzeugnissen fänden, denn lag ihm die Absicht der Nachahmung auch fern, so löste sich sein poetisches Streben doch oftmals in eine fremde verehrte Individualität auf, weil ihm jede bestimmte Richtung mangelte.

Sein ausgezeichnetes Sprachtalent blieb indessen nicht ohne die verdiente Anerkennung. Drei und zwanzig Jahre alt, wurde Holst als Lector der dänischen Sprache und Literatur bei der Landcadetten-Academie zu Kopenhagen angestellt, und er hatte Schüler, die älter waren, als er. Damals vermählte er sich mit einem schönen und lebenswürdigen Mädchen; das freundlichste Familienleben entfaltete sich ihm, und immer angenehmer wurden seine Verhältnisse. Man fand keinen Preis zu hoch für seinen Sprachunterricht; Gold und Ehre strömten ihm in Fülle zu.

Doch das Glück machte ihn vorsichtig, und sein heller Geist empfand deutlich, was ihm noch fehle. Deshalb hielt er sich mit einer gewissen Blödigkeit von Schöpfungen zurück, ließ nur eine dänische Anthologie drucken, die auf den Gymnasien als Grundlage zum Vortrag der Literaturgeschichte benutzt wird, und gab vier Jahre nach einander einen Musenalmanach heraus. Unermüdlich trieb Holst in dieser Ruhezeit das Studium

moderner Sprachen und Literaturen; Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Schwedisch sind ihm vertraut wie seine Muttersprache, und jetzt liegt er mit Eifer dem Spanischen ob, denn heiße Sehnsucht zieht ihn nach Sevilla und Cordova hin.

Während Holst nun solchen Reichthum in sich aufnahm, während er sich in die Dichtungen so verschiedener Völkerschaften versenkte, ging ihm die wahre Formenschönheit auf. Crystallrein und eben wurde sein Styl, wie die Fluth des Oceans, wo wunderbare Coralleninseln mit Muschelthürmen und Polypenbäumen in dessen Tiefe ruhn. Nur eines Anstoßes bedurfte es, daß er siegend aus der Zurückgezogenheit hervortrat. Da starb am dritten December 1839 Friedrich VI., Dänemarks geliebter König, und Holst dichtete ein kleines Lied auf seinen Tod, das, weil es recht aus vollem Herzen kam, auch recht in die Herzen drang. Vielleicht hat nie ein einzelnes Gedicht solches Aufsehen gemacht, als diese fünf Verse — Becker's Rheinlied allenfalls ausgenommen. Nicht allein viele lebende Sprachen, sondern auch ins Lateinische, Griechische und Hebräische wurde es übersetzt, und eine stürmische Begeisterung für den Sänger durchzog ganz Dänemark. Henrik Steffens gedenkt derselben ausdrücklich in seiner Selbstbiographie (Band 2. Seite 65.). Um des dänischen Volks Empfänglichkeit für Poesie zu bezeichnen, schildert er die mächtige Bewegung, welche das Holst'sche Trauergedicht im Lande hervorgerufen, und fügt die Worte hinzu: „Es erinnert fast an jene alte nordische Sage von dem Skiald, der durch einige Verse zum Lobe des allgemein geliebten mythi-

schen Dänenkönigs Frode selbst König und sein Nachfolger ward."

Auf den Thron machte der bescheidene Holst freilich keine Ansprüche, doch benutzte er den günstigen Moment zur Herausgabe seiner Gedichte, die denn auch in wenigen Wochen vergriffen waren. Ueberall hatten sie Beifall gefunden, und der König von Dänemark, mit seinem Auge über die Künste wachend, verlieh ihm 1840 ein Stipendium zur italienischen Reise. Holst ging über München dorthin, kehrte über Paris zurück, und blieb fast zwei Jahre von der Heimath fern. Im Süden mußte seine poetische Kraft zur vollen Blüthe und Reife kommen, und er lebte namentlich auf Ischia und Sicilien ein rechtes freies Dichterleben. Italien ist ein Stück von seinem Dasein geworden, und ungern läßt er den treuen Palmstock aus der Hand. Holst ist ein schöner Mann, von kräftigem und doch schmiegsamen Wuchse; dunkelblondes Haar umwallt ihm die hohe, reine Stirn, und es wohnt viel Freude und Lust in seinen feurig blauen Augen.

Als erstes Ergebnis der Reise erschien 1843 ein Buch, „Ude'og hjemme — draußen und daheim" betitelt, das von Critik und Publicum sehr dankbar empfangen wurde. Es besteht aus Poesien und profaischen Skizzen, bunt durcheinander gewürfelt, wie sie dem Dichter eben erblühten. Klare Südluft wallt durch diese Blätter; Drangenhaut und Meeresfrische mischen sich mit ihr, und Italien steigt in unmittelbarer Schönheit vor uns auf. Mir fehlt der Raum, jedes einzelne treffliche Stück hier anzudeuten, doch zeichnet sich unter den

poetischen Gaben — besonders das reizende Phantastiebild: „Vocal und Traube“ aus. Ein anderes anmuthiges Gemälde: „Der sterbende Fechter“ entstand beim Anschauen jener berühmten Antike, und macht, gleich ihr, den Eindruck reinsten Classicität.

Auch die prosaischen Aufsätze, sowohl „Rosa Taddei“, als „Ischia und die Ischiatäner“, sind höchst gelungen. Holst hat seine Feder in die glühend brennenden Farben des Südens getaucht; solch Ultramarin und Gold und Purpur kennt der kalte Norden nicht. Die Krone des Ganzen aber bleibt die Novelle „Reisekameraten“, und man kann sich wahrlich kaum etwas Lieblicheres denken, als dieses Genrebild. Voll warmen Lebens lachen alle Gestalten daraus hervor: der junge, eitle, gutmüthige Franzos; die holde liebende Maria-Grazia; die italienische Wirthin mit ihren originellen Sprichwörtern, und die bereuende Theresina. Leicht und sicher sind die südtlichen Bilder hingehaucht; da ist weder Absicht noch Zwang — es macht sich alles wie von selbst. Das scheint mir aber immer die beste Bürgschaft für den Werth einer Novelle, wenn man gar keine Novelle zu lesen glaubt, und Heiberg sagte auch: der „Reisekamerad“ dürfe in keiner dänischen Anthologie fehlen, wo es sich um Musterformen handelt. Holst hat sich jetzt mit ganzem Eifer der Novelle zugewendet, er arbeitet an „sicilianischen Novellen“, und man erwartet Ausgezeichnetes davon.

Weil wir eben von dieser Dichtungsart sprechen, so muß des in Deutschland wohlbekannten Erzählers Carl Bernhard gedacht werden, dessen wahrer Name

St. Aubin ist. Im Verein mit den Professoren K. L. Kannegießer und D. L. B. Wolff — zweier tüchtigen Sprachkundiger — hat er seine Werke selbst ins Deutsche übersetzt, und die Reihe derselben wird gern gelesen. Es sind Lebensbilder aus Dänemark, welche nicht verkennen lassen, daß „der Verfasser einer Alltagsgeschichte“ als Pathe an ihrer Wiege stand. Bedauern muß man nur, daß der blumenreine Sinn dieses Modells allzusehr verloren ging, denn Bernhard's Erzeugnisse haben sich im Schlammhade der neufranzösischen Romantik zuweilen arg besprügt. Sonst wohnt aber eine muntre, lebhafte Characterauffassung darin, welche seine Novellen über die der Bremer, Flygare und anderer Damen erhebt, so daß sie den Beifall wohl verdienen, der ihnen zu Theil ward.

Ehe ich den, freilich lückenhaften, Aufsatz abschließe, will ich noch eines Buches gedenken, das erst in diesem Jahre erschien und den Titel: Enten-eller- = Entweder-oder“ führt. Der Verfasser hat sich nicht genannt; er heißt Kjerkegaard, ist Licentiat der Theologie und, vom Haupte bis zur Sohle, Hegelianer. Das Letztere documentirt sich denn, wie in den Lichtpuncten, auch in den Schattenseiten seines Buchs, welches aus zwei starken Bänden besteht, und Novelle, Aesthetik, Philosophie und sonstige Ingredienzen so kaleidoscopisch zusammenrüttelt, wie es bisher noch kaum gesehen wurde. Der erste Band ist negativ; darin wird alles verhöhnt und niedergerissen, was Jahrtausende an Sitte, Moral und Formen aufgebaut haben. So bildet zum Beispiel „des Verführers Tagebuch“ den anatomisch getreuen Ab-

druck der Seele eines Wüßlings, dem die Ehe als ein Institut erscheint, das aus Dummheit und Köhlerglauben entsprungen, und der das Heiligste mit systematischer Nichtswürdigkeit untergräbt, um einen flüchtigen Sinnenkizel zu gewinnen.

Der andre Theil des Werkes bemüht sich nun, den zertrümmerten Dom wieder aufzurichten, das tiefverletzte Gefühl wieder auszuföhnen, und so steht jenem Tagebuch ein schön geschriebenes Capitel: „die ästhetische Berechtigung der Ehe,“ gegenüber. Es ist ein breiter philosophischer Apparat benutzt worden, um massenhaft zu imponiren, doch während man des Verfassers tüchtige Studien und bedeutende Lebensanschauungen schätzen lernt, wird man durch die Selbstgefälligkeit, mit der er sein Ich fortdauernd hervorblicken läßt, unangenehm berührt. Aus dem ernstern Ganzen sprühen oft überraschende Witzfunken, und von den vielen schönen Aphorismen setze ich nur folgende hierher: „Es ist immer lächerlich, wenn Einer des Glückes Thür gewaltsam stürmen will, denn dieselbe geht nicht nach innen auf, sondern nach außen.“ — Das Buch sollte jedenfalls ins Deutsche übertragen werden.

Wenn ich meine Scizze nun beendige, so weiß ich, daß man sie in Deutschland lang und langweilig finden, während man ihr in Dänemark flüchtige Oberflächlichkeit zur Last legen wird. Der letztere Vorwurf wäre wenigstens gegründeter, als der erste, denn es ließe sich noch viel über das moderne Schriftenthum unsrer Nachbarn sagen. Allein ich denke, man darf dem Publicum nicht gleich zu schwerfällig entgegenrücken, wenn man bei ihm

Interesse für einen Gegenstand erwecken will. Im unsichern Clairobscur muß man die neue Landschaft zeigen, damit sich die Romantik der Neugier regt. Wir sind es den Dänen schuldig, uns ihre Literatur zugänglich zu machen, denn kein Volk hat reiner und feuriger, als sie, Deutschlands Poesie in sich aufgenommen. Nun läßt sich freilich nicht fordern, daß wir schnell die dänische Sprache lernen, und so zum unmittelbaren Genuß der Originalwerke gelangen sollen. Dazu fehlt es uns an Zeit. Pflicht scheint es mir nur, uns die ganze Reihe wichtiger dänischer Literaturerscheinungen in guten Uebersetzungen zu vergegenwärtigen, und diese Pflicht wurde bisher allzusehr verabsäumt. Nicht als ob so wenig von den poetischen Leistungen jener Nation in deutsche Laute gekleidet wäre — nein! aber die Uebersetzungen liegen einzeln, in hundert Maculaturwinkeln vergraben. Es ist keine Folge, keine Auswahl, kein Zusammenhang darin; mit einem Worte: es fehlt an System. Ich will hier ein Verzeichniß geben, welche Schriften der genannten Verfasser bereits deutsch existiren.

A. Anthologie.

Scandinavische Bibliothek, enthaltend eine Auswahl des Anziehendsten aus der dänischen, schwedischen und norwegischen Literatur. Redigirt von J. v. Schepe-
lern und A. v. Gähler. 2 Hefte. Kopenhagen 1837.

Die Harse des Skalken, von Julius Thomson. Berlin
1838.

Dania. Auswahl von Gedichten. Aus dem Dänischen
übersetzt von Emil Bennet. Leipzig 1841.

B. Einzelne Werke:

Andersen. Umriss einer Reise von Kopenhagen nach
dem Harze, der sächsischen Schweiz und über Berlin
zurück. Herausgegeben vom Dr. Genthe. Breslau
1832.

— Jugendleben und Träume eines italienischen Dichters.
Von L. Kruse. 2 Thle. Hamburg 1835.

— Der Improvisator. (dasselbe Werk). Von Dr. A.
C. Wollheim. Miniaturbibliothek der ausl. Classiker.
14—18 Bändchen. Hamburg und Leipzig.

— D. T. Roman. Uebersetzt von W. C. Christiani.
2 Thle. Leipzig 1837.

— Nur ein Geiger! Original-Roman. Uebersetzt von
G. F. von Jennissen. 3 Thle. Braunschweig 1838.

— Märchen und Erzählungen für Kinder. Vom Ma-
jor von Jennissen. Braunschweig 1839.

— Mein Bruder Arthur. Eine Novelle Incognito.
Miniaturbib. d. a. C. 37 und 38 Bändchen. Hamburg
und Leipzig.

— Bilderbuch ohne Bilder. Von L. M. Fouqué.
Berlin 1842.

— Eines Dichters Bazar. Von Christiani. 2 Bde.
Leipzig 1843.

* Bernhard. Das Glückskind, eine Novelle. Kopen-
hagen 1837.

* — Sämmtliche Werke. Leipzig 1840—43 (Inhalt
der erschienenen zehn Bände: I. Die Hospital-Verlobung.

II. Eine Familie auf dem Lande. III. Der Eiltwagen. Ein Sprüchwort. IV. Die Declaration. V. Der Commissionär. Tante Franzisca. VI. Der Kinderball. VII.—X. Schooßsünden.)

Blicher. Die Juden auf Hald. Novelle. Von Kruse. Leipzig 1831.

— Das Mädchen von Rhodos. Von demselben übersetzt. Leipzig 1832.

Grundtvig. Kurzer Begriff der Weltchronik. Deutsch von Volkmann, mit Anmerkungen von Rudelbach. Nürnberg 1837.

* Hauch. Die Belagerung Maastrichts. Trauerspiel. Leipzig 1834.

* — Tiberius, der dritte Cäsar. Tragödie. ebend. 1836.

— Der Goldmacher. Historischer Roman. Deutsche, vom Verf. mit zwei neuen Capiteln vermehrte Ausgabe. Von Christiani. Kiel 1837.

— Eine polnische Familie, oder die verlorenen Kinder. Nach dem Manuscript. 2 Thle. Leipzig 1840.

* Heiberg. Der Zufall, aus dem Gesichtspuncte der Logik betrachtet. (Als Einleitung zu einer Theorie des Zufalls.) Kopenhagen 1825.

* — Die nordische Mythologie, aus der Edda und Dethenschlägers mythologischen Dichtungen dargestellt. Schleswig 1827.

— Ein Jahr in Copenhagen. Novelle. Von Kruse. 2 Thle. Leipzig 1836.

*) Die mit einem * bezeichneten Werke sind von den Verfassern selbst deutsch herausgegeben.

- Maria. Siehe: Verfasser einer Alltagsgeschichte.
Herz. Das Haus Svend Dyrings. Romantische Tra-
gödie. Uebersetzt 1839. Hamburg.
- Amo's Geniestreiche. Nach der Original-Dichtung
deutsch bearbeitet. Kiel, 1840.
- Holst. Der Reisekamerad. Novelle. Von Eduard Boas.
Grenzboten, Jahrgang 1844, Novellenbibliothek 1 Bd.
5 Lieferung.
- Jngemann. Blanca. Ein Trauerspiel. Metrisch
übersezt von Lewegow. Kopenhagen 1815.
- Der Hirte von Tolosa. Trauerspiel. (Von Scholz.)
Schleswig 1819.
- Märchen und Erzählungen. Frei übersezt von
Loh. Leipzig 1821.
- Dasselbe Buch u. d. T.: Abentheuer und Erzählun-
gen in Callot-Hoffmannscher Manier. Von Bertels.
Leipzig 1826.
- Die Unterirdischen. Roman. Von Loh. Hamburg 1822.
- Der Löwenritter. Tragödie. Metrisch übersezt von
Lange. Altona 1825.
- Tasso's Befreiung. Dramatisches Gedicht. Von
Gardhausen. Leipzig 1826.
- Dasselbe Werk. Von A. Dietrich. Als 18 Bänd-
chen des „Klassischen Theaters der Ausländer“. Leipzig.
- Waldemar der Sieger. Historischer Roman. Von
Kruse. 4 Thle. Ebd. 1827.
- Die erste Jugend Erik Menveds. Von Kruse. 4
Thle. Ebd. 1829.
- König Erik und die Geächteten. 3 Th. Kiel 1834.

- Prinz Otto und seine Zeit. Historischer Roman. Von Kruse. Leipzig 1835.
- Dehenschläger. Briefe in die Heimath auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich. Von Georg Loß. 2 Bde. Altona 1820.
- Erik und Abel. Trauerspiel. Von Lewekow. (Vergl. des Dichters eigne Ueberdichtung in 9 Bde. seiner Schriften.) Schleswig 1821.
- Die Dichter im Leben. Von Loß. Stuttgart 1821.
- Die Blutbrüder. Trauerspiel. Frei übersetzt von Loß. Leipzig 1823.
- Tordenskiold. Drama mit Gesängen. Von demselben. (Siehe Dehenschläger's dramatische Dichtungen, Band 1.) Cassel 1823.
- Die Götter Nordens. Episches Gedicht in drei Büchern. Uebertragen und mit einem mythologischen Wörterbuch versehen von Glückselig (Gustav Thormad Legis). Leipzig 1829.
- Schriften. Ausgabe letzter Hand. 18 Bändchen (Inhalt: 1—2. Selbstbiographie. 3—5. Dramatische Märchen. 6—10. Trauerspiele. 11—14. Lust- und Singspiele. 15. König Hroar. 16. Novellen. 17. Märchen. 18. Gedichte.). Breslau 1829—30. Neue Ausgabe 1839.
- * — Morgenländische Dichtungen. 2 Thle. (1. Die Fischerstochter. 2. Die Brüder von Damask.) Leipzig 1831.
- * — Dramatische Dichtungen. 2 Thle. (1. Torden-

- sköld. Der falsche König Olaf. 2. Die italienischen Räuber.). Hamburg 1835.
- Paludan-Müller. Die Tänzerin. Aus dem Dänischen übersetzt. Kiel 1835. (Hamburg.)
- Verfasser einer Alltagsgeschichte. Novellen. Von Christiani. (Inhalt: Eine Alltagsgeschichte. Traum und Wirklichkeit. Der magische Schlüssel. König Hirsch.) Leipzig 1835.
- Erzählungen aus der Kopenhagener fliegenden Post. Von Kruse. 3 Thle. (I. Eine Alltagsgeschichte. Clara's Selbstbekenntnisse. II. Die Rattern am Busen. Rädchen. Das Kaninchen. III. Die hellen Nächte. Heirathsgesuch.) Ebd. 1834—35.
- Maria, eine Novelle. Herausgegeben von Joh. Ludw. Heiberg. Uebersetzt von Christiani. Ebd. 1839.
- * Winther. Judith. Bruchstück eines Gedichts, nebst dänischer Uebersetzung von H. P. Holst. Kopenhagen 1837.

Man zeihe mich nicht der Trockenheit, denn alle Blumen der Sprache reichen nicht aus, um einen bibliographischen Catalog darunter zu verstecken.

Ich bin überzeugt, der Leser wird hier mehr dänische Werke in Uebersetzungen gefunden haben, als er irgend erwartete, und es ist ihm der Weg angedeutet, auf dem er lustwandeln und bequem diejenigen Früchte pflücken kann, die seinem Geschmack am meisten zusagen.

Hat er nur erst eine kurze Strecke zurückgelegt, dann kehrt er gewiß nicht wieder um. Den Uebersetzern zeigen sich aber recht deutlich die störenden Lücken, und sie werden fühlen, wie ehrenhaft es sei, dieselben auszufüllen. Mehrere vorzügliche Geister sind noch ganz vernachlässigt worden, und ihre Namen werden von anderen über-
tönt, die ein Monopol erlangt haben, mit allen ihren Productionen vor's Publicum zu treten. Kann dies nach Recht und Wahrheit richten, wenn es nur die Eine Partei gehört hat? Dagegen sträubt sich deutsche Redlichkeit und Treue!

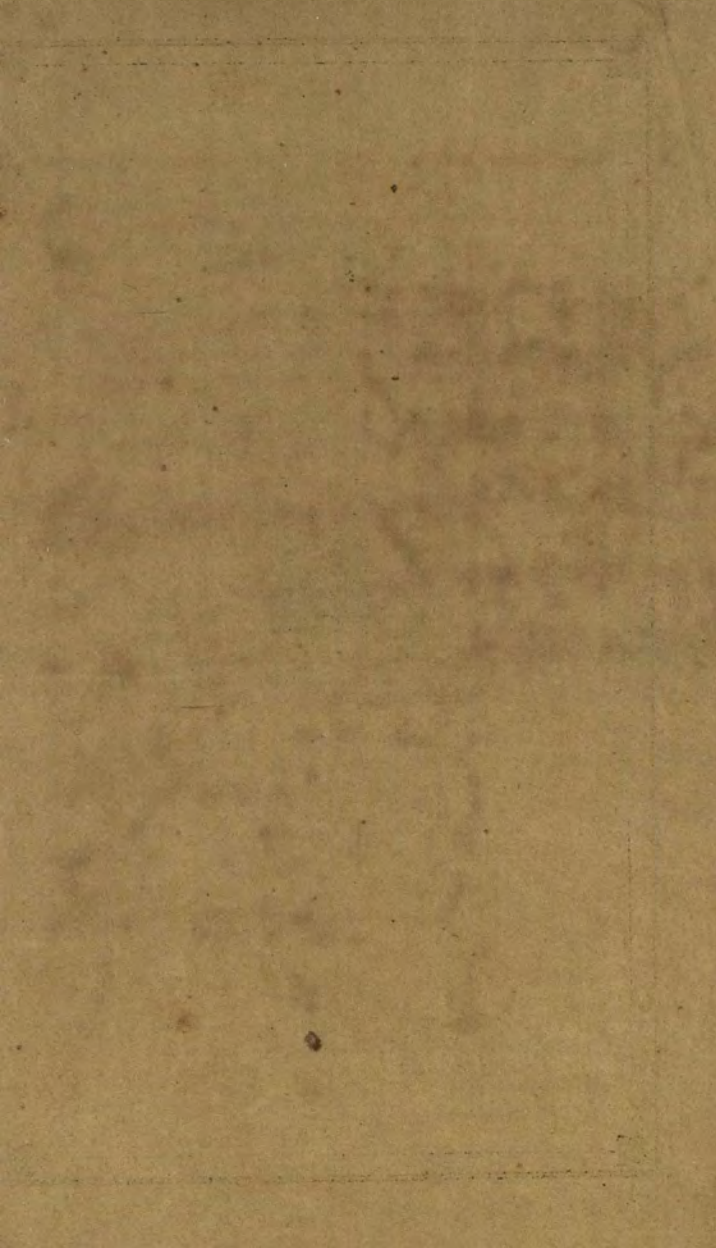


Druckfehler.

Leider wimmelt es im vorliegenden Buche von diesen dunklen Dämonen, wie in einem Ameisenhaufen. Die morz- schen Regeln der Sprache sind umgestürzt, bei der Orthogra- phie geben sich kühne Neuerungen kund, und eine wilde Emeute hat den sonst so geordneten Staat der Interpunktions- zeichen verwirrt. Nun, ich ergebe mich — la illah il Allah! Fertig gedruckt, halte ich die Bogen des Werkchens in der Hand, und „ich kann nichts thun, als dich beklagen, weil ich zu schwach zum Helfen bin.“ Nur einige Irrthümer, die den Sinn gar zu sehr beeinträchtigen, will ich hier andeuten, alles Uebrige meinem freundlichen Leser überlassend.

Seite	5. 3.	13 v. u.	lies: a und ö.
=	17.	= 6 v. o.	st. Bier l. Eier.
=	29.	= 1 v. u.	st. Beschlossenheit l. Entschlossenheit.
=	37.	= 2 v. o.	st. um l. nun.
=	44.	= 3 v. u.	st. Reichen l. Reich.
=	52.	= 6 v. o.	st. hinab= l. hinanklettern.
=	52.	= 13 v. u.	st. basiliskenz l. basilikenartige.
=	—	= 8 v. u.	l. hell, hoch und kompakt.
=	78.	= 3 v. o.	st. Lebewohl l. Lebehoch.
=	94.	= 15 v. o.	st. angreifen l. anpreisen.
=	99.	= 8 v. o.	st. erhäbt l. erhält.
=	100.	= 14 v. o.	st. Bibliotheken l. Leihbibliotheken.
=	102.	= 5 v. u.	l. später nicht dran denken ic.
=	114.	= 4 v. u.	l. Sandberg'sche.
=	133.	= 7 v. u.	st. seine l. seien.
=	134.	= 15 v. u.	st. den ließ denn.
=	158.	= 13 v. o.	st. seinem l. seinen.
=	—	= 14 v. o.	st. wollte l. sollte.
=	163.	= 3 v. u.	l. verzweifelnder.
=	183.	= 1 v. o.	l. Hörningsholm.
=	185.	= 14 v. u.	l. Munterkeit.
=	188.	= 14 v. o. und 10 v. u.	l. Stätbaken.
=	203.	= 1 und 3 v. u.	l. Notal=.
=	207.	= 12 v. o.	l. Censur.
=	272.	= 13 v. u.	st. Anzahl l. Unzahl.
=	282.	= 8 v. o.	st. Land l. Band.
=	—	= 11 v. u.	st. wirs l. wird.
=	288.	= 7 v. u.	st. Strahl l. Stahl.
=	290.	= 16 v. u.	st. Steensen l. Steen Steensen.
=	—	= 6 v. u.	st. Sahvannen l. Savannen.
=	292.	= 15 v. u.	st. Weltchronik" l. Weltchronik."
=	293.	= 14 v. u.	st. tieffinnigen l. tiefinnigen.

Seite	295.	3.	1	v. o.	nach	waren	ein	Semicolon	zu	sehen.	
"	—	"	11	v. u.	nach	warf	ein	Komma	zu	sehen.	
"	296.	"	1	v. o.	nach	voltizirte	ein	Semicolon	zu	sehen.	
"	297.	"	9	v. o.	st.	rythmische	l.	rhythmische.			
"	299.	"	11	v. o.	st.	vorherein	l.	vornherein.			
"	—	"	1	v. u.	st.	umwebte	l.	Lumwebte.			
"	300.	"	7	v. o.	st.	irischen	l.	firischen.			
"	—	"	11	v. o.	st.	jedem	l.	jeden.			
"	—	"	12	v. o.	nach	Schrift	ein	Colon	zu	sehen.	
"	—	"	8	v. u.	st.	notwendig	l.	nothwendig.			
"	—	"	6	v. u.	st.	geläuterten	l.	geläutertem.			
"	301.	"	8	v. o.	st.	größerec	l.	größerer.			
"	302.	"	3	v. u.	st.	könnten	l.	können.			
"	303.	"	5	v. o.	st.	Strahlen	l.	Sternen.			
"	—	"	10	v. o.	st.	betitelt	l.	betitelt.			
"	—	"	4	v. u.	st.	verblendende	l.	veredelnde.			
"	—	"	3	v. u.	st.	Frederike	l.	Frederika.			
"	—	"	2	v. u.	st.	Bremers	l.	Bremer's			
"	305.	"	9	v. u.	st.	Refügie's	l.	Refügiés.			
"	310.	"	5	v. o.	st.	einem	l.	einen.			
"	—	"	8	v. o.	ist	hervor	zu	streichen.			
"	—	"	16	v. o.	nach	verliebt	ein	Punkt	zu	sehen.	
"	—	"	2	v. u.	nach	zu	ein	Punkt	zu	sehen.	
"	312.	"	6	v. o.	st.	Rococo	l.	Rococo.			
"	—	"	8	v. u.	st.	seine	Berschleirung	l.	eine	Ber- schleirung.	
"	313.	"	5	v. o.	st.	er	sich	l.	er	sah	sich.
"	317.	"	10	v. o.	st.	zeibändige	l.	zweibändige.			
"	319.	"	7	v. u.	st.	den	l.	denn.			
"	—	"	3	v. u.	st.	solchen	l.	solchem.			
"	320.	"	5	v. o.	st.	Nuz	l.	nuß.			
"	—	"	16	v. u.	st.	ihn	l.	ihm.			
"	321.	"	17	v. o.	st.	Beide	l.	beide.			
"	—	"	20	v. o.	st.	gehört	l.	gehörte.			
"	—	"	3	v. u.	st.	Ferderik	l.	Frederik.			
"	—	"	1	v. u.	st.	Firmenlieder	l.	Sirenenlieder.			
"	322.	"	9	v. o.	st.	lockend,	der	l.	lockend,	und	er.
"	323.	"	8	v. o.	st.	lestets	l.	lestés.			
"	325.	"	11	v. u.	st.	viele	l.	in	viele.		
"	326.	"	8	v. o.	st.	seinem	l.	feinem.			
"	330.	"	7	v. u.	st.	Anthologie	l.	Anthologien.			
"	—	"	2	v. u.	st.	Skalken	l.	Skalden.			
"	333.	"	4	v. o.	st.	Amo'rs	l.	Amor's.			
"	334.	"	7	v. o.	st.	in	l.	im.			





28361